This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Christiane von GOETHE

EIN BEITRAG ZUR PSYCHOLOGIE GOETHES

Delphin-Verlag München

243

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Christiane von Goethe

Zum 100. Todestag Christianens

F. Buri: Chriſtiane von Goethe

Chriſtiane von Goethe

Ein Beitrag

zur Pſychologie Goethes

von Etta Federn

Mit 30 Bildern

Delphin-Verlag München

Einbandzeichnung von Emil Preetorius

Copyright 1916 by Delphin-Verlag
Dr. Richard Landauer, München

Inhalt

1. Buch: Biographie 7
2. Buch: Charakteriſtik 87
3. Buch: Chriſtiane und Goethes Dichtung . . . 203
Schlußwort 251
Brief Goethes an Chriſtiane. Handſchrift 255
Goethes eigenhändige Anſchrift an Chriſtiane . . 256
Brief Chriſtianens an ihren Sohn Auguſt. Handſchrift 257
Quellenangaben 261
Namen- und Sachregiſter 263

Verzeichnis der Tafeln

1. F. Buri: Chriſtiane von Goethe
2. Chriſtianens Taufanzeige
3. Das Bertuch'ſche Haus in Weimar (die frühere Blumenfabrik)
4. Goethe: Die ſchlafende Chriſtiane
5. Die Sakriſtei der Weimarer Hofkirche
6. J. H. Meyer: Chriſtiane und Auguſt von Goethe
7. Aufgang zum Goethehaus von der Gartenſeite
8. Goethe (?): Studie zu Chriſtianens Bildnis
9. Chriſtiane (?) von Lips
10. Radierung von Lieber nach einer Handzeichnung Goethes
11. J. Raabe: Goethe 1811
12. J. Raabe: Chriſtiane von Goethe
13. J. Raabe: Auguſt von Goethe
14. Ausblick auf Goethes Garten mit Pavillon
15. Weiſer: Büſte von Chriſtiane von Goethe
16. Das Grab Chriſtianens

Erſtes Buch

Biographie

In den Weimariſchen Wöchentlichen Frag- und Anzeigen auf das Jahr 1765, in der Nummer 45 von Mittwoch, dem 5. Junius, findet ſich zwiſchen allerlei Mitteilungen über Verkaufsangebote, Mietsanzeigen, Raub, Mord und Totſchlag unter der Rubrik „Gebohrne“ die Nachricht: „Am 3ten dieſes Monaths hat der Herr Amts-Copiſt Vulpius, ſein Töchterlein, Johanna Chriſtiana Sophia in Fürſtl. Hofkirche taufen laſſen.“

Dieſe am 3. getaufte, am 1. Juni geborene Johanna Chriſtiana Sophia iſt ſpäter die vielverleumdete, vielgeſchmähte und vielgeliebte Hausgenoſſin und Gattin Goethes Chriſtiane geworden. Wenig Frauen gibt es, die noch in unſerer Zeit ſo ſehr Mittelpunkt eines ganzen bunten Legendenkreiſes waren, wie die kleine Freundin Vulpia. Und ſogar das Datum ihrer Geburt iſt von Legenden umwoben. Goethe feierte ihren Geburtstag am 6. Auguſt, ihr Bruder Chriſtian Auguſt ſchrieb dem gemeinſamen Freunde Nikolaus Meyer, ſie ſei an ihrem Geburtstag, dem 6. Juni, in der Stunde ihrer Geburt, der Mittagsſtunde, geſtorben. Die Kirchenbücher geben den 1. Junius als Geburtstag an, und da wir auch das Zeugnis der Weimarer Zeitung von 1765 haben, der wir ein hellſeheriſches Vorausahnen von Chriſtianens Geburt kaum zutrauen können, ſind wir wohl berechtigt, den 1. Juni als Geburtstag anzunehmen.

Was Goethe veranlaſſen konnte, ihren Geburtstag zu verlegen, wiſſen wir nicht, wir wiſſen überhaupt verhältnismäßig wenig von der einzigen Frau, die imſtande war, Goethe in 28jährigem Zuſammenleben an ſich zu feſſeln, ſo daß der Leichtbewegliche, leichtliebende und Liebe Erregende immer wieder zu ihr zurückkehrte. Was wir aber wiſſen können, das widerſpricht ſo ſehr den allgemein verbreiteten Sagen und Märchen, daß es ſich wohl lohnt, den Spuren dieſer anſpruchsloſen und hingebendſten Frau nachzuforſchen.

Von Chriſtianens Kindheit wiſſen wir gar nichts, wenn wir nicht das Zeugnis der VIII. römiſchen Elegie für eine ziemlich trübe und liebearme Kindheit annehmen wollen. Mehr iſt uns über Chriſtianens Familie bekannt. Wie ſchon die Geburtsanzeige angibt, entſtammt ſie einem Juriſtenhauſe. So weit ſich die Familiengeſchichte der Vulpius zurückverfolgen läßt (Vulpius iſt übrigens kein ſo ſeltener Name, und auch in Weimar ſelbſt gibt es noch andere Familien Vulpius, die mit der Chriſtianens in keine Verbindung zu bringen ſind), handelt es ſich um eine Familie von Geiſtlichen und Juriſten. 1597 verzeichnet das Kirchenbuch: Kantor Melchior Vulpius ein Sohn. 1604 erſchienen von eben dieſem Kantor Melchior Vulpius: Kirchengeſang und geiſtliche Lieder. Melchior Vulpius, der aus Waſungen eingewandert iſt, ſcheint einen ſchon erwachſenen Sohn Bartholomäus mitgebracht zu haben, denn dieſer läßt nach den Eintragungen des Kirchenbuchs 1616 ſeinen Sohn wieder auf den Namen Melchior taufen. 1644 tauft ein Pfarrer Johannes Vulpius aus Ulla ſeinen Sohn Johannes Melchior. Und Ende des 17. Jahrhunderts finden wir einen Sohn oder Enkel des alten Kantor Melchior als Pfarrer in Rothenſtein und Olknitz an der Saale. Dieſer führte die Vornamen Johann Friedrich, und ſein einziger Sohn, der auch wieder Johann Friedrich hieß, war in Weimar „Juris Practicus“ und ſpäter „Hochfürſtlich-Sächſiſcher Hof-Advocatus Extraordinarius“. Er heiratete 1723 und hatte wieder einen einzigen Sohn, Johann Friedrich, der auch Juriſt wurde und am 13. November 1760 Chriſtiane Margarethe Riehl, die älteſte Tochter des Bürgers und Manufaktur-Verlegers Johann Philipp Riehl heiratete. Dieſer Ehe entſtammten drei Kinder, oder richtiger vier, von denen aber nur drei am Leben blieben: Chriſtian Auguſt, Johanna Chriſtiana Sophia, und Erneſtine. Die Mutter ſtarb früh, der Vater heiratete zum zweitenmal und hatte in dieſer zweiten Ehe wieder vier Kinder. Und als er 1786 als Amtsarchivar ſtarb, blieb die zahlreiche Familie in

großer Not zurück. Wohl erzählte man in Weimar, er sei an der Trunksucht zugrunde gegangen, da wir aber hierfür keinen anderen Beleg haben als den der durchaus nicht einwandfreien Weimarer Tradition, die in bezug auf die Familie Vulpius aus später genauer zu entwickelnden Ursachen noch weniger glaubwürdig ist als sonst wohl, dürfen wir daran zweifeln.

Eines ist sicher, der trunksüchtige Amtsarchivar hat seinen Kindern, wie wir vor allem aus dem Zeugnis des Sohnes wissen, eine möglichst gute Erziehung geben wollen. Im „neuen Nekrolog der Deutschen" steht in bezug auf diesen Sohn, den später bekannten Schriftsteller Christian August Vulpius, der 1762 als ältestes Kind geboren worden war: „Sein rechtschaffener Vater verkannte dies Talent (zur Schriftstellerei) in ihm nicht, und ohne es zu überbieten oder vorzugsweise zu pflegen, sorgte er vielmehr für eine tüchtige Schulbildung, wozu ihm das weimarische Gymnasium und der als Romantiker bekannte Professor Musäus hilfreiche Hand bot."

Im 20. Jahr ging Christian August Vulpius nach Jena, später nach Erlangen. Er studierte Jura, Heraldik, Numismatik und Geschichte. Er begann zu schreiben, natürlich im Zeitgeschmack, da es ihm dabei hauptsächlich um den Gelderwerb zu tun sein mußte, war er doch die einzige Stütze seiner in Not geratenen Familie.

Denn wenngleich Christiane, seine um drei Jahre jüngere Schwester, sich bemühte, in der von Bertuch begründeten Blumenfabrik auch etwas Geld zu verdienen, so mag man sich wohl denken, wie gering diese Einnahmen gewesen sein müssen. Denn diese Bertuchsche Blumenfabrik war durchaus nicht für den Gelderwerb im Großen eingerichtet. Ein Reisender namens Christoph Friedrich Ruick, der im November 1783 nach Weimar kam, besuchte auch das von Rat Bertuch unter Leitung seiner Frau und unverheirateten Schwägerin begründete gewerbliche Unternehmen. Er war der Meinung, daß es sich um eine Töchterschule handle, und war erstaunt, etliche 20

„mambare Staatsjungfern, worunter mehrere würklich von Stand“ mit der Anfertigung künſtlicher Blumen für den Verkauf beſchäftigt zu ſehen.

Eine Fabrik, in der Staatsjungfern von Stand, das heißt von Adel, ſich betätigen, pflegt aber durchaus nicht eine Intenſität der Arbeit zu bezwecken. Überhaupt war ja das Blumenmachen in jener Zeit eine Beſchäftigung für Bürgerfrauen und Damen, die ſich eine kleine Einnahme verſchaffen wollten, wie wir am beſten aus dem Beiſpiel von Humboldts „Freundin“ erſehen können. Bertuch hat ſeine Blumenfabrik auch nie anders angeſehen, das zeigt uns ein Brief an Knebel vom 17. Mai 1782. Er ſchreibt: „Es iſt eine Entrepriſe meiner Frau, die nach und nach dem größten Teile unſerer leider unbeſchäftigten Mädchen der mittleren Klaſſe ſehr heilſam wird. Ihre Arbeiten haben ſich, ſeitdem Sie nichts davon geſehen, unendlich verbeſſert, und ich hoffe, ſie ſollen endlich den beſten Pariſer Arbeiten von dieſer Art zur Seite ſtehen. — Vor jetzt arbeiten nur wegen Mangel des Raums erſt 10 Mädchen vier Tage in der Woche in meinem Hauſe (dem jetzigen Hotel Chemnitius); ſobald aber meine Manſarde im Sommerhauſe, welches ich jetzt ausbaue, fertig iſt, hoffentlich zu Johannistag, ſo iſt der Zuſchnitt auf 50 gemacht. Sie werden ſich freuen, Lieber, wenn Sie wieder einmal einen Flug zu uns tun und dieſen tätigen Ameiſenhaufen ſehen.“*

In dieſer Bertuchſchen Blumenfabrik ſoll auch das erſte Zuſammentreffen Goethes mit Chriſtiane erfolgt ſein. Goethe ging mit einem jungen Offizier zuſammen in die Fabrik, wobei dieſer einen unziemlichen Witz gegen Chriſtiane verſuchte und ſie ihn ſcharf abfertigte. Man erzählt, daß dieſes Erlebnis

* Die Mitteilungrn entſtammen dem Buch: Friedrich Juſtus Bertuch, ein Beitrag zur Geſchichte der Goethezeit von Dr. Wilh. Feldmann. Saarbrücken 1912, und dem Buche Bode's: Damals in Weimar. (Kiepenheuer). Ich verdanke ſie der gütigen Vermittlung von Herrn Sanitätsrat Vulpius in Weimar.

im „Neuen Pauſias und ſein Blumenmädchen“ noch nachgeklungen habe.

Wie dem auch ſei, ſo war dieſes erſte Zuſammentreffen von Goethe und Chriſtiane jedenfalls ganz ohne Bedeutung für beide. Goethe hat ſich damals gewiß noch nicht für ſie intereſſiert, wenngleich er ſchon vor ſeiner italieniſchen Reiſe bemüht war, ihren Bruder, deſſen Begabung ihm auffiel, zu unterſtützen und zu fördern.

Während der italieniſchen Reiſe und nach ſeiner Rückkehr in dem ganzen Drang und Kampf und in der Vereinſamung ſeines damaligen Lebens vergaß Goethe die Familie Vulpius und den jungen Schriftſteller, der ihr Haupt war, und ein Bittgeſuch, das Chriſtiane ihm im Park überreichte, ſollte ihn erſt wieder an Vulpius mahnen.

Dieſes Bittgeſuch hatte nun weitere und tiefergreifende Folgen, als irgend jemand anfangs denken konnte. Es hat für Goethe ſelbſt eines der wichtigſten und in ſeine ganze Exiſtenz einſchneidendſten Erlebniſſe hervorgerufen, ein Erlebnis, das von ſo langer Dauer war, daß man es richtiger als ein Leben bezeichnen könnte.

Vor allem war Goethe bemüht, für den jungen Vulpius zu ſorgen, der 1788 Privatſekretär beim Freiherrn v. Soden in Nürnberg war, und ſpäter eine ähnliche Stellung beim Grafen v. Egloffſtein auf Egloffſtein übernahm. Goethe ſchrieb ſeinetwegen an ſeinen Jugendfreund F. H. Jacobi: „Du verlangſt einen jungen Mann zum Sekretär und zum Unterricht Deiner Kinder und ich habe eben einen, den ich gar zu gerne unterbringen möchte, ich wünſchte nur, daß er auch Dir recht wäre. Sonderbar iſt's, daß ich neulich ihn Dir empfehlen wollte, auch etwa der Fürſtin (Gallitzin), weil Euch doch manches vorkommt, und daß eben mit Deinem Brief einer von ihm ankommt, worin er mir ſeine Not klagt und meine Interzeſſion anruft. Er hat von Jugend auf Dispoſition zu den Wiſſenſchaften gezeigt und hat früh aus Neigung und Not geſchrie-

ben und drucken laſſen. Er heißt Vulpius, Du haſt ſeinen Namen irgendwo geleſen. Das iſt nun nicht eben die beſte Rekommendation. Wir erſchrecken über unſere eigenen Sünden, wenn wir ſie an andern erblicken. Es ward ihm ſauer genug, auf eine ſolche Weiſe ſich und einige Geſchwiſter zu unterhalten, er kam nicht zeitig genug hier in eine gewiſſe Karriere, ſehnte ſich nach einem Poſten und ward Sekretär bei einem Kreisgeſandten v. Soden in Nürnberg, der ihn als ein echter Geizhals behandelte und ihm nun den Abſchied gibt, weil ein anderer für noch weniger Geld noch mehr Arbeit im Hauſe übernehmen will. Er ſchreibt eine Hand, die nicht ſchön aber gemütlich iſt. Von ſeinem franzöſiſch kann ich nicht ſagen, wie weit er es verſtehet, ſoviel weiß ich, daß er artig Italieniſch kann. Er hat eine gute Bildung und aus ſeinen Handlungen und Äußerungen ſchließe ich, ein gutes Gemüt. Ich habe mich ſeiner vor einigen Jahren angenommen, in meiner Abweſenheit verlor er jede Unterſtützung und ging, wie ſchon geſagt, nach Nürnberg. Freilich kann ich nicht ſagen, daß ich ihn genau kenne, ich habe mich für ihn intereſſiert, ohne ihn zu beobachten, ich habe ihm einige Unterſtützung verſchafft, ohne ihn zu prüfen. Seit mehr als zwei Jahren habe ich ihn nicht geſehen und kann Dir ihn alſo nur bedingt empfehlen. So viel kann ich ſagen, daß ich ihn, wenn ich einen ſolchen Menſchen brauchte, zum Verſuch ſelbſt nehmen würde, das iſt aber noch nicht genug für Dich. Bedenke nun, was ich da geſagt habe, ich will ihm ſchreiben, Dich nicht nennen, ihn über ſein Latein, Franzöſiſch uſw. befragen. Für ihn wäre es ein großes Glück, wenn Du ihn nähmſt, aber es iſt die Frage, ob Du auch bedient wäreſt . . . Eigentlich hat der junge Vulpius, den ich Dir empfehle, Jura ſtudiert, ſich auch auf Geſchichte und Numismatik gelegt."

Was Goethe an Vulpius vor allem hervorzuheben wußte, iſt ſeine gute Bildung, und zwar tat er das zu einem Zeitpunkt, wo er noch nicht wiſſen konnte, welche Bedeutung Vul-

pius' Schweſter für ihn gewinnen, und wie man ihm und Chriſtiane ihre „niedrige und ungebildete" Abſtammung zum Vorwurf machen würde. Es iſt intereſſant zu verfolgen, wie hier gleich im Keim eine der Legenden um Chriſtiane durch ein einziges gültiges Dokument zu widerlegen iſt.

Aber nicht nur dem Jugendfreund, mit dem Goethe damals noch recht herzlich verbunden war, auch dem Profeſſor der Theologie in Erlangen, Hufnagel, empfiehlt Goethe ſeinen zukünftigen Schwager. Und wir wiſſen wohl und können es auch aus der Art der Empfehlungen ſehen, die uns von Goethes Hand überliefert ſind, wie vorſichtig er gerade mit ſolchen Schriftſtücken umzugehen pflegte, wir wiſſen auch, daß er Empfehlungen mehr als einmal verweigerte, wenn er ſie nicht mit vollem Herzen geben zu dürfen glaubte.

In dem Schreiben an Hufnagel heißt es: „Ew. Wohlgeboren mir bekannte menſchenfreundliche Geſinnungen flößen mir das Vertrauen ein, Ihnen dieſen jungen Mann (Vulpius) zu empfehlen. Er iſt beſcheiden genug, um nicht überläſtig zu ſein, könnten Sie aber bei Ihren mannigfachen Konnexionen irgend etwas für ihn wirken, das ihm auf eine Zeitlang oder gar auf ſein ganzes künftiges Leben Vorteil brächte, ſo würden Sie gewiß keinen Undankbaren verbinden und mich zu angenehmen Gegendienſten dadurch auffordern. Gönnen Sie ihm indeſſen einigen Zutritt, ſtehen Sie ihm indeſſen mit gutem Rat bei und laſſen mich von ſeiner Aufführung einige Nachricht hören."

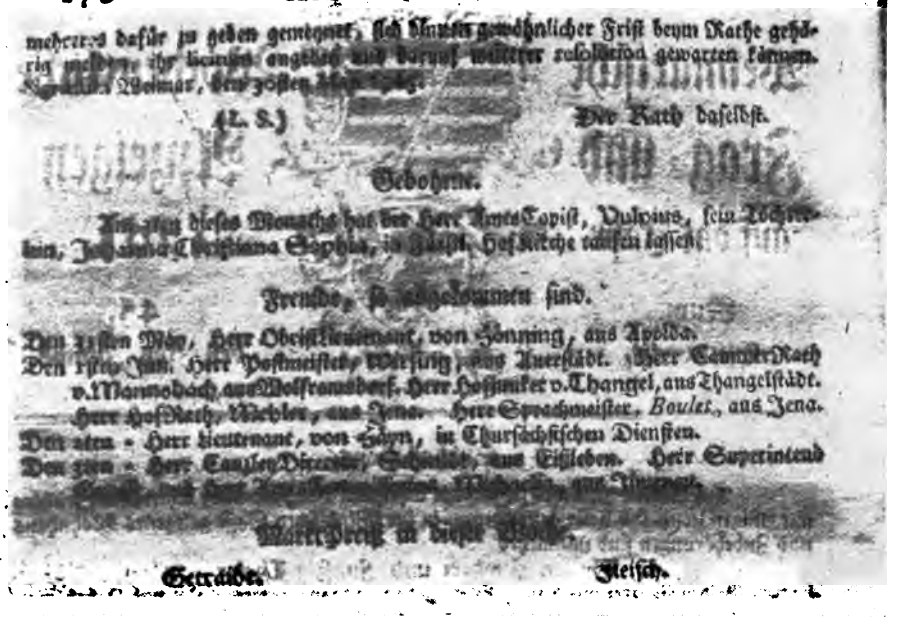
Und wieder ein halbes Jahr ſpäter, am 23. April 1789, empfiehlt ihn Goethe an ſeinen Verleger Göſchen, indem er ſchreibt: „In einiger Zeit wird ſich ein junger Mann bei Ihnen melden, der Vulpius heißt und dem ich den einliegenden Brief einzuhändigen bitte. Er iſt von guter Art und nicht ohne Talente, können Sie ihm, da er ſich in Leipzig aufzuhalten gedenkt, Arbeit verſchaffen, ihm durch Empfehlung oder ſonſt nützlich ſein, ſo werden Sie mich verbinden.

Da ich mich ſeit langer Zeit für ihn intereſſiere, ihn aber in einigen Jahren nicht geſehen habe, ſo wünſchte ich: Sie ſchrieben mir ein Wort, wie Sie ihn finden. Aus ſeinen Briefen muß ich vermuten, daß ſein Gemüt durch verdrießliche Schickſale gelitten hat."

Es dauerte nicht mehr lange, da fand Goethe ſelbſt Verwendung für ſeinen Schützling, Vulpius kam nach Weimar und wurde ſowohl beim Theater wie bald auch an der Bibliothek von Goethe angeſtellt. Es iſt anzunehmen, daß er auch ſpäter nie „überläſtig" geworden iſt, denn das gute Einvernehmen zwiſchen den Familien Vulpius und Goethe dauerte fort und befeſtigte ſich nur immer mehr.

Als Vulpius nach Weimar zurück kam, fand er die Situation ſehr verändert: ſeine Schweſter Chriſtiane und mit ihr die jüngere Schweſter Erneſtine, ſowie eine Tante der Vulpius' namens Juliane lebten im Hauſe Goethes. Chriſtiane hatte einen Sohn von Goethe, den am 25. Dezember 1789 geborenen Julius Auguſt Walther, der ein Pathenkind des Herzogs Karl Auguſt war. Es ſcheint nicht, daß er oder ſonſt ein Mitglied der Familie Vulpius Anſtoß an dieſem Verhältnis genommen hat, auf das ſich wahrſcheinlich eine Stelle in einem Briefe Goethes an den Herzog bezieht, die lautet: „Ich ſchäme mich vor Ihnen dieſer ſtudentiſchen Ader nicht!" Sicher bedeutete Chriſtiane damals nicht ſehr viel für Goethe, ſie war ihm die liebe kleine Freundin, das Dirnchen, das er in vielen venetianiſchen Epigrammen pries, und das Hausmütterchen, das ſich ſeiner Wirtſchaft annahm und ihm das Behagen verſchaffte, das gerade eine Natur wie die Goethes, am ſchwerſten entbehren konnte.

Aber dieſer friedliche und erfreuliche Zuſtand, der nur von den Reiſen Goethes unterbrochen wurde, und dem die böſen Zungen von Weimar nicht viel anhaben konnten, dauerte nicht in ungetrübtem Glücke fort. Schon 1791 traf Chriſtiane die erſte ſchwere Prüfung, ein totgeborenes Söhnlein iſt am 15. Ok-



mehreres dafür zu geben gemeynet, sich binnen gewöhnlicher Frist beym Rathe gehörig melden, ihr licitum angeben und darauf weiterer resolution gewarten können. Signatum Weimar, den 30sten [illegible]

(L. S.) Der Rath daselbst.

Gebohrne.

Am 2ten dieses Monaths hat der Herr AmtsCopist, Vulpius, sein Töchterlein, Johanna Christiana Sophia, in Fürstl. HofKirche taufen lassen.

Fremde, so angekommen sind.

Den 11ten May, Herr Obristlieutenant, von Hönning, aus Apolda.
Den 1sten Jun. Herr Postmeister, Wersing, aus Auerstädt. Herr CammerRath v. Mannsbach, aus Wolframsdorf. Herr Hofjunker v. Thangel, aus Thangelstädt. Herr HofRath, Mehler, aus Jena. Herr Sprachmeister, *Boulet*, aus Jena.
Den 2ten - Herr Lieutenant, von Häyn, in Chursächsischen Diensten.
Den 3ten - Herr CanzleyDirector, [illegible], aus Eißleben. Herr Superintend [illegible]

MarktPreiß in dieser Woche.

Getraide. Fleisch.

Die Geburtsanzeige Christianens

tober in den Totenbüchern der Stadtkirche verzeichnet. Chriſtiane hat dieſen Verluſt ſchnell überwunden, ſie lebte ſtill mit den Ihrigen und mit dem geliebten Manne zuſammen, ſie hatte nie zur Geſellſchaft gehört, die Achtung der Geſellſchaft tat ihr darum auch nicht weh.

Viel weher tat es ihr, daß Goethe 1792 und 93, als Chriſtiane wieder ſchwanger war, den Herzog bei der Campagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz begleiten mußte. Damals weilte Goethe auch in Frankfurt bei ſeiner Mutter und hat dieſer von ſeiner Liebe, von ſeinem Verhältnis zu Chriſtiane Mitteilung gemacht. Und Goethes Mutter ſchrieb am 20. Juni 1793 den bekannten erſten Brief an die Geliebte ihres Sohnes, den ſie mit einem Geſchenk begleitet und in dem ſie ſich als „Ihre Freundin Goethe" unterzeichnet.

Dieſer Brief der Frau Rat mag Chriſtiane ein kleiner Troſt in ihrer Angſt um den Geliebten geweſen ſein, den ſie, wenn auch nicht in aktivem Kriegsdienſt, doch in ſteter Gefahr wußte, um den ſie ſich bangte und nach dem ſie ſich ſehnte, denn ihr Leben war gewiß nicht reich, wenn Goethe nicht da war. Ihr Kind, häusliche Beſchäftigung und der vielgeliebte Garten mußten ihr alles erſetzen. Ihre Schulbildung war eine mangelhafte, wie überhaupt die weibliche Bildung jener Zeit, Schreiben ſtrengte ſie an, denn es war ihr ungewohnt. Goethes Freunde verziehen es ihr kaum, manche gar nicht, daß ſie in ſeinem Hauſe lebte und waltete, — das Jahr 1793 war nicht glücklich für ſie, und als nach Goethes Rückkehr am 21. November 1793 ein Töchterchen Caroline geboren wurde, das bald nach der Geburt wieder ſtarb, mag das für Chriſtiane nur der Abſchluß einer Periode langen Leides geweſen ſein, der ſie wohl ſchmerzen, doch kaum überraſchen konnte.

Aber eines hatten ihr dieſe Leidenszeiten gebracht, das ſie über alles andere hinausgehoben haben mag, eine nähere Verbindung mit Goethe, der immer mehr den tiefweiblichen Gehalt ihres Weſens ſchätzen lernte. Sie bedeutete ihm allmäh-

lich mehr als das „Exotion", das ſie ihm urſprünglich geweſen; ſie wurde ſeine Gattin, obgleich er die äußere Amtshandlung verſchmähte, die beide hätte verbinden ſollen. Als Gattin ſah auch Goethes Mutter die Geliebte ihres Sohnes an, und als dieſe 1795 wieder ein Kindchen erwartete, freute ſich Frau Aja auf den neuen Weltbürger und ſchrieb an ihren Hätſchelhans:

Lieber Sohn!

Hier kommt der Judenkram — wünſche damit viel Vergnügen! Auch gratulire zum künftigen neuen Weltbürger — nur ärgert mich daß ich mein Endelein nicht darf ins Anzeigblättgen ſetzen laſſen — und ein öffentlich Freudenfeſt anſtellen — doch da unter dieſem Mond nichts Vollkommnes an zutreffen iſt, ſo tröſte ich mich damit, daß mein Hätſchelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe iſt — Küſſe mir deinen Bettſchatz und den kleinen Angſt — und ſage letzterem — daß das Chriſtkindlein Ihm ſchöne Sachen bringen ſoll.

. . . . . .

Lebe wohl! grüße alles was dir lieb iſt
von deiner treuen Mutter
Goethe.

Der Brief iſt vom 24. September 1795 datiert, am 30. Oktober wurde das Kind geboren, es war ein Knabe, der den Namen Karl führen ſollte, und über deſſen Geburt und Taufe wir drei Briefe Goethes an Voigt erhalten haben, die vermutlich in den erſten Tagen des November geſchrieben wurden. Sie lauten: „Vielleicht wäre es gefällig, heute Abend gegen ſieben mit mir ein wenig ſpazieren zu gehen und über die im Kaſten befindlichen Exhibita zu ſprechen. — Ich würde dabei einer kleinen Verlegenheit erwähnen, in der ich mich befinde, und mir Ihren freundlichen Rat erbitten."

Der Rat muß nach Wunſch ausgefallen ſein, Goethes Bitte wurde erfüllt, denn im zweiten Billet ſteht: „Um 5 uhr werde ich mich alſo, ohngefähr in der Geſtalt, wie man zu Hofe geht,

zur heiligen Handlung tragen laſſen, wo ich Sie vergnügt und wohl anzutreffen hoffe. Was die Geſchenke betrifft, ſo werde ich der von Ihnen angezeigten Gradation folgen:

Der Lieberinn einen Laubtaler (Die Hebamme)
Dem Kirchner einen Konventionstaler
Dem Andres einen Gulden
Der Wartfrau einen halben Laubtaler

geben. Weil ich es ſonſt nicht mit ganzen Stücken zu machen weiß. Leben Sie recht wohl."

Und nach vollendeter Taufe, die Goethe ſeiner ganzen Geſinnung und der beſonderen Situation nach nicht wenig unbequem geweſen ſein muß, ſchreibt er zum drittenmal in dieſer Angelegenheit: „Noch danke ich Ihnen herzlich für Ihren Anteil an meinem geſtrigen Tag und für alles Liebe und Gute, das Sie mir ſo ununterbrochen erzeigen. Da ich heute nicht ausgehe, ſehe ich Sie wohl gegen Abend bei mir, um einiges zu beſprechen."

Aber auch dieſes Söhnlein blieb nicht am Leben und Goethes Mutter ſchreibt am 2. Februar 1796 an ihren Sohn:

„Daß dem lieben kleinen Söhngen ſeine Rolle hienieden ſo kurtz ausgetheilt war, thut mir ſehr leid — freylich bleiben nicht alle Blüthen um Früchte zu werden — es thut weh — aber wenn die Saat gereift iſt und kommt dann ein Hagelwetter und ſchlägts zu Boden was in die Scheuern eingeführt werden ſolte, das thut noch vil weher — Wenn aber nur der Baum ſtehen bleibt; ſo iſt die Hoffnung nicht verlohren. Gott! erhalte dich — und den lieben Augſt und deine Gefährtin — diß iſt mein innigſter und hertzlichſter Wunſch."

Wie ſchwer Goethe und Chriſtiane dieſen Verluſt empfunden haben, dafür geben Chriſtianens Briefe an Goethe, dafür gibt Goethes Korreſpondenz mit Schiller das Zeugnis. Es war nicht nur Glück und Sonnenſchein, nicht nur ein häusliches, behagliches Leben, was Chriſtiane an der Seite des Ge-

liebten genoß, es war auch Kampf und Leid. Aber die Sicherheit der Liebe und Chriſtianens innerer Frohſinn beſiegten alles.

Und äußerlich verſtand ſie es, ſich das Leben zu verſchönen und zu erleichtern. Zahlreiche Landpartien unterbrachen das Stilleben, „Rutſcherchen“, wie ſie in der Goetheſchen Familienſprache genannt wurden, die überhaupt recht eigentümliche Ausdrücke in ihren Wortſchatz aufnahm. Und 1797 kam als großes bedeutſames Ereignis die Reiſe nach Frankfurt, auf der Chriſtiane und der noch nicht 7jährige Auguſt den Vater begleiten durften, als dieſer ſeine Fahrt nach Schwaben und der Schweiz antrat. Vorher war er beſtrebt, Chriſtianen und das Kind ſicherzuſtellen, indem er ſein Teſtament aufſetzte. Er machte darin Auguſt zu ſeinem Univerſalerben und gewährte deſſen Mutter, die er als ſeine „Freundin und vieljährige Hausgenoſſin“ bezeichnete, Zeit ihres Lebens den Nießbrauch alles deſſen, was der Teſtator zur Zeit ſeines Todes in weimariſchen Landen beſitzen würde. Zum Teſtaments-Exekutor und Vormund war C. G. Voigt beſtellt, der auch beſonders bei etwaigen Veräußerungen mitzuwirken hatte. Voigt ſollte auch nach erfolgtem Tode der Mutter Goethes das von Frankfurt her zufallende Erbe in Obſorge nehmen und von deſſen Einkünften drei Viertel zum Beſten Auguſts verwenden, ein Viertel zur freien Dispoſition von Auguſts Mutter ſtellen. Um dieſes Teſtament aufſetzen zu können, wie Goethe es wollte, brauchte er die Einwilligung der Frau Rat, die denn auch im Brief vom 5. Juni 1797 eintraf.

Nach all dieſen Vorbereitungen wurde endlich die Reiſe angetreten, die Goethe urſprünglich bis Italien führen ſollte, die dann teils um der kriegeriſch-gefährlichen Zeitläufte willen, teils wohl in Rückſicht auf Chriſtianens Angſt und Einſamkeit auf die deutſch-ſprechenden Lande beſchränkt wurde. Bis kurz vor Frankfurt reiſte die Familie zuſammen, dort trennte ſie ſich, Goethe eilte voraus, wohl um die Mutter auf den Beſuch ſeiner Angehörigen vorzubereiten. Sein Tage-

buch verzeichnet: „3. Auguſt: Morgens 8 uhr in Frankfurt, abends 8 uhr kamen die Meinigen an. 4. Auguſt: Mittags mit meiner Mutter und den Meinigen in dem Schwanen gegeſſen. 7. Auguſt: Mittags im Schwanen. Fuhren die Meinigen um 3 uhr fort." An ſeinen Freund Heinrich Meyer, den „Kunſchtmeyer", berichtet er am 5. Auguſt: „Ich will Ihnen, mein Lieber Freund, nur geſchwind vermelden, daß ich in Frankfurt glücklich mit den Meinigen angekommen bin. In dieſen erſten Tagen bin ich nur beſchäftigt, dieſen Fremdlingen alles zu zeigen, da ſie Montag den 7. ſchon wieder abreiſen... Für heute nichts weiter, denn ich bringe keine Ideen zuſammen. Sobald meine kleinen Hausgenoſſen weg ſind, und ich mich nun von allem rückwärts noch mehr abgelöſt fühle, ſo ſchreibe ich weiter."

Für dieſe Rückreiſe, die Chriſtiane allein bewerkſtelligen mußte, hatte Goethe inſoferne vorgeſorgt, als er einen Paß beſorgt hatte, der auf Frau Vulpius und Sohn lautete. Und ohne beſonderes Abenteuer oder Gefahr kam Chriſtiane glücklich mit ihrem Auguſt nach Weimar zurück. Dieſe große Reiſe war nach mehreren Richtungen bedeutungsvoll. Erſtens iſt eine erſte weitere Reiſe für jeden empfänglichen Menſchen von großem Gewicht, beſonders wenn ſie in reiferen Jahren unternommen wird, dann aber gewann Chriſtiane bei ihrem Frankfurter Aufenthalt ſich recht das Herz der alten Frau Rat, das beweiſt deren Brief vom 24. Auguſt, in dem es heißt:

„Liebe Freundin!

Das Vergnügen ſo ich in Ihrem Lieben traulichen Umgang genoſſen macht mich noch immer froh — und ich bin meinem Sohn vielen Danck ſchuldig daß Er mir ſolches zu verſchaffen die Güte hat haben wollen. So kurtz unſere Zuſammenkunft war, ſo vergnügt und hertzlich war ſie doch — und die Hoffnung Ihnen meine Liebe einſt auf längre Zeit bey mir hir zu ſehen erfreut mich zum voraus — Da wir nun einander kennen; ſo wird die Zukunft immer vergnügter und beſſer vor uns werden — behalten Sie mich in liebevollem Andencken —

und von meiner Seite glauben Sie das nehmliche." Und den Frau Rat mit den Worten schließt: „Leben Sie wohl! Dero treue Freundin und Mutter Goethe."

Fast noch wichtiger ist die Stellung, die Christiane bei Goethe gewann, und deren er sich wohl auf dieser Reise klarer bewußt wurde als zuvor. Am 9. August schreibt er ihr noch aus Frankfurt: „Ich bin euch immer in Gedanken nachgefolgt und gestern Abend in der Müllerin, die mir nur teilweise Vergnügen gemacht hat, dachte ich oft, daß Ihr nun ruhig in Schlüchtern sitzen würdet. Ich verlange recht sehr zu hören, wie Ihr Eure Reise zurückgelegt, und hoffe das Beste. Eure Briefe von Hanau haben mir viel Freude gemacht, sage dem Kleinen, daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will, wie er nun immer besser schreibt. Ich habe angefangen, einiges zu überlegen und zu diktieren, aber es wird ganz unmöglich sein, in dieser Wohnung etwas zu arbeiten, ich will noch etwa 8 Tage zusehen und dann irgend einen Entschluß fassen. Wenn Du wieder stille zu Hause bist, so wirst Du erst recht gewahr werden, was für eine Menge Gegenstände Du gesehen hast."

Wir können es begreifen, daß Christiane, die eben eine ihr ungeheuer erscheinende Reise zurückgelegt hatte, — denn es war ihre erste, und ihre erste große Verantwortlichkeit für sich und ihr Kind davor schauderte, den Geliebten auf einer gefahrvollen Fahrt nach Italien zu denken, überhaupt nur daran zu denken, daß er sich noch weiter von ihr entfernen könnte. Und Goethe ist bemüht, sie zu beruhigen. Am 24. August schreibt er ihr:

„Vor allen Dingen muß ich dich bitten, mein liebes Kind, daß du dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und dir nicht die guten Tage verderbst, die du haben kannst. Du hast dich mit deinen eigenen Augen überzeugt, daß ich in meiner jetzigen Lage nicht würde arbeiten können, und was sollte ich sonst hier thun? da das allgemeine der Stadt bald beobachtet ist und ich kein besonderes Verhältnis weder habe noch haben

mag. Die Jahreszeit iſt ſo ſchön, daß man ſchon den täglich beneidet, den man zum Thor hinaus fahren ſieht.

Du weißt überhaupt und haſt auf der letzten Reiſe geſehen, daß ich bey ſolchen Unternehmungen ſorgfältig und vorſichtig bin, du kannſt leicht denken, daß ich mich nicht mit heiler Haut in Gefahr begeben werde, und ich kann dir wohl gewiß verſichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte, das für dich und laß die Menſchen reden was ſie wollen, du weißt ja die Art des ganzen Geſchlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt, als tröſtet und aufrichtet. Halte gut Haus und richte dich ſo ein, daß du mich entweder empfangen, oder auch vielleicht wieder zu mir kommen kannſt. Du haſt bey deiner kurzen Abweſenheit geſehen wie ſich deine Leute betragen haben und was du allenfalls für Einrichtungen machen müßteſt, wenn du länger wegbleiben ſollteſt. Sorge ja für das Kind und rede mit dem Doktor ab, was man allenfalls künftig auf der Reiſe thut, wenn das Übel wiederkommen ſollte.

Ich bin recht wohl zufrieden, daß du dir die goldenen Schnuren anſchaffſt und dich recht hübſch herausputzeſt, auch liegt ein Blättchen an Herrn Zapf bey, laß es von deinem Bruder ordentlich ſiegeln und überſchreiben.

Auch für einen Eimer Markobrunner 31er für den Bauverwalter iſt geſorgt, wovon du Nachricht geben kannſt, es iſt ein excellenter Wein, ich habe ihn geſtern ausgeſucht. Ich werde ihn unter meiner Adreſſe und um mehrerer Sicherheit willen unfrankiert ſchicken, du übergibſt dem Bauverwalter gleich den Wein und bezahlſt die Fracht, Accis und Trankſteuer.

Hierbey liegt auch eine Anweiſung auf 200 Thaler, die du bey Herrn Geheimde Rath Voigt auf Michael erheben kannſt.

Ich lege dir auch Preiſe von verſchiedenen Victualien bey, wie ſie hier gegenwärtig bezahlt werden, du wirſt dich freuen, daß du in deiner Küche nicht ſo theure Waaren brauchſt.

Die gute Mama ſchickt dir eine ſehr ſchöne Taſſe und noch einiges Zuckerwerk für's Kind und dich, laß dagegen ſogleich

durch deinen Bruder wenn du es ſelbſt nicht finden kannſt, Hufelands Buch über das lange Leben, in 2 Bänden in meiner Bibliothek ſuchen und ſchickt es ihr mit einem dankbaren heiteren Briefe. Laß auch den Kleinen ſchreiben, denn ſie iſt gar zu gut gegen euch geſinnt." Und man kann aus dem Brief erſehen, wie wohl es ihm tut, die Geliebte von der Mutter anerkannt zu wiſſen, und wie er bemüht iſt, Angſt und Sorge zu zerſtreuen.

Aus eben dieſem Gefühl inniger Vereinigung und Fürſorge iſt auch der Brief entſprungen, den Goethe am 11. September aus Tübingen an Chriſtiane ſchreibt. Es liegt eine tiefe, warme Anerkennung und Zuneigung in jedem Wort.

„Ob ich mich gleich langſam von dir nur immer entferne, ſo will ich dir doch um deſto geſchwinder wieder ſchreiben, damit du niemals an meinen Nachrichten Mangel haſt, denn der Brief, wenn er nur einmal abgeſchickt iſt, geht doch immer ſeinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, dir zu ſagen, daß ich immerfort an dich denke. Je mehr ich neue Gegenſtände ſehe, deſto mehr wünſche ich ſie dir zu zeigen, du würdeſt finden, daß überall grader Verſtand, gute Wirtſchaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuſtänden ausmacht, und du würdeſt noch einmal ſo gern mit mir und in dem meinigen leben, wenn du die Art zu ſeyn ſo vieler Menſchen geſehen hätteſt. Beſonders wünſchte ich, daß du die große Fruchtbarkeit, Feld, Wein und Gartenbau, die mich bisher immer begleitet haben, hätteſt mit anſehen können.

Ich bin nun jetzt wieder in einem höheren Lande, wo alles weniger gedeiht, und auf meinem Wege nach der Schweiz werde ich nicht wieder in ſolche fruchtbare Gegenden kommen als ich verlaſſen habe, aber bey allem dieſem werde ich deiner gedenken und werde dir um ſo lieber etwas davon ſagen, als du auf deiner Reiſe nach Frankfurt ſchon einige Idee von dem ſonderbaren Wechſel erworben haſt, dem Berge und Flächen unterworfen ſind, und wie die Höhen, ſowohl wegen ihrer

rauheren Luft als ihrem weniger guten Boden nicht zu der Fruchtbarkeit als glücklich gelegene Thäler gelangen können.

Von Menschen habe ich manche kennen lernen, deren Umgang ich auch dir wünschte, und von den übrigen angenehmen Zuständen als künstlichen Gärten, Theatern usw. habe ich manches gesehen, wobey du eben wie bey dem Frankfurter Theater dich verwundern würdest, weil du schon eben was besseres wenn gleich nicht so großes und weitläufiges kennst.

Mein einziger Wunsch bleibt immer, daß ich mit dir und dem Kinde, wenn seine Natur ein bißchen mehr befestigt ist, und mit Meyern noch einmal eine schöne Reise thun möchte, damit wir uns zusammen auch auf diese Weise des Lebens erfreuen mögen.

Hier bin ich bey Herrn Cotta sehr gut aufgehoben, die Stadt selbst ist abscheulich, allein man darf nur wenige Schritte thun um die schönste Gegend zu sehen. Die Stadt liegt auf einem Bergrücken zwischen zwey Thälern, und hat um sich herum viel Fruchtbarkeit, wenn diese auch gleich dem untern Lande nachsteht.

d. 12. Sept.

Ich höre durch Herrn Geheimde Rath Voigt daß du in den letzten Tagen des August eine doppelte Sorge und Angst gehabt hast, indem der Kleine krank war und das Feuer die Scheunen vorm Erfurter Thor verzehrte. Ich kann mir vorstellen, wie sehr du in beyden Fällen gelitten hast, und weiß daß du mich in diesen Augenblicken hundertmal zu dir gewünscht hast. Ich höre zu meiner Beruhigung daß der Kleine wieder auf gutem Wege ist, grüße ihn herzlich und halte ihn aufs beste. Herr Eisert mag auch in Absicht aufs Lernen mit ihm nur spielen und die Zeit hinzubringen suchen, damit er bald wieder zu Kräften komme.

Ich sehe der Zeit mit Sehnsucht entgegen, da ich auch wieder antreffe und durch meine Gegenwart vollkommen beruhigen werde. . . . (Adresse, usw.) . . . .

M

Nun muß ich dir zum Schluſſe auch noch mit eigener Hand ſagen: wie ſehr ich dich liebe, und wie ſehr ich wünſche bald wieder an deiner Seite zu ſeyn. Behalte mich lieb, wie ich dich, damit wir uns herzlich mit Freuden wieder umarmen werden. Küſſe den Kleinen tauſendmal."

Der Natur der Dinge gemäß konnten dieſe Gefühle inniger Zuverſicht und Liebe nur wachſen, ſelbſt wenn Goethes entzündbares Gemüt zeitweilig ſich anderen Frauengeſtalten zuwandte. Dieſe Entwicklung wurde noch unterſtützt durch die immer ſtärker erprobte Zuverläſſigkeit und Brauchbarkeit von Chriſtianens Bruder. Im letzten Sinne Freund, wie es Heinrich Meyer, wie Schiller und ſpäter Zelter jeder in anderer Weiſe für Goethe war, wurde Chriſtian Auguſt Vulpius natürlich nie für Goethe, aber er war ihm ein zuverläſſiger brauchbarer Beamter, den zu fördern er ſich angelegen ſein ließ, und für den er manchen Beweis der Anerkennung und des Vertrauens hatte. Als Beleg hierfür erwähne ich nur einen Brief Goethes an Voigt, der vom 18. April 1798 datiert iſt und der beweiſt, wie Goethe bei aller Wahrung der Diſtanz ſeinen Einfluß für den Bruder Chriſtianens geltend machte.

So vergingen wieder Jahre ohne bedeutende äußere Ereigniſſe für Chriſtiane, in denen ſie oft auf die Anweſenheit des Geliebten verzichten mußte, wenn ihn amtliche und eigene private Arbeiten in die Nachbarſchaft Jena oder auf andere Reiſen führten. Der Winter 1799 bis 1800 brachte ihr einen der wenigen Freunde, die ſie gewinnen durfte, den jungen Nikolaus Meyer, Sohn des Senators Heinrich Hermann Meyer aus Bremen, der 1775 geboren, damals in Jena ſtudierte, wo er 1800 zum Doktor der Medizin promovierte. Er war mit der Abfaſſung ſeiner Diſſertation zur vergleichenden Anatomie beſchäftigt und ſchrieb den „Prodromus anatomiae murium" faſt ganz im Hauſe Goethes, wobei er deſſen naturwiſſenſchaftliche Sammlungen benutzte, und auf dem Kochherd des Hauſes zum Entſetzen der „kleinen Freundin Vulpia" ſeine Präparate

von Mäuſen machte, deren zierliche Skelette dann auf dem Dache gebleicht wurden.

Im Jahre 1801 brach wieder Leid und Sorge über Chriſtiane herein. Goethe war gleich zu Anfang des Jahres ſchwer erkrankt, ſo ſchwer, daß man faſt an ſeinem Leben verzagte. Chriſtiane pflegte ihn mit all der ihr eigenen aufopfernden Treue, und am 19. Januar ſchreibt ihr Frau Rat Goethe:

„Liebe Tochter!

Preiß — Dank und Anbethung ſey dem Gott! der vom Tod erretten kan, und der Hilfe geſendet hat, damit unſer Glaube an Ihn auf neue geſtärcket — und wir mit neuem Muth immer auf Ihn hoffen und Ihm allein vertrauen! Er ſtärcke meinem geliebten theuren Sohn! Schencke Ihm die verlohrne Kräffte, und ſetze Ihn ferner zum Seegen zur Freude uns und allen die Ihn lieb und werth haben Amen. Aber meine Liebe Liebe Tochter! wie ſoll ich Ihnen dancken vor alle Liebe und Sorgfalt die Sie meinem Sohn erwießen haben — Gott ſey Ihr Vergelter — Er hat Ihn Ihnen jetzt aufs neue geſchenckt — Sie werden jetzt ein neues Leben mit Ihm leben — und wird Ihr beyder Wohlſeyn zu meinem größten Troſt biß in die ſpäteſten Zeiten erhalten Amen. Nun meine Liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich muß nun (will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angſt hinleben) eheſtens wieder Nachricht haben, wie es ausſieht — ob die Beſſerung anhält — und was es denn eigendlich vor ein Uebel war — das uns ſo ſchrecklich unglücklich hätte machen können — Sie ſollen nicht ſchreiben, erholen ſtärcken von der großen Mühe und von der noch größeren Angſt das ſollen Sie, nicht Schreiben auch mein Sohn nicht der ſoll ſich pflegen und erholen — Aber entweder dictiren Sie Geiſten — oder Augſt oder laſſen Sie Ihren Herrn Bruder die Mühe übernehmen — nur ein paar Zeilen mit der erſten Poſt!!! Die Kranckheit, muß doch erſt nach neujahr gekommen ſeyn, denn die Chriſttage habe ich Briefe die gut lauten von Ihnen und von Ihm — Nochmahls tauſend Danck vor alle Liebe —

treue und Beſorgung — auch vor den Brief an mich — wie leicht hätte ich es von Frembten auf die ſchreckhafteſte art erfahren können — Leben Sie wohl! Grüßen meinen mir von Gott auf neue geſchenckten Sohn — auch den Lieben Augſt von Eurer aller treuen Mutter und Großmutter Goethe."

Am 1. Februar ſchrieb Goethe dann an ſeine Mutter: „Wie gut, ſorgfältig und liebevoll ſich meine liebe Kleine bei dieſer Gelegenheit erwieſen, werden Sie ſich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen. Auguſt hat ſich ebenfalls ſehr brav gehalten und beyde machen mir bei meiner Wiederkehr in das Leben viel Freude. Auch war mir der Antheil ſehr tröſtlich, den Durchlaucht der Herzog, die fürſtliche Familie, Stadt und Nachbarſchaft bei meinem Unfalle bezeigten. Wenigſtens darf ich mir ſchmeicheln, daß man mir einige Neigung gönnt und meiner Exiſtenz einige Bedeutung zuſchreibt."

Es iſt eine ſonderbare Vorſtellung: Chriſtiane, die von der ganzen Geſellſchaft mit Acht und Bann belegte, an der Seite des Herzogs am Krankenbett des geliebten Mannes — und doch iſt die Vorſtellung richtig.

Goethe erholte ſich nur langſam von ſeiner ſchweren Krankheit und ging im Sommer zur völligen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nach Pyrmont. Im Auguſt kam ihm Chriſtiane, deren Sommeraufenthalt gewöhnlich Lauchſtädt war, nach Kaſſel entgegen. Goethes Tagebuch enthält einige Eintragungen darüber, und Goethes Mutter freute ſich ſchon im voraus für ihre Kinder auf dieſe Zuſammenkunft. Sie ſchreibt in einem Brief vom 10. Juli 1801 an Chriſtiane:

„Sie meine Liebe Tochter haben ſehr wohl gethan das Gut zu verpachten — legen Sie ſich ja nicht mehr Laſt auf als Sie tragen können — Ihre Geſundheit könte drunter leiden — wo doch ſo viel ſowohl für meinen Sohn als vor uns alle darann gelegen iſt — Es iſt recht ſchön daß Sie meine Liebe ſo eine Brave Haußmutter ſind — aber mann kan auch dem guten zu

viel thun. Schonen Sie alſo ich bitte Ihnen Ihre u n s a l l e n ſo theure Geſundheit! Ich hoffe Sie befolgen meinen Mütterlichen rath — Daß Sie meinen Sohn abholen und Ihm biß Caſſel entgegenkommen iſt ein vortreflicher Gedancke — ich freue mich mit Ihnen — das wird ein Jubel ſeyn!!! daß ich den hertzlichſten Antheil daran nehme — mich im Geiſt mit Euch Ihr Lieben freue — das glaubt Ihr mir doch aufs wort, und ohne Schwur. Grüßen Sie meinen Lieben Sohn Tauſendmahl wie auch den Lieben Augſt — weiter habe ich nichts zu beſtellen — Gott! Bringe Euch alle wieder glücklich zuſammen A m e n."

Die Vorfreude realiſierte ſich am 15. Auguſt. Da ſteht in Goethes Tagebuch: „Nachmittags 2 uhr nach Kaſſel. Logis auf dem Königsplatze im Poſthauſe, wo ich die Meinigen antraf." Nun war er bemüht, der „Kleinen" durch allerlei erfreuliche Eindrücke die Liebe und Sorgfalt während ſeiner langen Leidenszeit zu lohnen, ſie die ſchlimmen Wintertage vergeſſen zu machen. Am 16. verzeichnet das Tagebuch: „Fuhr ich mit den Meinigen nach Wilhelmshöhe, wo die Waſſer ſprangen." Dann wurde die Rückreiſe bewerkſtelligt und am Dienstag, den 25., „Gingen die Meinigen (von Gotha) nach Weimar ab."

1802 brachte neues Leid: am Ende des Jahres, am 16. Dezember, wurde ein Töchterchen geboren, das ſchon am 19. desſelben Monats wieder ſtarb. Der Schlag traf Chriſtiane ſchwer. Wir wiſſen es aus dem Goethe-Schillerſchen Briefwechſel, auf den wir noch ſpäterhin zurückkommen werden. Sie, die Blühende, Geſunde, Tatkräftige mußte die Hoffnung auf ein lebendes Kind fahren laſſen, das ihr zu dem erſten Sohn noch ſo erwünſcht geweſen wäre. Viermal waren ſie und Goethe enttäuſcht worden. Man hat Chriſtiane für dieſes Unglück verantwortlich machen, ihrer „Trunkſucht" die Schuld daran geben wollen. Obwohl ich es mir vorbehalte, im zweiten Teil dieſes Buches noch näher auf dieſe vielbeſprochene Trunkſucht ein-

zugehen, die ich als eine der ſchlimmſten und gefährlichſten Legenden bezeichnen möchte, welche um Chriſtiane geſponnen wurden, ſo will ich doch auch hier ſchon auf eine der von Goethe unterdrückten römiſchen Elegien (ſiehe III. Buch) hinweiſen, die vielleicht eher eine Erklärung dieſes traurigen Schickſals enthält und jedenfalls jede Schuld — wenn man da von Schuld reden kann — von der Mutter abwälzt. Der Inhalt dieſer Elegie kann auch als hinreichende Begründung für Auguſt von Goethes ſpätere traurige Entwicklung angeſehen werden, und es iſt nicht nötig zu behaupten, daß Chriſtianens Vergnügungsluſt und Tanzfreude den Grundſtein zu den Ausſchweifungen ihres Sohnes gelegt haben.

Auch bei dieſem traurigen Anlaß, beim Tode von Chriſtianens Töchterchen fehlten Frau Ajas Troſtworte nicht. Sie ſchreibt ihrem Sohn am 31. Dezember 1802:

„Lieber Sohn!

Dein letztes Schreiben hat mich ſehr betrübt — getäuſchte Hoffnungen thun weh — nichts hielft als die Zeit die wohltäig den Schmertz in den hintergrund ſtelt — das tröſten habe ich nie leiden können — den wenig Menſchen ſind im ſtande ſich in die Lage des Traurigen zu ſetzen und werden demnach leidige Tröſter — von mir erwartet keinen Troſt — aber Danckſagung an Gott! der Euch geſund erhalten hat und Bitte. dieſes theure Kleinod wohl zu bewahren — und mich immer gute und frohe Nachrichten hören zu laſſen — das meinem Hertzen jederzeit ſo wohl thut.

Tauſend Seegens wünſche zum Neuen Jahr! Frohen Sinn — Geſundheit — Häußliche Glückſeligkeit — alles was zum Leben und wandel gehört wünſchet von Gott! und erbittet vor Euch

Eure

treue Großmutter und Mutter

Goethe.

N. S. daß du meine Liebe Tochter hertzlich von mir grüßen ſolſt — deßgleichen meinen Lieben Augſt das hoffe ich würdeſt

du thun — wenn ich es auch nicht ausdrücklich geſchrieben hätte."

Wieder vergehen einige ruhige Jahre, nur vom Aufenthalt in Jena und Lauchſtädt unterbrochen, die freilich durch Kriegsgefahr und Einquartierungen auch genügend Sorgen und Kümmerniſſe bringen, in denen aber Chriſtianens Lebensmut ſich unverwüſtlich behauptet trotz aller äußeren und inneren Jährniſſe, bis 1805 wieder eine ſchwere Krankheit Goethes die Ruhe ſtört. Frau Rat ſchrieb gleich anfangs des Jahres ſorgenvoll an die Schwiegertochter, und ſie wurde durch ihre Unruhe nicht getäuſcht. Bald gelangten klarere und daher beruhigende Nachrichten zu ihr, und am 12. Februar kann ſie einen weniger gequält klingenden Brief an Chriſtiane abgehen laſſen, in dem es heißt:

„Dem Lieben Augſt dancke ich gar ſehr, daß er die Güte hatte mir die Unbäbslichkeit meines Sohnes zu berichten — den der Ruf vergrößert und verſchlimmert gemeiniglich das Uebel — Ich hoffe zu Gott daß dieſe Kranckheit bald vorüber ſeyn wird — und ich weiß daß ich Gott vor die Geneßung meines Sohnes von Hertzen werde dancken können. Doch erſuche ich Ihnen meine Liebe Tochter mir ſo wie Sie dieſen Brief erhalten — mir weittere Nachricht von dem Befinden meines Sohnes zu berichten — Ich habe nicht nöthig Ihn Ihrer Vorſorge zu empfehlen — Ich weiß zu gewiß daß Sie alles anwenden werden — um Ihn bald wieder friſch und munter zu ſehen — Grüßen Sie ihn hertzlich von mir — und erfreuen mich eheſtens mit guten Nachrichten — davor bin und nenne ich mich ewig

Ihre treue Mutter
Goethe.

Und endlich, „1805 den 19ten Februar als die Großmutter 74 Jahre alt war", ſchreibt ſie einen glücklich beruhigten Dankbrief:

„Liebe Tochter!

Tauſen Danck vor Ihren Lieben Brief vom 15ten dieſes! Er

war das herrlichſte Angebinde an meinem 74ten Geburths tag — Von meinen Freunden die mich mit mancherley gutem beſchenckten kam keine Gabe der Ihrigen gleich — die machte das Maaß meines glücklich erlebten Geburthstag voll — Gott vergelte es Ihnen! Auch vor Ihre treue Sorge und pflege dancke ich Ihnen von Hertzen — Gott erhalte uns Ihnen meine Liebe Tochter noch lange lange in beſtem Wohlſeyn."

Aber Chriſtiane, die das immer wechſelnde Befinden des geliebten Mannes in nächſter Nähe mit anſah, die unter ſeiner hypochondriſchen Stimmung litt, war nicht ſo beruhigt, wie ſie der alten Frau Rat zu ſein vorgab. Sie ſchreibt am 12. April 1805 an Dr. Nikolaus Meyer in Bremen, an den einzigen Freund, der ihr außer Goethe naheſteht, und bei dem ſie Troſt und Verſtändnis erhofft, abgleich er um zehn Jahre jünger iſt als ſie:

„Lieber Freund!

ich bin feſt überzeugt, daß Sie es gewiß wiſſen, daß es weder leichter Sinn iſt noch daß ich Ihnen vergeſſen hätte, weil ich nicht geſchrieben habe, ſondern die traurige Lage in der ich mich befinde. Der Geheimrath hat nun ſeit einem Viertelſahr keine geſunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er ſtirbt. Denken Sie alſo mich, die ich außer Sie und dem Geheimrath keinen Freund auf dieſer Welt habe, und Sie lieber Freund ſind wegen der Entfernung für mich doch ſo gut wie verloren. Sie können ſich denken, wenn ſo ein unglücklicher Fall käme und ich ganz allein ſtünde, wie mir zu Muthe iſt, ich bin wahrhaftig ganz auseinander. Und dann kommt noch dazu, daß die Erneſtine ſich abzehrt und auch dem Grabe ſehr nahe iſt, und die Tante iſt auch ſehr ſchwach, es iſt alſo die ganze große Laſt der großen Haushaltung auf mich gewälzet und ich muß faſt unterliegen. Es wollen zwar die Leute behaupten, man ſehe es mir nicht an, aber lange kann es doch nicht ſo fortgehen. Und hier iſt kein Freund, dem ich ſo alles, was mir am Herzen liegt, ſagen könnte, ich könnte

Das Bertuch'sche Haus in Weimar (die frühere Blumenfabrik)

Freunde genug haben, aber ich kann mich an keinen Menſchen wieder ſo anſchließen und werde wohl ſo allein für mich meinen Weg wandeln müſſen.

Vor 2 Tagen begleitete ich Auguſt, der mit einer Geſellſchaft nach Frankfurt geht zur Meſſe, bis Erfurt; ich verließ den Geheimrath wohl. Ich war kaum ein Paar Stunden da, als ich einen Boten erhielt, daß er ſich ſehr übel befände; ich reiſte gleich zurück und fand ihn ſehr ſchlecht. Jetzo daß ich ihm das ſchreibe, befindet er ſich durch Hülfe des H. Hofr. Stark beſſer, aber nicht außer Bette und ſtelle mir nichts Gutes vor. Wenn Sie mir auf dieſen Brief antworten, ſo adreſſiren Sie ihn an meinen Bruder oder an die Frau Doctorin Buchholtz, weil ich weiß, der Geheimrath hat es nicht gern, wenn ich was von ſeiner Krankheit ſchreibe. Ach Gott, wenn Sie nur hier wären. Ich glaube, die Aerzte kennen ſeine Krankheit nicht recht, oder es iſt ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiß gar nicht, was ich denken ſoll, der Zufall kommt gewöhnlich alle 4 Wochen mit den größten Schmerzen, wobei er gewiß noch unterliegen muß. Ich glaube es ſind Hämorrhoidalumſtände, denn der Schmerz iſt im Unterleibe, aber Stark will nichts wiſſen; ich bitte Sie aber nochmals, wenn Sie mir auf dieſen Brief antworten, den Brief nicht geradezu an mich zu adreſſieren, weil er ſonſt immer in ſeine Hände kommt. Wenn dieſer Brief nicht ſo geſchrieben iſt, als er ſollte, ſo verzeihen Sie es einer Krankenwärterin, ſoeben als ich dieſes ſchreibe, ſchläft er ein Bißchen. Schreiben Sie mir aber ja recht bald einen tröſtlichen Brief und ſchreiben Sie mir, ob es denn wohl noch möglich ſei, Sie noch einmal zu ſehen, und dies iſt nur noch mein einziger Wunſch. Denn ob ich gleich nicht geſchrieben habe, vergeht doch kein Tag, wo nicht von Ihnen geſprochen wird, auch der Geheimrath ſpricht immer von Ihm und alle morgen, ſo wir auf und in mein Zimmer komme, iſt es mir, als müßt ich Ihr Bild grüßen. Leben Sie wohl, ich bin noch immer, wie ich war, ewig Ihre Freundin C. V."

Die Kur in Lauchſtädt, die Goethe und Chriſtiane in dieſem Jahre zuſammen gebrauchten, ſollte ihm Erholung von dem langen Leiden und von der ſchmerzlichen Erregung bringen, in die Schillers Tod ihn verſetzt hatte. Was Chriſtiane ihm in dieſer Zeit geweſen war, das geht am beſten aus dem Brief hervor, den er am 19. Auguſt, nachdem Chriſtiane ſchon nach Weimar zurückgekehrt war, aus Helmſtedt an ſie ſchrieb.

„Von hier ſchreibe ich dir einige Worte damit du erfahreſt wie es uns geht und dancke dir vorher für alle Liebe und Treue die du mir auch in der letzten Zeit erwieſen haſt, möge es dir dafür immer recht gut gehen wozu ich alles was an mir liegt zeitlebens beyzutragen hoffe... Auguſt liegt noch im Bette indem ich früh dieſes ſchreibe. Er iſt luſtig und guter Dinge, ſtreitet ſich mit Wolf und macht uns oft lachen.

Ich befinde mich recht wohl und fühle daß Bewegung und Zerſtreuung mich allein völlig wiederherſtellen könnten, ich will daher ſehen daß ich noch ein wenig herumſchweife.

Du hörſt bald mehr von mir, indeſſen Lebe wohl und fahre fort mich zu lieben."

Der zweite Brief vom 28. Auguſt, der aus Lauchſtädt geſchrieben iſt, iſt charakteriſtiſch genug, um ihn hier folgen zu laſſen. Vermutlich ſind ſolche Worte für Chriſtiane der ſchönſte Lohn und der beſte Troſt nach ausgeſtandenen Sorgen geweſen.

„Mit Vergnügen wirſt du, mein liebes Kind, von Auguſt die näheren Umſtände unſerer vierzehntätigen Reiſe vernehmen, wenn ich dir im allgemeinen ſage, daß ich mich recht wohl befunden habe. Noch beſſer faſt als die Bewegung wirkt die Zerſtreuung; denn man hat keine Zeit über ſich nachzudencken und über dieſe oder jene Andeutung eines kleinen Uebels beſorglich zu werden. Von Helmſtedt wirſt du einen Brief von mir erhalten haben. Nun bin ich wieder in Lauchſtedt, wo es ſehr ſtill iſt. Wenn es nur wenigſtens gutes Wetter wäre! Ich habe vorgezogen meinen Geburtstag hier im Stillen zu begehen, um mich bald möglichſt zu einigen Arbeiten zu ſammeln.

Am liebſten wäre ich nun wieder zu Hauſe; doch will ich wohl jene Bequemlichkeit noch einige Zeit entbehren und mich hier ans Baden und Waſſertrinken halten. Auguſten ſende ich dir. Er hat ſich gar gut betragen und die ganze Reiſe erheitert, er wird dir manches erzählen. Nun iſt's gut daß er wieder in das Schulgleis kommt und eine Weile darinn fortgeht.

Wenn du mir Donnerstag d. 5. Septemb. die Pferde wiederſchicken wollteſt, würde es wohl die rechte Zeit ſeyn; doch am angenehmſten wäre mir's wenn du mich ſelbſt abholen wollteſt. Laſſen es deine häuslichen Geſchäfte zu und haſt du des Vergnügens am Vogelſchießen genug genoſſen, befindeſt du dich auch recht wohl; ſo thue es; doch ſoll es ganz von dir abhängen. Auch noch etwas Geld müßteſt du mitbringen. Es ſind mir nur 10 rh. übrig geblieben. Die theure Fourage bey der verlängerten Reiſe hat das meiſte gekoſtet. Bringe etwa 50 rh. Es iſt immer beſſer daß noch etwas übrig bleibe. Könnteſt du gleich nach Empfang dieſes mir ein paar Worte ſchreiben und auf die Poſt geben; ſo erhalte ich ſie zwar ſpät; aber doch immer eher als der Wagen zurückkommt. Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht freue ich mich deſſen vorzüglich um deinetwillen, ſo wie ich an allen Orten wo etwas angenehmes vorkam dich im Stillen zu mir wünſchte."

Auch außerhalb ihres Lebens mit Goethe ſind Chriſtiane Kummer und Schmerz nicht erſpart geblieben. Gleich im Anfang des Jahres 1806 verlor ſie die einzige Schweſter Erneſtine und bald darauf die Tante Juliane, die beide mit ihr zuſammen ins Goetheſche Haus gezogen waren. Goethe hatte beide ſehr gerne gehabt, von ſeinen Reiſen brachte er ihnen Geſchenke mit und in ſeinen Briefen ließ er ſie grüßen. Frau von Stein ſchreibt über den Todesfall am 15. Januar an ihren Sohn Fritz: „Goethes Vorleſungen gehen alle Mittwoche ihren Weg; ein Viertelſtündchen wird der Politik gewidmet, oder vielmehr den jetzigen Begebenheiten, doch hat er das nicht gern. Vor 8 Tagen

war eben ſeine Schwägerin, die jüngere Schweſter ſeiner Demoiſelle geſtorben und zwar, wie wir eben da waren, aber alle Todesfälle in und außer ſeinem Hauſe läßt er ſich verheimlichen, bis er ſo nach und nach dahinter kommt, doch ſoll er ſie beweint haben, ſie war ſchon lange an der Auszehrung krank.“ Und Chriſtian Auguſt Vulpius berichtet an den Familienfreund Nikolaus Meyer nach Bremen: „Wir dürfen dem Geheimen Rat noch nicht ſagen, daß Erneſtine tot iſt, es greift ihn alles zu ſehr an.“

Am härteſten traf der Schlag natürlich Chriſtiane, in der alle Lebensſorgen dadurch wachgerüttelt wurden. Sie ſchreibt an Nikolaus Meyer:

„Da ich Sie, lieber Doctor, ſo lange auf einen Brief von mir habe warten laſſen, will ich Ihnen trotz meiner Geſchäfte ſelbſt ſchreiben; meine Arbeiten und Bemühungen häufen ſich alle Tage mehr und ich komme faſt den ganzen Tag nicht zu mir ſelbſt; und wegen der Preußen, die bei uns ſind, haben wir alle Tage etliche Offiziere zu Tiſche und auch welche im Hauſe. Und nun kommt noch dazu, daß ich dieſes alles ganz allein beſorgen muß. Denn die gute Erneſtine hat ausgelitten und ihr Wunſch, Sie, lieber Freund, noch einmal hier zu ſehen, iſt nun für dieſe Arme auf immer dahin. Sie können ſich denken, wie unausſprechlich leid es mir thut, daß für dieſe Jugend keine Hilfe mehr war. Die Tante iſt auch ganz ſtumpf geworden und ich fürchte auch ſehr für ſie. Mit dem Geheimrath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur, daß es Flickwerk iſt. O Gott, wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich ſo ganz allein ſtehen konnte, das verdürbe mir manche frohe Stunde. Außerdem würden Sie aber, wenn wir uns wieder ſehen ſollten, wenig verändert finden, die Tanzluſt und alles iſt noch wie ſonſt, nur das iſt der Unterſchied, daß ich etwas ſtärker geworden bin, und wenn es das Schickſal zuließe, wäre ich noch immer ſo heiter als ſonſt. Dann aber vergeht auch nicht ein Tag wo nicht, lieber Freund, von Ihnen

geſprochen wird und meine jungen Freundinnen beim Theater, dieſe möchten alle den Herrn, der in meinem Zimmer hängt, kennen lernen. Doch dieſen Wunſch, Sie noch einmal zu ſehen, habe ich nun beinahe auch aufgegeben, denn da Sie ſo viele Patienten haben, ſo iſt es gar keine Möglichkeit. Doch will ich hoffen. Für die überſchickten Neunaugen bin ich Ihnen ſehr viel Dank ſchuldig, ſie waren ganz vortrefflich. Aus Ihrem Briefe ſehe ich, daß Sie uns noch Butter ſchicken, wo ich für Ihre gütige Beſorgung ſehr danke.

Sollte die nächſt ankommende ſehr gut ſein, ſo haben Sie die Güte, mir nur noch ein Fäßchen zu ſchicken, ſchreiben Sie uns alles auf und dann werden wir uns ſchon berechnen, und an Egloffſteins ſchicken Sie mir nur ſelbſt eine Anweiſung. Geiſt hat kein Geld von Egloffſteins bekommen, ich will es aber gleich beſorgen. Und ſollten Sie auch einmal etwas von uns wünſchen, ich werde es mit dem größten Vergnügen beſorgen.

Der Geheimrath und Auguſt grüßen herzlich und beide werden bald ſchreiben.

Leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie bald

Ihrer Freundin

Chriſtiana Vulpius."

Auch diesmal läßt Goethes Mutter ein herzliches Wort des Troſtes und der Teilnahme hören. Sie ſchreibt („Wen ichs noch packen kan, wirds fortgeſchickt am 21. wo nicht den 25. April 1806"):

„Liebe Tochter!

Ihr Lieber Brief hat mir große Freude gemacht — es iſt mir allezeit große Wonne von dem guten Fortgang der Geſundheit meines Sohnes zu hören — aber jetzt ſind freudige Nachrichten doppelt wichtig — doppelt hertzerquickend!... Die Beyden Todesfälle die Sie gehabt haben ſind mir nahe gegangen — Augſt hat mir ſehr viel gutes von beyden erzählt — es thut freylich weh — gute Freunde zu verliehren — und kein Troſt

vermag was über ein betrübtes Hertz nur die Zeit iſt der einzige Tröſter — der wird auch bey Ihnen ſein ampt verrichten — und der Schmerz über den Verluſt, wird je länger je mehr in den Hintergrund geſtelt werden — Gott! erhalte Ihnen noch lange und ihr Wohlbefinden wird mir immer glückliche Tage machen."

Das Jahr 1806 wurde noch in anderer Beziehung für Chriſtiane und für Goethe bedeutungsvoll. Es war, als ob das Unglück Deutſchlands dazu dienen ſollte, ihr Glück auch nach außen hin zu beſiegeln. Nach der Schlacht bei Jena am 14. Oktober ließ Goethe ſich mit ſeiner langjährigen Gattin kirchlich trauen. Wir beſitzen viele intereſſante Dokumente über dieſen Schritt, am wichtigſten iſt wohl die Darſtellung Riemers, des Lehrers von Goethes Sohn Auguſt, der langjähriger Hausgenoſſe im Goetheſchen Hauſe geweſen war. Er ſchreibt:

„Ueber die ſpäter vollzogene geſetzliche Trauung mit dieſer bisherigen Haus- und Lebensgenoſſin, oder ‚kleinen Freundin' wie ſie G. zu nennen liebte, zumal in Briefen an Bekannte, nicht aber ‚Wirtſchafterin' wie die Geringſchätzung, das ganze Verhältnis entſtellend und herunterſetzend, ſich ausdrückt, ſodaß ein Franzoſe gradezu ‚servante' dafür braucht — ſind im Publikum ganz falſche oder nur teilweiſe und in einzelnen Umſtänden wahre Gerüchte im Umlauf, die ich zur Ehre der Wahrheit und G.'s zu berichtigen als nächſter Aug- und Ohrenzeuge ſo berufen als verpflichtet bin.

Das unglückliche Buch von Falk hat auch hier zu jenem Credo durch ſeine banale Phraſeologie von ‚unter dem Donner der Kanonen' eine ganz falſche Intonation angegeben, in welche, wie gewöhnlich, liebloſe Schmähſucht oder leichtgläubige Unkritik einſtimmend, zu ſeiner Verbreitung und Wiederholung beigetragen haben ...

Dienstag d. 14. Okt. 1806 des Morgens um 7 uhr hörte man in Weimar ganz deutlich die Kanonade der Schlacht bei Jena. In G.'s Hausgarten vernahmen wir dieſen Donner peloton-

weiſe, weil die Morgenluft den Schall in grader Richtung brachte, der, wie der Tag zunahm, ſich verminderte und endlich ganz aufzuhören ſchien. Wir ſetzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tiſche, wie gewöhnlich um 3 uhr etwa, aber wir hatten kaum angefangen von den Speiſen zu genießen, als wir Kanonenſchüſſe erſt einzeln, darnach mehrere hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir ſtanden ſogleich auf, der Tiſch wurde ſchleunig abgeräumt, G. entfernte ſich durch die vorderen Zimmer, ich eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf- und abgehend. Während deſſen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeſchlagen.

Ich eilte durch den Hof in das Haus zurück, mich in den untern Räumen aufzuhalten. Während deſſen ging die preußiſche Retirade hinter dem Garten dicht an der Ackerwand weg in der gräßlichſten Verwirrung.

Ich ſah ſie nicht, ſondern hörte nur das Geſchrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und ſonſtigen Waffen über der Gartenmauer hinſchwankend.

Unter Angſt und Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegſchaffen von zurückgelaſſenen Effekten der bisherigen preußiſchen Einquartierung war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine ehrfurchtsvolle Stille die Straßen und den Platz vor G.'s Hauſe erfüllte.

Da kamen einzelne franzöſiſche Huſaren ans nahe Frauenthor geſprengt, ſpähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer wagte ſich etwas weiter herein; wir eilten, G.'s Sohn und ich, mit Bouteillen Weins und Biers auf ſie zu und reichten ihnen dieſe Erfriſchungen, die ſie aber nicht eher annahmen, als bis wir ihnen verſicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erſte und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis etwa an die Wohnung des Kauf-

mann Martini, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markt führt, abſehen kann, und als er alles leer ſah, galopierte er und mehrere ihm nach in die Stadt hinein.

Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß G. zu Fuße an der Seite eines Huſarenoffiziers nach dem Markte zu alſo vermutlich auf das Schloß ging. Erſt lange nachher erfuhr ich, dieſer Offizier, der mir als Bekannter G.'s bezeichnet wurde, habe ſich ſehr geheimnisvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lili als G.'s frühere Geliebte berühmt gewordenen Frau von Türkheim geb. Schönemann.

G. ließ uns vom Schloß ins Haus ſagen, wir würden zur Einquartierung den Marſchall Ney bekommen und außerdem noch einige Kavalleriſten, ſollten aber ſonſt niemand hereinlaſſen.

Es lagerten ſich auch bald 16 derſelben, meiſt Elſäſſer, in das Bedientenzimmer, waren aber ſo ermüdet von dem 16ſtündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie ſie ſagten, daß ſie nach nichts als Streu verlangten und das angebotene Eſſen und Trinken beinahe ablehnten, und ſich raſch nur an einigen Bouteillen Weins und Biers erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen; es brannten mehrere Häuſer in der Nähe des Schloſſes, höchſt wahrſcheinlich, ja gewiß durch die Franzoſen ſelbſt angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzugs in Weimar gaben, und daher auch zur Löſchung ſelbſt wieder beitrugen.

Während deſſen herrſchte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinſtrömen immer neuer zahlreicher Truppen, die auf Plätzen der Stadt bivuakierten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuſer drangen, um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

G. war indes zurückgekommen, aber der Marſchall erſchien noch immer nicht, ohngeachtet die Tafel für ihn und ſeine Begleiter ſchon lange bereit war. Die Elſaſſer ſchliefen indeſſen

feſt. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf der Hausflur hin und wiedergehend auf, um gleich zur Hand zu ſein, wenn der Marſchall komme, indeſſen aber andres Volk, das ſich eindrängen wolle, abzuhalten, und im Notfall die Hülfe der ſchlafenden Reiter anzurufen.

Während ich ſo allein auf der Diele des Hauſes auf und abgehend verweilte, ohne Licht und nur von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuſer die nötige Hellung empfangend, waren in einem der Zimmer des Hinterhauſes eine Menge Perſonen aus der Stadt zuſammengedrängt, die geflüchtet vor der Wut und den Mißhandlungen der Plünderer hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derſelben waren der Wirtin in Bereitung der Speiſen und der Heraufſchaffung des nötigen Kellervorrats für den erwarteten Marſchall und ſein Gefolge behülflich; Andere jammerten über das wie ein Blitz hereingebrochene noch nie erfahrene Unglück und Elend, und vermehrten ſo die Beſtürzung und Unruhe der Hausgenoſſen, die den Kopf zuſammenzunehmen hatten, um das Nötigſte und Geeignetſte in dieſer Bedrängnis nicht zu verfehlen.

Es war ſchon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Poſten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenſtöße an die Haustür donnerten und auf mein endliches Wer da! Einlaß verlangt wurde. Ich ſchlug ihn ab mit der Bedeutung, das Quartier ſei ſchon für den Marſchall in Beſchlag genommen, deſſen Ankunft man jeden Augenblick entgegenſehe, und außerdem mit 16 Reitern belegt. Mein Einwenden wollte nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elſaſſer, eben den, der gleich bei ſeinem Eintritt ins Haus ſoviel Gutmütigkeit hatte blicken laſſen, daß ich mit Vertrauen, er werde über dieſe Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, ſeine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für ſie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen ſei. Er ſtand auch auf,

ohne ungehalten zu ſein, öffnete das Fenſter, ſchalt ſie aus und verwies ſie wieder in ihr Bivouak zurück, wo ſie eben herkommen mochten, um ſich eine beſſere Lagerſtatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen ſie fort, und ich glaubte mich und das Haus ſchon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, ſo pochte es wieder an die Türe, diesmal höflicher, und verlangte mit ſanfter Bitte Einlaß. Es waren die vorigen. Sie wollten ſich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen, und was ſie ſonſt noch mitleiderweckendes vorbringen mochten. Ich wies ſie dennoch ab, zwar mit Bedauern aber doch mit der geſchärften Bemerkung, der Marſchall ſei bereits da und es fände ſich nirgend Platz für ſie mehr. Nun wurden ſie heftiger, drohten die Tür einzuſchlagen; und da ſie vollends die niedrigen Fenſter nebenan gewahrten und durch dieſe bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, ſo machten ſie Anſtalten, das Fenſter einzuſchlagen und ſich mit Gewalt in das verweigerte Aſyl zu ſetzen. Nun hielt ich es nicht für geraten, den Widerſtand weiter zu treiben, ich ſchob daher den Riegel zurück und ließ ſie ein. Es waren zwei Kerls, Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als ſie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorſtellung und öffnete zum Beweis die Tür in das Zimmer, wo die Reiter ſchliefen. Sie überzeugten ſich durch Einblick und ſchienen gelaſſener, indem ſie nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speiſe und ſetzte es auf einem bereitſtehenden Tiſch ihnen vor. Schemel waren auch zur Hand, und ſo nahmen ſie bald Beſitz von dem allen und ſprachen der Flaſche weidlich zu. Der Wein ſchien ihnen zu munden, ſie wurden heiter und geſprächig, fragten nach dieſem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entſchuldigte ſeine Abweſenheit und mochte ihnen ſcheinen, die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender ihn zu ſehen; ich mußte befürchten, ſie möch-

ten ſich ſelber den Weg zu ſeinem Zimmer ſuchen und es ihm dann empfindlicher entgelten laſſen. Ich eilte alſo zu G. hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, ſich den Leuten zu zeigen und ſie mit mehr Gewicht abzuweiſen, als ich haben könne.

Er tat es auch, ohne betroffen zu ſein. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutſchen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutſchen käme, und wie er ſich in alles zu finden und zu fügen wußte, ſo auch in dieſes. Obgleich ſchon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock, der ſonſt ſcherzhaft Profetenmantel von ihm genannt wurde, ſchritt er die Treppe herab auf ſie zu, fragte, was ſie von ihm wollten und ob ſie nicht alles erhalten, was ſie billigerweiſe verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marſchall mit Begleitung erwarte. Seine würdige ehrfurchtgebietende Geſtalt, ſeine geiſtvolle Miene ſchienen auch ihnen Reſpekt einzuflößen, ſie waren auf einmal wieder die höflichen Franzoſen, ſchenkten ein Glas ein und erſuchten ihn, mit ihnen anzuſtoßen. Es geſchah auf eine Weiſe, die jeder Unbefangene den Umſtänden gemäß und ſeiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechſelten Reden entfernte er ſich wieder; ſie ſchienen zufrieden und beruhigt und ſprachen den Flaſchen von neuem zu; bald aber ſchienen ſie ſchläfrig ſich nach einer Ruheſtatt umzuſehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten ſie die nahe Treppe, auf der ſie den Hausherrn hatten kommen und gehen ſehen. Ich eilte ihnen nach, ſie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marſchalls ſtanden und drangen hinein. Widerrede half nichts, Widerſtand war ſo unmöglich wie töricht, ich mußte es geſchehen laſſen in der Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigſtens und mit erfolgreichern Mitteln ſie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war; mein erſtes Wort bei ſeinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß ſein Zimmer und Bett bereits von 2 Maraudeurs eingenommen ſei, die ſich auf keine Weiſe davon hätten abhalten laſſen. Wütend ſtürzte er die Treppe hinauf und in das Zimmer dringend, fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlaſſen konnten. Ich ſehe ſie noch vorübereilen, und war damals nicht ohne Beſorgnis, ſie möchten noch etwas von Silbergeſchirr und dergleichen haben mitgehen laſſen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marſchall, der die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung ſtellte ſich ein und ich erfuhr in der erſten Unterredung mit den übrigen Hausgenoſſen, daß, während ich die beiden Maraudeurs in den Betten glaubte, ſie dem Hausherrn auf das Zimmer gerückt wären und ſein Leben bedroht hätten. Da habe ſeine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieſer habe G. von den Wütenden befreit, ſie hinausgejagt, die Türen ſeines Zimmers und Vorgemachs verſchloſſen und verriegelt.

G. ſelbſt ließ ſich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig beſtürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wiſſen und Gedenken geſchwebt.

Indes bewahrte G. von dieſem Tage an eine treue Dankbarkeit ſowohl gegen ſeinen Retter als gegen die Frau, die überhaupt in dieſen Schreckenstagen ſich mit großer Standhaftigkeit und Gewandtheit, ohnerachtet ſie nicht franzöſiſch ſprach, zu nehmen wußte, und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den ſowohl die Soldaten als der Marſchall und ſeine verſchwenderiſchen Köche verurſachten, ihr Hausweſen doch ſo beiſammen hielt, daß ſie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Dieſes Dankgefühl, dieſes Anerkennen, daß er ihr in dieſem

Augenblick das Leben ſchuldig geworden, war das Hauptmotiv, eine Handlung zu beſchleunigen, die er bereits im Sinne habend, nur an den zur Ausführung ſchicklichen Moment knüpfte, wo ſie als natürlich, ſich von ſelbſt verſtehend, weniger befremdend und ohne Aufſehen zu erregen, ſich vornehmen ließ...

In dieſer traurigen Ausſicht, ein ferneres Leben, wenn es noch geſtattet ſein ſollte, als Bettler in der Fremde kümmerlich zu friſten, war ein innigeres Anſchließen an eine erprobte treue Seele ſo natürlich, daß es keines anderen Beweggrundes bedurfte, und im Fall einer günſtigen Wendung des Geſchickes, nicht mehr als eine gerechte Entſchädigung für bisher empfundene Nachteile und Entbehrungen, die aus der öffentlichen Meinung erwachſen mögen. Nun war ſeine Vaterliebe nicht allein ihr ſondern auch ihrem Sohne, bei deſſen Heranwachſen und bevorſtehender Lebensbeſtimmung eine öffentliche Anerkennung ſchuldig.

Dieſe doppelten Beweggründe waren es, die Goethen gleich in den erſten Tagen der ſich verlaufenden Kriegsflut und des erſcheinenden Friedensbogens vermochten, das ſtille Gelübde ſeines Herzens durch eine förmliche öffentliche Trauung zu ſanktionieren.

Alle Freunde und Verehrer G's. billigten und belobten dieſen längſt erwarteten Schritt, und ſo war es denn der 19te Okt., der erſte Sonntag nach der Schlacht vom 14ten, wo G. mit ſeiner Gattin, ſeinem Sohne und mir als Zeugen nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakriſtei den Akt der Trauung vollziehen ließ. Der Ober-Conſiſtorialrat Günther verrichtete die Zeremonie in angemeſſener Weiſe.

So demnach und nicht unter dem Donner der Kanonen der Schlacht bei Jena wie der erklärte Schwätzer (bavard) ausposaunt, nicht auf Anraten franzöſiſcher Einquartierung, gleich viel ob Marſchall oder Komiſſair, nicht auf die von andern gemutmaßten Motive und Veranlaſſungen hin übt G. den Akt

der Gerechtigkeit und der Verſöhnung mit den rezipierten Sitten und Gebräuchen ſeiner Zeit aus und beruhigt dadurch auch die minder ſelbſtändigen Seelen, die Frömmler und Scheinheiligen, denen das frühere Verhältnis immer etwas apprehenſiv, mehr aus deutſcher Verlegenheit wegen des zu gebenden Titels als an ſich ſelbſt ſein mochte, obſchon ſie in der Gegenwart weniger ſkrupulös ſich auch darüber zu faſſen wußten. Denn ich habe nicht geſehen, daß diejenigen, welche in Briefen und Konventikeln darüber gloſſieren mochten, ſich's im Benehmen gegen die Dame hätten merken laſſen; noch das Speiſen und Getränke, die ſie ihnen vorſetzte, darum weniger ſchmackhaft und annehmenswert geſchienen hätten, als wenn ſie von der legitimſten adeligſten Hausfrau wären bereitet geweſen. Ueberhaupt nimmt es die Welt in dieſem Punkte nicht ſo genau, ſobald Dejeuners, Diners, Soupers und muſikaliſche Soirées der Sache eine Wendung geben, die ſich hören läßt.

Uebrigens iſt es merkwürdig, wie grade in der Chriſtenwelt nichts die Frommen ſo ſehr unterhält und mit heimlicher Schadenfreude kitzelt, als ein nicht auf die gewöhnliche Weiſe eingeleitetes Liebes- und Eheverhältnis. Iſt es doch als ſpräche ſich auch darin nur der Neid aus, daß einer ſich herausnehme zu tun, was die andern nur zu gern auch tun möchten, wenn nur das qu'en dira-t-on nicht wäre: denn mit Geſetz und Strafe ließe ſich ſchon allenfalls ein Abkommen treffen.

G., der nicht in dieſem Wachspuppenzuſtand lebte, ſondern ein eigenes Herz hatte, gab nichts auf dergleichen Gerede, und tat, was er vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten zu können glaubte."

Goethe ſelbſt ſchildert die Vorgänge des 14. Oktober nach ſeiner Art knapp und ſchmucklos, und wie er ſelten in ſeinem Tagebuch ſich einen Gefühlsausbruch, ja auch nur eine Stimmungsäußerung geſtattete, ſo iſt auch hier mehr zwiſchen den Zeilen zu leſen, als in Worten ausgedrückt iſt: „14. Okt. Früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Kötſchau. Deroute der

Preußen. Abends um 5 uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Einzug der Chaſſeurs. 7 uhr Brand, Plünderung, ſchreckliche Nacht. Erhaltung unſeres Hauſes durch Standhaftigkeit und Glück. Lieutenant Noiſin.“ Und der 15. Oktober verzeichnet: „Marſchall Lannes im Quartier und General Victor. Bei Hofe wegen Ankunft des Kaiſers. Nach Hauſe. Beſchäftigt mit Sicherung des Hauſes und der Familie.“

Etwas mehr über Goethes Stimmung erfahren wir aus den Berichten von Heinrich Voß, der erzählt: „Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenſtand des innigſten Mitleidens. Ich habe ihn Tränen vergießen ſehen. ‚Wer‘, rief er aus, ‚nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne ziehen kann?‘“

Am 17. Oktober ſchrieb Goethe an Wilhelm Chriſtian Günther, den Oberkirchenrat von Weimar:

„Dieſer Tage und Nächte iſt ein alter Vorſatz bey mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die ſo viel an mir gethan und auch dieſe Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine.

Sagen Sie mir würdiger geiſtlicher Herr und Vater wie es anzufangen iſt, daß wir ſobald möglich, Sonntag oder vorher getraut werden. Was ſind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht ſelbſt verrichten, ich wünſchte daß ſie in der Sakriſtey der Stadtkirche geſchähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe!“

Und Heinrich Voß berichtet am 18. Oktober: „Mir war es rührend, wie Goethe am 2ten Abend nach der Schlacht, als wir um ihn verſammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in dieſen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten ſchloß: ‚So Gott will, ſind wir morgen Mittag Mann und Frau!‘“

Auch ſeine Trauung behandelte Goethe ganz kurſoriſch; am 19. Oktober ſteht verzeichnet im Tagebuch: „Trauung. Denon kam zurück von Erfurt. Abſendung eines Boten nach Jena.“

Ihm machte ſeine Trauung offenbar keinen beſonderen Eindruck, — ſie war auch wirklich nur die äußere Förmlichkeit, die eine durch 18 Jahre beſtehende Tatſache der Welt gegenüber beſtätigte.

Am 20. Oktober ſteht im Tagebuch: „Den Tag bei Hofe. Abends bei Madam Schopenhauer.“ Das war das erſtemal, daß Chriſtiane als ſeine rechtmäßige Gattin an ſeiner Seite in der Geſellſchaft erſchien. Nicht als ob Goethe ſie bis dahin verleugnet hätte, er hatte ſich oft mit ihr gezeigt, hatte an ihrer Seite Schlittenfahrten unternommen, wenn die Weimarer Geſellſchaft ihre öffentlichen Schlittenfahrten arrangierte, — aber dieſer Tag war bedeutungsvoll, denn er nahm der Weimarer Geſellſchaft das Recht, Chriſtiane noch fernerhin zu ignorieren. Reinbeck berichtet über dieſen erſten Geſellſchaftsabend: „In der Geſellſchaft im Hauſe der Frau Hofrätin Schopenhauer hatten wir das Vergnügen, Bertuch, Riemer, Falk, Fernow und einige Damen zu finden. Zum 1. Male erſchien die Frau Geheimrätin von Goethe darin, eine Frau von noch vielem materiellem Reiz, an welcher man Gutmütigkeit und einen ſtets gleichen heiteren Sinn rühmte, wie dies mit Temperamenten der Art gewöhnlich verbunden iſt. Später kam der Geheimrat.“

Wie ſtand nun Chriſtiane zu all dieſen Ereigniſſen? Welchen Eindruck machten ſie ihr? Wir wiſſen nichts darüber, leider ſind gerade aus dieſer Zeit keine Briefe Chriſtianens erhalten. Aber ſie wird wohl zuerſt gar nicht Zeit gehabt haben, über die große Veränderung in ihrem Daſein nachzudenken. Denn nach den Berichten Riemers hatte ſie für viel und für viele zu ſorgen, und auch ihr Bruder Chriſtian Vulpius berichtet in ſeinen Briefen über die grauenvollen Ereigniſſe der Oktobertage in Weimar und über werktätige Hilfe, die ſeine Schweſter Chriſtiane geleiſtet hat: „Welch ein Unglück hat uns betroffen! Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, abends 5 uhr ging bei uns die Plünderung

Goethe: Die ſchlafende Chriſtiane

an, die 36 Stunden dauerte und mich von allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unſerem Hauſe. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir ſprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuſer, ſelbſt das Schloß nicht, ſind verſchont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinſel, Brand, — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park! Etwas Frohes! Geſtern hat der Geheimrat ſich mit meiner Schweſter trauen laſſen. Sein Haus iſt verſchont geblieben, er hatte ſtets Marſchälle darin!" — Mit welcher Diskretion müſſen die Vorfälle der ſchrecklichen Nacht vom 14. in Goethes Hauſe behandelt worden ſein, wenn ſelbſt Chriſtianens Bruder nichts darüber berichtet! — Weiter ſchildert er: „Den 15. bis 17. waren wir im Hauſe des Geheimen Rats Goethe und unſere Wohnung war mit allem, was darin war, denen preisgegeben, die ſie beſetzen wollen. Und das geſchah auch redlich. Gegen 16 Mann hauſten darin, als mich endlich, da Napoleon Bücher von der Bibliothek verlangte (Vulpius war inzwiſchen Bibliothekar geworden), auf Requiſition ſeines Ingenieurs d'Alma, Grenadiere in meine Wohnung einſetzten. Den 18. zog ich ein, aber wie fand ich es? Laſſen Sie mich davon ſchweigen! Dann tägliche Einquartierung, ſo daß wir einmal 10 Mann hatten und kein Geld, keine Lebensmittel! — Meine Schweſter ſtand bei, — aber den geheimen Rat ſelbſt hat es über 2000 Taler gekoſtet!"

Goethe ſelbſt berichtet ſeine Trauung an einige ſeiner Freunde. Dem Dr. Nikolaus Meyer ſchreibt er am 20. Oktober: „Um dieſe traurigen Tage durch eine Feſtlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin geſtern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entſchluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie erſuche, uns von Butter und ſonſtigen transportablen Victualien manches zukommen zu laſſen. Auf Ihren lieben Brief

folgt nächſtens in ruhigen Stunden eine umſtändlichere Antwort."

Und an Knebel ſchrieb Goethe am 21.: „Daß ich mit meiner guten Kleinen ſeit vorgeſtern verehelicht bin, wird euch freuen. Unſere Trauringe werden vom 14. Oktober datiert."

Wie dieſe Nachricht von Goethes vollzogener Trauung auf ſeine Mutter wirkte, das erfahren wir aus deren Brief vom 27. Oktober:

„Zu deinem neuen Stand wünſche dir allen Seegen — alles Heil — alles Wohlergehen — da haſt du nach meines Hertzens Wunſch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiermit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn ſie ſchon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in dieſen Hochbetrübten erbärmlichen Zeiten thun kann. Aber nur Gedult die Wechſel Briefe die ich von unſerm Gott erhalten habe — werden ſo gewiß bezahlt als jetzt (da ich dieſes ſchreibe) die Sonne ſcheint, darauf verlaßt Euch — Ihr ſolt mit Eurem theil zufrieden ſeyn — das ſchwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — ſage Ihr, daß ich Sie Liebe — ſchätze — verehre — daß ich Ihr ſelbſt würde geſchrieben haben, wen wir nicht in einem beſtändigen Wirrwarr lebten — Heute werden die Straßen die zum Bockenheimer Thor führen nicht leer von Preuſchiſchen Gefangenen!!!..."

Und ihre Anerkennung für Chriſtianens Tätigkeit in dieſer ſchweren Zeit enthalten einige Zeilen aus einem Brief vom 12. Dezember:

„Einquartierung haben wir freylich noch — aber ſehr wenig — wer über die See gefahren iſt, fürchtet ſich vor dem Main nicht u. ſ. w. Deinem Lieben Weibgen danke vor den lieben Brief den Sie mir geſchrieben hat — Ihr ſchönes — heroiſches — haushälteriſches Betragen hat mein Hertz erfreut — Gott! Erhalte Ihren frohen Muth — Ein fröliges Hertz, iſt ein täglich Wohlleben, ſagt Sirach..."

Damals hatte Goethe auch Gelegenheit, aufs ſchärfſte für den Bruder ſeiner Frau einzutreten. Chriſtian Auguſt Vulpius war in der Allgemeinen Zeitung als Romanfabrikant verſpottet worden, und zwar hatte ein Weimarer Mitarbeiter dieſer Zeitung die Schlacht von Jena und ihre traurigen Folgen zum Anlaß genommen um zu fragen, was Vulpius und ſeine Frau wohl aus ihren traurigen Erlebniſſen in dieſer Zeit machen und wie er ſie als Literat verwerten würde. Goethe ſchrieb deshalb ſehr ſcharf an Cotta. Er empfand recht wohl, daß dieſer Stich eigentlich gegen ihn, gegen ſeine Ehe mit Chriſtiane nach dem jahrelang ganz Weimar empörenden freien Verhältnis mit dieſer gerichtet war, und er fragte Cotta: „Iſt es die Art, einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Beſter, die Kritik, die den Rinaldo Rinaldini (Vulpius' Räuberroman, der in einem breiten Publikum ſehr großes Aufſehen erregt hatte) verdammt, aufrufen? Wo bleiben, daß ich's grade heraus ſage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am beſten fruchten?“ Und er ging noch weiter auf die „niederträchtige Art“ dieſer Äußerungen ein. So dokumentierte Goethe nach außen die menſchliche Solidarität mit der verarmten Familie Vulpius auch da, wo von keiner künſtleriſchen Solidarität die Rede ſein kann. Und die verwandtſchaftlichen Beziehungen wurden durch literariſche Gegenſätze nicht getrübt. Chriſtianens Bruder und deſſen Frau ſind in Goethes Tagebuch als häufige Gäſte verzeichnet, und am 25. Dezember 1807 ſteht darin: „Abends Geſellſchaft zu Auguſts Geburtstag und kleine dramatiſche Unterhaltung von Dr. Vulpius, vorgeſtellt durch Dem. Elſermann, Engels, Häßler und Rinaldo“ (Chriſtian Auguſts älteſter Sohn, der ſpäter mit dem Kanzler Müller zuſammen Goethes Teſtament-Exekutor war, den Goethe ſchon als Kind ſehr gerne mochte, ſo daß er ſeiner Frau mehrmals den Auftrag gab, dem guten Kinde eine Artigkeit in ſeinem Namen zu erweiſen).

Das Jahr 1807 führte Chriſtiane zu längerem Beſuche nach

Frankfurt zur Schwiegermutter. Sie verbrachte eine angenehme und fröhliche Zeit in dem Kreiſe der gewiß nicht günſtig für ſie voreingenommenen Frankfurter Verwandten und gewann vor allem Frau Rats Liebe in ſolchem Maße, daß dieſe am Freitag den 17. April an ihren Sohn ſchreibt:

„Lieber Sohn!

Dein Brief welcher die glückliche Ankunft meiner Lieben, Lieben Tochter mir verkündigte hat mir Hertz und Angeſicht frölich gemacht — Ja wir waren ſehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanſt Gott dancken! So ein Liebes — herzliches unverdorbenes Gottes Geſchöpf findet mann ſehr ſelten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über alles was dich angeht — und was mir unausſprechlich wohl that, war, daß alle Menſchen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine ſolche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10Jähriger Bekandtſchaft nicht hätte inniger ſeyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedancke Sie mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle vereinigen ſich mit mir dich glücklich zu preihſen — und wünſchen Euch Leben — Geſundheit — und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen...

Grüße meine Liebe Tochter hertzlich, und dancke Ihr nochmals vor das Vergnügen das Sie mir und meinen Freunden gewährt hat — auch den lieben Augſt grüße auf freundlichſte — Lebt wohl! Behaltet lieb

Eure Euch ſambt und ſonders liebende Mutter und Großmutter

Goethe."

Nicht nur bei der Mutter, auch bei den Bekannten und Freunden fand Chriſtiane eine ſolche Aufnahme, daß Goethe ſich veranlaßt ſah, am 17. April folgende Dankesworte an J. Stock zu richten: „Ew. Wohlgeboren haben mit den werten Ihrigen meine kleine Frau ſo gefällig und freundſchaftlich aufgenommen, daß ich nicht genug Dank dafür zu ſagen weiß. Ich habe ihr, da ſie bisher ſo manches Ungemach erleiden müſſen,

von Herzen die guten Stunden gegönnt, die ſie in Frankfurt in der Nähe meiner Mutter und meiner älteſten beſten Freunde zubrachte."

Die von Chriſtiane in Frankfurt angebahnten Beziehungen ſchienen Goethe ſtark genug, daß er den Plan faſſen konnte, ihr die Erbſchaftsregelung nach dem Tode der Mutter zu überlaſſen. Wenigſtens ſchreibt Auguſt von Goethe, der am 15. September die Nachricht von dem Tode der Großmutter durch J. Schloſſer erhalten hatte, am 16. aus Heidelberg nach Weimar: „Liebe Mutter, ſoeben erhalte ich durch einen Brief des Landrat Schloſſer die traurige Nachricht von dem unerwarteten Tode unſerer lieben und verehrten Großmutter. Da Sie nun, beſte Mutter, äußerten, daß Sie auf ſo einen Fall ſelbſt nach Frankfurt kommen würden, ſo wünſchte ich wirklich durch einen Brief von Ihnen zu erfahren, ob dieſer traurige Zufall mir durch Ihre baldige Ankunft in Frankfurt etwas verſüßt werden möchte. Denn wenn Sie, beſte Mutter, nach Frankfurt kommen, ſo würde ich natürlich, ſolange es meine Zeit erlaubt, bei Ihnen in Frankfurt zubringen!"

In Weimar kam die Todesnachricht am 17. an, an dem Tage, an dem Goethe nach langer Abweſenheit in Karlsbad, Teplitz und Jena wieder in der Heimat eintraf. Er hat nichts darüber in ſein Tagebuch geſchrieben, nur das ſteht am 17. September eingetragen: „Gegen 1 uhr angekommen. Theatraliſcher Aufputz des Hauſes. Sonſtiger Empfang. Mittags allein. Abends Comödie ... Hernach Ständchen." Aber Chriſtian Auguſt berichtet dem Neffen, der um ſeiner Studien willen in Heidelberg weilt, ausführlicher über den froh gedachten und dann traurig gewordenen Tag:

„Lieber Auguſt!

Du wirſt früher als wir die Nachricht von dem Tode Deiner Großmutter am 15. d. M. erhalten haben. Hier traf ſie am 17. ein, grade an dem Tage, als Dein Vater zurückkam. Das Haus war mit Kränzen, Guirlanden, Teppichen behan-

gen, mit Orangeriebäumen beſetzt, und die Fußboden mit Blumen beſtreut. Nach Tiſche mußte es Deinem Vater geſagt werden. Er war ganz hin. — Vater und Mutter gehen in tiefſter Trauer, das wirſt Du auch tun, der Frankfurter wegen wenigſtens. — Deine Mutter reiſet, wenn entſiegelt wird, perſönlich nach Frankfurt. Dorthin wirſt Du auch kommen und die Zeit ſchon erfahren. Die Mutter freut ſich ſehr Dich zu ſehen. ... Dein Vater iſt recht wohl aus dem Bade gekommen, ſchmal und sine Bauch. Er bewegt ſich viel leichter. Ob er mit zum Kongreß müſſen wird, weiß ich nicht. Wolzogen liegt in Würzburg krank."

Die Entſiegelung ſtand nahe bevor. Chriſtiane mußte ſich zur Reiſe rüſten: am 23. September verzeichnet das Tagebuch: „Nach Tiſche verſchiedenes wegen der bevorſtehenden Abreiſe meiner Frau nach Frankfurt." Chriſtiane aber drängte Goethe, noch ehe ſie ſelbſt Weimar verließ, nach Erfurt zu gehen und der Kaiſerzuſammenkunft beizuwohnen. Wußte ſie doch aus langer Erfahrung, daß nur Zerſtreuung vermochte, ihn nach ſchwerer Gemütsbewegung wieder herzuſtellen und ins Gleichgewicht zu bringen. Er befolgte ihren Rat und ſchreibt ihr am 4. Oktober aus Erfurt nach Frankfurt: „Eh ich von Erfurt abgehe, muß ich Dir ein Wort ſagen und Dir danken, daß Du mich herübergetrieben haſt. Zum Schauſpiel kam ich nicht, aber nachher fügte ſich alles zum Beſten. Ich habe dem Kaiſer aufgewartet, der ſich auf die gnädigſte Weiſe lange mit mir unterhielt. Nun geht's zu den weimariſchen Feſten, wobei ich dich wünſchte. Manchmal iſt mirs verdrießlich, daß Du ſo eigenſinnig auf deiner Reiſe beſtandeſt. Dann denk ich wieder: es wird wohl gut ausfallen, da ſo vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl, grüße Deine Geſellſchafterin und alle Freunde." Dieſe Geſellſchafterin war Caroline Ulrich, eine Waiſe, die zu Chriſtianens Zerſtreuung ins Haus gekommen war, die zeitweilig auch Goethe Sekretärsdienſte leiſtete, ſpäter Riemers Gattin wurde und mit dem Goetheſchen Hauſe auch fernerhin in naher

Freundſchaft verbunden war. Goethe hat der Uli oder Uline, wie ſie oft ſcherzhaft genannt wurde, mehrere kleine Verſe gewidmet.

Chriſtiane hatte wohl gewußt, was ſie tat, als ſie ſo ſehr auf dieſer Reiſe beſtand. Einen Vertreter mußte die Familie Goethe bei der Erbſchaftsteilung haben, Auguſt war zu jung, und Goethe, den alles ſo angriff, daß er ſchmerzliche Ereigniſſe nicht einmal im Tagebuch verzeichnen konnte, hätte zu ſehr gelitten, wenn er ſelbſt nach Frankfurt gegangen wäre. Bei ihm pflegten ſich heftige Gemütsbewegungen durch ſchwere Krankheiten zu rächen, darum ging Chriſtiane lieber ſelbſt nach Frankfurt, um die Angelegenheiten zu ordnen. Vorher traf ſie Goethe noch in Erfurt, wenigſtens notiert Goethe im Tagebuch am 1. Oktober: „Ging meine Frau durch Erfurt.“

Bei dieſem Frankfurter Aufenthalt ſollte Chriſtiane noch eine andere Angelegenheit ordnen außer der Erbſchaft der Frau Rat. Goethe wünſchte, daß ſie für ſich und Auguſt das Bürgerrecht in Frankfurt erwerbe. Aber es ergaben ſich Schwierigkeiten; Goethe ſchreibt ſcherzhaft am 25. Oktober an Chriſtiane: „Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunſch, eine Grille von mir und gegenwärtig iſt es gar nicht nötig daß du und Auguſt euch beſonders darum bewerbeſt. Ich dachte; da Frankfurt jetzt einen Souverain hat; ſo könnte man über verſchiedene Umſtändlichkeiten hinauskommen, wenigſtens bei uns wäre alles mit einem Federſtrich des Herzogs abgetan, ſo aber ſetzt man dort die alten reichſtädtiſchen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodieren. Laſſen wir alſo die Sache hinhängen, bis ich wieder einmal perſönlich den Fürſten darum erſuche. Was ſollen wir Taufſcheine produzieren, die von einer Seite das große Geheimnis Frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der andern mit den Trauſcheinen nicht zuſammenſtimmen. Was ſollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren u. ſ. w. Herrn Landrat Schloſſer ſchreibe ich beiliegend in gleichem

Ihm machte ſeine Trauung offenbar keinen beſonderen Eindruck, — ſie war auch wirklich nur die äußere Förmlichkeit, die eine durch 18 Jahre beſtehende Tatſache der Welt gegenüber beſtätigte.

Am 20. Oktober ſteht im Tagebuch: „Den Tag bei Hofe. Abends bei Madam Schopenhauer.“ Das war das erſtemal, daß Chriſtiane als ſeine rechtmäßige Gattin an ſeiner Seite in der Geſellſchaft erſchien. Nicht als ob Goethe ſie bis dahin verleugnet hätte, er hatte ſich oft mit ihr gezeigt, hatte an ihrer Seite Schlittenfahrten unternommen, wenn die Weimarer Geſellſchaft ihre öffentlichen Schlittenfahrten arrangierte, — aber dieſer Tag war bedeutungsvoll, denn er nahm der Weimarer Geſellſchaft das Recht, Chriſtiane noch fernerhin zu ignorieren. Reinbeck berichtet über dieſen erſten Geſellſchaftsabend: „In der Geſellſchaft im Hauſe der Frau Hofrätin Schopenhauer hatten wir das Vergnügen, Bertuch, Riemer, Falk, Fernow und einige Damen zu finden. Zum 1. Male erſchien die Frau Geheimrätin von Goethe darin, eine Frau von noch vielem materiellem Reiz, an welcher man Gutmütigkeit und einen ſtets gleichen heiteren Sinn rühmte, wie dies mit Temperamenten der Art gewöhnlich verbunden iſt. Später kam der Geheimrat.“

Wie ſtand nun Chriſtiane zu all dieſen Ereigniſſen? Welchen Eindruck machten ſie ihr? Wir wiſſen nichts darüber, leider ſind gerade aus dieſer Zeit keine Briefe Chriſtianens erhalten. Aber ſie wird wohl zuerſt gar nicht Zeit gehabt haben, über die große Veränderung in ihrem Daſein nachzudenken. Denn nach den Berichten Riemers hatte ſie für viel und für viele zu ſorgen, und auch ihr Bruder Chriſtian Vulpius berichtet in ſeinen Briefen über die grauenvollen Ereigniſſe der Oktobertage in Weimar und über werktätige Hilfe, die ſeine Schweſter Chriſtiane geleiſtet hat: „Welch ein Unglück hat uns betroffen! Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, abends 5 uhr ging bei uns die Plünderung

Goethe: Die ſchlafende Chriſtiane

an, die 36 Stunden dauerte und mich von allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unſerem Hauſe. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir ſprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer hat welches? Denn nicht zehn Häuſer, ſelbſt das Schloß nicht, ſind verſchont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinſel, Brand, — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park! Etwas Frohes! Geſtern hat der Geheimrat ſich mit meiner Schweſter trauen laſſen. Sein Haus iſt verſchont geblieben, er hatte ſtets Marſchälle darin!" — Mit welcher Diskretion müſſen die Vorfälle der ſchrecklichen Nacht vom 14. in Goethes Hauſe behandelt worden ſein, wenn ſelbſt Chriſtianens Bruder nichts darüber berichtet! — Weiter ſchildert er: „Den 15. bis 17. waren wir im Hauſe des Geheimen Rats Goethe und unſere Wohnung war mit allem, was darin war, denen preisgegeben, die ſie beſetzen wollen. Und das geſchah auch redlich. Gegen 16 Mann hauſten darin, als mich endlich, da Napoleon Bücher von der Bibliothek verlangte (Vulpius war inzwiſchen Bibliothekar geworden), auf Requiſition ſeines Ingenieurs d'Alma, Grenadiere in meine Wohnung einſetzten. Den 18. zog ich ein, aber wie fand ich es? Laſſen Sie mich davon ſchweigen! Dann tägliche Einquartierung, ſo daß wir einmal 10 Mann hatten und kein Geld, keine Lebensmittel! — Meine Schweſter ſtand bei, — aber den geheimen Rat ſelbſt hat es über 2000 Taler gekoſtet!"

Goethe ſelbſt berichtet ſeine Trauung an einige ſeiner Freunde. Dem Dr. Nikolaus Meyer ſchreibt er am 20. Oktober: „Um dieſe traurigen Tage durch eine Feſtlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin geſtern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entſchluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie erſuche, uns von Butter und ſonſtigen transportablen Victualien manches zukommen zu laſſen. Auf Ihren lieben Brief

folgt nächſtens in ruhigen Stunden eine umſtändlichere Antwort."

Und an Knebel ſchrieb Goethe am 21.: „Daß ich mit meiner guten Kleinen ſeit vorgeſtern verehelicht bin, wird euch freuen. Unſre Trauringe werden vom 14. Oktober datiert."

Wie dieſe Nachricht von Goethes vollzogener Trauung auf ſeine Mutter wirkte, das erfahren wir aus deren Brief vom 27. Oktober:

„Zu deinem neuen Stand wünſche dir allen Seegen — alles Heil — alles Wohlergehen — da haſt du nach meines Hertzens Wunſch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn ſie ſchon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in dieſen Hochbeinigen erbärmlichen Zeiten thun kann. Aber nur Gedult die Wechſel Briefe die ich von unſerm Gott erhalten habe — werden ſo gewiß bezahlt als jetzt (da ich dieſes ſchreibe) die Sonne ſcheint, darauf verlaßt Euch — Ihr ſolt mit Eurem theil zufrieden ſeyn — das ſchwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — ſage Ihr, daß ich Sie Liebe — ſchätze — verehre — daß ich Ihr ſelbſt würde geſchrieben haben, wen wir nicht in einem beſtändigen Wirrwel lebten — Heute werden die Straßen die zum Bockenheimer Thor führen nicht leer von Preuſchiſchen Gefangenen!!!..."

Und ihre Anerkennung für Chriſtianens Tätigkeit in dieſer ſchweren Zeit enthalten einige Zeilen aus einem Brief vom 12. Dezember:

„Einquartierung haben wir freylich noch — aber ſehr wenig — wer über die See gefahren iſt, fürchtet ſich vor dem Main nicht u. ſ. w. Deinem Lieben Weibgen dancke vor den lieben Brief den Sie mir geſchrieben hat — Ihr ſchönes — heroiſches — haushälteriſches Betragen hat mein Hertz erfreut — Gott! Erhalte Ihren frohen Muth — Ein fröliges Hertz, iſt ein täglich Wohlleben, ſagt Sirach..."

Damals hatte Goethe auch Gelegenheit, aufs ſchärfſte für den Bruder ſeiner Frau einzutreten. Chriſtian Auguſt Vulpius war in der Allgemeinen Zeitung als Romanfabrikant verſpottet worden, und zwar hatte ein Weimarer Mitarbeiter dieſer Zeitung die Schlacht von Jena und ihre traurigen Folgen zum Anlaß genommen um zu fragen, was Vulpius und ſeine Frau wohl aus ihren traurigen Erlebniſſen in dieſer Zeit machen und wie er ſie als Literat verwerten würde. Goethe ſchrieb deshalb ſehr ſcharf an Cotta. Er empfand recht wohl, daß dieſer Stich eigentlich gegen ihn, gegen ſeine Ehe mit Chriſtiane nach dem jahrelang ganz Weimar empörenden freien Verhältnis mit dieſer gerichtet war, und er fragte Cotta: „Iſt es die Art, einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Beſter, die Kritik, die den Rinaldo Rinaldini (Vulpius' Räuberroman, der in einem breiten Publikum ſehr großes Aufſehen erregt hatte) verdammt, aufrufen? Wo bleiben, daß ich's grade heraus ſage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am beſten fruchten?“ Und er ging noch weiter auf die „niederträchtige Art“ dieſer Äußerungen ein. So dokumentierte Goethe nach außen die menſchliche Solidarität mit der verarmten Familie Vulpius auch da, wo von keiner künſtleriſchen Solidarität die Rede ſein kann. Und die verwandtſchaftlichen Beziehungen wurden durch literariſche Gegenſätze nicht getrübt. Chriſtianens Bruder und deſſen Frau ſind in Goethes Tagebuch als häufige Gäſte verzeichnet, und am 25. Dezember 1807 ſteht darin: „Abends Geſellſchaft zu Auguſts Geburtstag und kleine dramatiſche Unterhaltung von Dr. Vulpius, vorgeſtellt durch Dem. Elſermann, Engels, Häßler und Rinaldo“ (Chriſtian Auguſts älteſter Sohn, der ſpäter mit dem Kanzler Müller zuſammen Goethes Teſtament-Exekutor war, den Goethe ſchon als Kind ſehr gerne mochte, ſo daß er ſeiner Frau mehrmals den Auftrag gab, dem guten Kinde eine Artigkeit in ſeinem Namen zu erweiſen).

Das Jahr 1807 führte Chriſtiane zu längerem Beſuche nach

Frankfurt zur Schwiegermutter. Sie verbrachte eine angenehme und fröhliche Zeit in dem Kreiſe der gewiß nicht günſtig für ſie voreingenommenen Frankfurter Verwandten und gewann vor allem Frau Rats Liebe in ſolchem Maße, daß dieſe am Freitag den 17. April an ihren Sohn ſchreibt:

„Lieber Sohn!

Dein Brief welcher die glückliche Ankunft meiner Lieben, Lieben Tochter mir verkündigte hat mir Hertz und Angeſicht frölich gemacht — Ja wir waren ſehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanſt Gott dancken! So ein Liebes — herliches unverdorbenes Gottes Geſchöpf findet mann ſehr ſelten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über alles was dich angeht — und was mir unausſprechlich wohl that, war, daß alle Menſchen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine ſolche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10Jähriger Bekandtſchaft nicht hätte inniger ſeyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedancke Sie mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle vereinigen ſich mit mir dich glücklich zu preihſen — und wünſchen Euch Leben — Geſundheit — und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen...

Grüße meine Liebe Tochter hertzlich, und dancke Ihr nochmals vor das Vergnügen das Sie mir und meinen Freunden gewährt hat — auch den lieben Augſt grüße auf freundlichſte — Lebt wohl! Behaltet lieb

Eure Euch ſambt und ſonders liebende Mutter und Großmutter

Goethe."

Nicht nur bei der Mutter, auch bei den Bekannten und Freunden fand Chriſtiane eine ſolche Aufnahme, daß Goethe ſich veranlaßt ſah, am 17. April folgende Dankesworte an J. Stock zu richten: „Ew. Wohlgeboren haben mit den werten Ihrigen meine kleine Frau ſo gefällig und freundſchaftlich aufgenommen, daß ich nicht genug Dank dafür zu ſagen weiß. Ich habe ihr, da ſie bisher ſo manches Ungemach erleiden müſſen,

von Herzen die guten Stunden gegönnt, die ſie in Frankfurt in der Nähe meiner Mutter und meiner älteſten beſten Freunde zubrachte."

Die von Chriſtiane in Frankfurt angebahnten Beziehungen ſchienen Goethe ſtark genug, daß er den Plan faſſen konnte, ihr die Erbſchaftsregelung nach dem Tode der Mutter zu überlaſſen. Wenigſtens ſchreibt Auguſt von Goethe, der am 15. September die Nachricht von dem Tode der Großmutter durch J. Schloſſer erhalten hatte, am 16. aus Heidelberg nach Weimar: „Liebe Mutter, ſoeben erhalte ich durch einen Brief des Landrat Schloſſer die traurige Nachricht von dem unerwarteten Tode unſerer lieben und verehrten Großmutter. Da Sie nun, beſte Mutter, äußerten, daß Sie auf ſo einen Fall ſelbſt nach Frankfurt kommen würden, ſo wünſchte ich wirklich durch einen Brief von Ihnen zu erfahren, ob dieſer traurige Zufall mir durch Ihre baldige Ankunft in Frankfurt etwas verſüßt werden möchte. Denn wenn Sie, beſte Mutter, nach Frankfurt kommen, ſo würde ich natürlich, ſolange es meine Zeit erlaubt, bei Ihnen in Frankfurt zubringen!"

In Weimar kam die Todesnachricht am 17. an, an dem Tage, an dem Goethe nach langer Abweſenheit in Karlsbad, Teplitz und Jena wieder in der Heimat eintraf. Er hat nichts darüber in ſein Tagebuch geſchrieben, nur das ſteht am 17. September eingetragen: „Gegen 1 uhr angekommen. Theatraliſcher Aufputz des Hauſes. Sonſtiger Empfang. Mittags allein. Abends Comödie ... Hernach Ständchen." Aber Chriſtian Auguſt berichtet dem Neffen, der um ſeiner Studien willen in Heidelberg weilt, ausführlicher über den froh gedachten und dann traurig gewordenen Tag:

„Lieber Auguſt!

Du wirſt früher als wir die Nachricht von dem Tode Deiner Großmutter am 15. d. M. erhalten haben. Hier traf ſie am 17. ein, grade an dem Tage, als Dein Vater zurückkam. Das Haus war mit Kränzen, Guirlanden, Teppichen behan-

gen, mit Orangeriebäumen beſetzt, und die Fußboden mit Blumen beſtreut. Nach Tiſche mußte es Deinem Vater geſagt werden. Er war ganz hin. — Vater und Mutter gehen in tiefſter Trauer, das wirſt Du auch tun, der Frankfurter wegen wenigſtens. — Deine Mutter reiſet, wenn entſiegelt wird, perſönlich nach Frankfurt. Dorthin wirſt Du auch kommen und die Zeit ſchon erfahren. Die Mutter freut ſich ſehr Dich zu ſehen. ... Dein Vater iſt recht wohl aus dem Bade gekommen, ſchmal und sine Bauch. Er bewegt ſich viel leichter. Ob er mit zum Kongreß müſſen wird, weiß ich nicht. Wolzogen liegt in Würzburg krank."

Die Entſiegelung ſtand nahe bevor. Chriſtiane mußte ſich zur Reiſe rüſten: am 23. September verzeichnet das Tagebuch: „Nach Tiſche verſchiedenes wegen der bevorſtehenden Abreiſe meiner Frau nach Frankfurt." Chriſtiane aber drängte Goethe, noch ehe ſie ſelbſt Weimar verließ, nach Erfurt zu gehen und der Kaiſerzuſammenkunft beizuwohnen. Wußte ſie doch aus langer Erfahrung, daß nur Zerſtreuung vermochte, ihn nach ſchwerer Gemütsbewegung wieder herzuſtellen und ins Gleichgewicht zu bringen. Er befolgte ihren Rat und ſchreibt ihr am 4. Oktober aus Erfurt nach Frankfurt: „Eh ich von Erfurt abgehe, muß ich Dir ein Wort ſagen und Dir danken, daß Du mich herübergetrieben haſt. Zum Schauſpiel kam ich nicht, aber nachher fügte ſich alles zum Beſten. Ich habe dem Kaiſer aufgewartet, der ſich auf die gnädigſte Weiſe lange mit mir unterhielt. Nun geht's zu den weimariſchen Feſten, wobei ich dich wünſchte. Manchmal iſt mirs verdrießlich, daß Du ſo eigenſinnig auf deiner Reiſe beſtandeſt. Dann denk ich wieder: es wird wohl gut ausfallen, da ſo vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl, grüße Deine Geſellſchafterin und alle Freunde." Dieſe Geſellſchafterin war Caroline Ulrich, eine Waiſe, die zu Chriſtianens Zerſtreuung ins Haus gekommen war, die zeitweilig auch Goethe Sekretärsdienſte leiſtete, ſpäter Riemers Gattin wurde und mit dem Goetheſchen Hauſe auch fernerhin in naher

Freundſchaft verbunden war. Goethe hat der Uli oder Uline, wie ſie oft ſcherzhaft genannt wurde, mehrere kleine Verſe gewidmet.

Chriſtiane hatte wohl gewußt, was ſie tat, als ſie ſo ſehr auf dieſer Reiſe beſtand. Einen Vertreter mußte die Familie Goethe bei der Erbſchaftsteilung haben, Auguſt war zu jung, und Goethe, den alles ſo angriff, daß er ſchmerzliche Ereigniſſe nicht einmal im Tagebuch verzeichnen konnte, hätte zu ſehr gelitten, wenn er ſelbſt nach Frankfurt gegangen wäre. Bei ihm pflegten ſich heftige Gemütsbewegungen durch ſchwere Krankheiten zu rächen, darum ging Chriſtiane lieber ſelbſt nach Frankfurt, um die Angelegenheiten zu ordnen. Vorher traf ſie Goethe noch in Erfurt, wenigſtens notiert Goethe im Tagebuch am 1. Oktober: „Ging meine Frau durch Erfurt.“

Bei dieſem Frankfurter Aufenthalt ſollte Chriſtiane noch eine andere Angelegenheit ordnen außer der Erbſchaft der Frau Rat. Goethe wünſchte, daß ſie für ſich und Auguſt das Bürgerrecht in Frankfurt erwerbe. Aber es ergaben ſich Schwierigkeiten; Goethe ſchreibt ſcherzhaft am 25. Oktober an Chriſtiane: „Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunſch, eine Grille von mir und gegenwärtig iſt es gar nicht nötig daß du und Auguſt euch beſonders darum bewerbeſt. Ich dachte; da Frankfurt jetzt einen Souverain hat; ſo könnte man über verſchiedene Umſtändlichkeiten hinauskommen, wenigſtens bei uns wäre alles mit einem Federſtrich des Herzogs abgetan, ſo aber ſetzt man dort die alten reichſtädtiſchen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodieren. Laſſen wir alſo die Sache hinhängen, bis ich wieder einmal perſönlich den Fürſten darum erſuche. Was ſollen wir Taufſcheine produzieren, die von einer Seite das große Geheimnis Frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der andern mit den Trauſcheinen nicht zuſammenſtimmen. Was ſollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren u. ſ. w. Herrn Landrat Schloſſer ſchreibe ich beiliegend in gleichem

Sinne. Er wird es ja auch wohl ſo gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlaſſen.“

Und unter dem gleichen Datum in der gleichen Angelegenheit ſchrieb er an J. Schloſſer.

Die von Goethe ausgeſprochene Hoffnung, daß alles gut ablaufen werde, wie ja ſo vieles gut abläuft, bewahrheitete ſich. Goethe konnte am 25. November an ſeinen Freund Knebel nach Jena ſchreiben: „Meine Frau iſt von Frankfurt zurückgekommen, wo ſie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbſchaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weiſe abzutun. Sie grüßt Dich und die Deinigen vielmals und wünſcht, euch gelegentlich zu bewirten, da ſie dieſen Winter wohl ſchwerlich nach Jena kommen möchte.“

Schon am 23. war Chriſtiane zurückgekehrt. Goethe notiert es im Tagebuch: „Ankunft meiner Frau; mit Auspacken und Referieren ging der übrige Tag hin.“ Chriſtiane hatte jedenfalls viel mitzuteilen, nicht nur über Frankfurt und die Frankfurter mußte ſie berichten, vor allem mußte ſie von Auguſt erzählen, der damals zum erſtenmal allein in der Fremde war. Im Frühling 1808 hatte er das Vaterhaus verlaſſen, und Chriſtiane hat die Trennung von dem einzigen Sohn ſchmerzlich empfunden, das zeigen ihre Briefe vom 28. April und vom 16. Mai:

„Lieber Auguſt!

Deine uns ſo lieben Briefe als auch Dein gutes Lob von Frankfurt aus hat mir und Deinem Vater ſehr viel Freude gemacht. Sei nur fort brav und gut und lerne was, ſo wirſt Du uns beide ganz glücklich machen.

Wir leben hier ganz ſtille und bei uns iſt nichts merkwürdiges vorgefallen. Der Vater befindet ſich ganz leidlich und iſt itzo in Jena und denket etwa ſo den 11. oder 12. abzureiſen nach Carlsbad. Ich beſchäftige mich mit dem Garten, der ſchon ſehr bepflanzt iſt, und allerlei häuslichen Arbeiten. Vom Theater grüßt alles, beſonders Deny, der ſehr oft an dich denkt und

auch die Komödienzetteln geſammelt hat. Schreibe mir recht bald, wie es Dir in Heidelberg gefällt und wie es Dir mit der Koſt geht. Der H. v. Arnim hat dem Vater geſchrieben, daß er ſo wohlfeil und gut ſpeiſt. Schreibe mir ja recht bald. Denn ſo lange als Du noch in Frankfurt warſt, wußten wir, daß Du gut verſorgt warſt, aber nun ſorge ſelbſt gut für Dich und ſchreibe mir ja recht oft und laß mich weniger ſchreiben; Du weißt, daß mir das Schreiben ſauer wird.

Lebe wohl, denke fleißig an Deine Dich herzlich liebende Mutter C. v. Goethe."

„Lieber guter Auguſt!

Ich dank Dir recht ſehr vor Deine lieben Briefe, ſchreibe mir ja recht oft, denn Deine Briefe, die machen mir in meiner Einſamkeit doch frohe Stunden. Der Vater iſt am Donnerstage nach Carlsbad und ich bin nun ſo ganz allein in dem großen Hauſe. Bei jedem Schritt und Tritt wünſche ich mir, wenn wir beide nur zuſammen wären. Dein liebes Bild grüße ich alle Morgen und unterhalte mich mit ihm und freue mich ſchon voraus, wenn wir uns auf Oſtern in Frankfurt ſehen werden. Deine Briefe ſind gleich den 2. Tag abgeholt worden und da war ſie auch ſchon getröſtet und ſagt, es wäre alles nur dummes Zeug geweſen und es wär recht gut, daß es ſo gekommen wäre. Sie kam auch zu mir und iſt luſtig und guter Dinge. So laß Du es auch gut ſein und gräme Dich ja nicht, denn ſie verdient es gewiß nicht. Voß dank recht ſchön vor ſeinen Brief, ich werde ihm nächſtens ſchreiben. Dein letzter Brief, den Du an Bartholomäi geſchrieben haſt, hat dem Vater ſehr gefallen. Er hat ihn von Riemer abſchreiben laſſen und er iſt allen Damen produziert worden; es war ſo ein hübſcher Styl darin. Deinen Wechſel wirſt Du von Bethmanns erhalten, aber ohne allen Rabatt. Schreibe mir nur recht oft, auch wenn ich in Lauchſtädt bin. Den 15. Juni gehe ich weg, da kannſt Du die Briefe an die Dr. Buchholz addreſſieren. Sie grüßt Dich herzlich und wird bald antworten. Sie iſt krank geweſen,

aber wieder beſſer. Vom Theater grüßt Dich alles, beſonders Deny, und wenn Du bald antworteſt, ſo wirſt Du einen rechten langen Brief erhalten. Ehr ich weggeh, ſo ſchicke ich Dir auch alle Komödienzettel. Heß empfiehlt ſich Dir noch herzlich, er iſt doch noch abgegangen und Eberwein dirigiert itzo das ganze Weſen und es geht auch gut. Am ... (?) zu tanzen, iſt hier garnicht zu denken. Nun bitte ich Dich, ſei nur recht fleißig, daß der Vater Freude an Dir hat, und wirſt Dich dann auch ſehr freuen, wie gut er alles mit Dir vorhat. Denn er hat Dich ſehr lieb, das habe ich erſt recht geſehen, wie Du weg warſt. Die erſte Zeit hat er faſt nichts gegeſſen. Sein einziger Wunſch iſt nur, daß Du was lernen möchteſt, und hoffe ich von Dir. Leb wohl mein lieber Sohn.

Deine Dich liebende Mutter

Goethe."

Aber dennoch mußte ihre mütterliche Klugheit Auguſts Entfernung aus Weimar und aus dem Kreiſe ſeiner dortigen Gefährten gut heißen, denn Auguſt hatte einen kleinen Roman zu erleben begonnen, deſſen weitere Entwicklung Chriſtiane nicht gerne geſehen hätte. Schumann hieß das Mädchen, an das Auguſt ſogar ein Liedchen gerichtet hatte, und die Chriſtiane ihm immer wieder und wieder zu verleiden bemüht war. Auch ein Jahr ſpäter, am 2. Mai 1809, berichtet ſie von ihr, die bei einem Maskenzug kurz vorher den Mond dargeſtellt hatte, und die nun in Chriſtianens Briefen weiter den Namen „Mond" führte: „Alle Deine Freunde und Freundinnen waren ſehr vergnügt (bei einem kleinen Ball, den Chriſtiane ihnen am 30. April gegeben hatte), nur der Mond war ganz unausſtehlich, der wird vor lauter Frechheit noch ganz närriſch ... Herrn von Röckritz hat auch der Mond nicht gefallen, wie er ſich gegen Büttner geäußert hat; es wird auch hier gar nichts aus ihr gemacht, denn ſie beträgt ſich ganz ſchrecklich, auch im Theater iſt ſie immer die lauteſte unter allen, es will gar niemand bei ihr ſitzen. Ich danke Gott, daß ich ſo weit von ihr entfernt

bin. Du wirſt von Deinen Freunden erfahren, wie ſie ſich bei mir benommen hat; wenn nur Gott hilft, daß ſie bald einen Mann bekommt."

Endlich war die Zeit von Auguſts Aufenthalt in der Fremde abgelaufen. Geſundheitsrückſichten hatten ſeine Rückberufung beſchleunigt. Chriſtiane iſt ſehr beglückt über die Ausſicht, ihn bald wieder in ihrer Nähe zu wiſſen. Sie ſchreibt ihm am 19. Juli 1809:

„Wie ſehr ich mich auf Deine baldige Ankunft freue, kannſt Du Dir gewiß denken. Dein Stübchen und alles ſollſt Du bereitet finden, alle Deine Freunde erwarten Dich recht bald, Du ſollſt nur beſtimmt ſchreiben, wann Du ankommſt, es wollen Dir einige entgegen reiten. Am 8. Juli bin ich in Jena auf den Ball eingeladen worden von Paulßen. Ich war mit Frl. Goldacker da und es gefiehl uns ſehr wohl; ſie läßt Dich auch ſchön grüßen, und überhaupt iſt es in Jena recht munter und froh; es ſind ſchon wieder 400 Studenten da und bis Michaeli können es immer noch wieder bald 500 werden. Von Deinen Sachen, die Du nicht brauchſt, gib nichts weg, Du kannſt ſie hier alle für Deinen Heinrich brauchen, der ſchon mit Erwartung ſeinem Herrn entgegenſieht. Dein Vater und ich befinden uns recht wohl und freuen uns einmal einen Sommer beiſammen zu ſein, denn er geht nun wahrſcheinlich nicht nach Karlsbad und ich nicht nach Lauchſtädt. Meine größte Freude iſt, Dich mein lieber Sohn, bald wieder zu ſehen, wo ich und Du und Caroline wieder Domino in unſrem Gartenhauſe ſpielen werden, auch iſt mein Türke noch zu haben. Wenn es möglich iſt, ſo beſorge mir noch durch Deine Wirtsleute wieder ſo einen Transport Kaſtanien; ſie können ſie, ſollten es auch noch einmal ſo viel wie voriges Jahr ſein, einen Fuhrmann mit nach Frankfurt geben und von da nach Weimar gleich unter meiner Adreſſe. Ich dächte, ſobald Deine Kollegien aufhörten, kämeſt Du gleich zu uns, daß wir doch einige Wochen beiſammen wären.

Schreibe mir bald, wie Du alles zu machen gedenkſt und lebe bis dahin recht wohl und geſund.

Deine Dich herzlich liebende Mutter C. v. Goethe."

Chriſtianens unverwüſtlicher Lebensmut konnte ihr nicht darüber hinweghelfen, daß ſie körperlich litt und oft ſogar ſchwer erkrankte. Wie vielen ſtarken, korpulenten Frauen wurden auch ihr die Jahre zwiſchen 40 und 50 gefährlich. Schon ſeit langem gebrauchte ſie Sommers die Trink- und Badekuren in Lauchſtädt, ein „Merſeburger Arzt" wurde mehrmals konſultiert, Goethe befragte ihretwegen auch öfters ſeinen Karlsbader Arzt, den Dr. Kapp aus Leipzig. 1808 ſchickt er ihr Egerwaſſer und empfiehlt ihr in einem Schreiben vom 2. Juli Dr. Kapp perſönlich um ſeinen Rat zu befragen.

„Da ich überzeugt war, daß es dich freuen würde, einen Brief von mir in Lauchſtädt zu finden, ſo eilte ich, dorthin zu ſchreiben und danke dir nun für die baldige Nachricht deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl und ich wünſche nur auch daß du dich bald völlig herſtellſt. Wenn ich dir raten ſollte; ſo machteſt du bald möglich eine Partie nach Leipzig, beſuchteſt Herrn Dr. Kappe, brächteſt viele Empfehlungen von mir und erzähltеſt ihm deinen Fall. Er gibt dir gewiß einen tüchtigen Rat und du haſt alsdann den ganzen ſchönen Sommer vor dir um ihn zu befolgen, anſtatt daß du dich doch jetzt auf wunderliche Weiſe herumſchleppſt. Schreibe mir doch gleich deine Gedanken darüber, oder vielmehr führe es aus und ſchreibe mir von Leipzig."

Am 5. September 1809 will er ihretwegen den Jenaer Arzt, Dr. Stark befragen, und die Geſellſchafterin und Sekretärin Karolinchen ſoll dabei die Vermittlerrolle übernehmen und für Chriſtiane den Bericht an den Arzt niederſchreiben:

„Es tut mir ſehr leid, mein liebes Kind, daß du dich gerade zu einer Zeit nicht wohl befindeſt, wo ich wünſchte, daß du dirs recht wohl machteſt. Dictire nur Carolinchen einigermaßen ausführlich, wie es mit deinen Uebeln ſteht, damit ich es

Starken vorlegen kann: denn ſo ins Allgemeine kann doch kein Arzt etwas verordnen. Es ſoll mir recht angenehm ſein, dich dieſe Woche hier zu ſehen, beſonders wenn ichs Mittags vorausweiß und daß du nicht zu früh kommſt: denn die Morgen müſſen jetzt ſehr ernſtlich angewendet werden, wenn wir mit unſrer Arbeit dieſen Monat fertig werden wollen.

Ich hoffe daß das Theater in dieſen 3 Wochen ſo ſachte in den Gang kommt. Im Oktober will ich alsdann recht gern eingreifen und es ſoll nicht lange währen, ſo wollen wir bedeutende und harmoniſche Vorſtellungen ſehen. Grüße alle und jede und fahre fort die Freunde und Wohlwollende zu ſehen und zu erfreuen ..."

1810 geht wieder Egerwaſſer an Chriſtiane und Caroline und Goethe beſteht auf einer Konſultation des Merſeburger Arztes:

„Unterwegs begegnete mir Feuerſtein von Weimar, der eben eine große Ladung Egerwaſſer für Weimar und Jena abführte. Er verſprach mir dir ein Kiſtchen von etwa 18 Flaſchen zu verſchaffen, weil ich aber nicht weiß ob er es leiſten kann, und ich wünſche, daß du dieſen Sommer die Cur recht ernſtlich brauchſt, auch daß Carolinchen immer ein Glas mittrinke; ſo ſchicke ich dir noch 2 Kiſtchen durch den Fuhrmann jedes zu 20 Flaſchen, um ſo mehr da es ſich ja hält, wenn du es nicht aufbrauchen ſollteſt. Wir hoffen morgen bei guter Zeit in Carlsbad zu ſein und eure Commiſſionen zu machen. Nur erinnere ich nochmals, daß ja an den Merſeburger Arzt geſchrieben wird, damit in Zeiten eine ordentliche Cur angefangen werde und der Lauchſtädter Aufenthalt deſto vergnüglicher ſei."

Da all dies nicht zu genügen ſcheint, wird 1811 eine Badereiſe nach Carlsbad unternommen. Goethe reiſt voraus, und am 29. Mai ſteht im Tagebuch: „Nach 11 uhr kamen die Frauenzimmer in Carlsbad an, ging der Tag hin mit Aus- und Einräumen. Abends Spaziergang nach dem Poſthofe und zuletzt am Sprudel. — 30. Mai: Zuſammen am Sprudel und die

gewöhnlichen Frühpromenaden durchgegangen. Mittags zuſammen. Gegen Abend den Schloßberg hinauf. — 2. Juni: Zu Hauſe. Die Frauenzimmer in die Kirche.“ Und faſt täglich ſind Unternehmungen mit den Frauenzimmern notiert. Es muß ein fröhlicher Sommer geweſen ſein, der für Goethe einen beſonderen Reiz gehabt hat; am 26. Juni ſchreibt er an Zelter:

„Carlsbad iſt jetzt belebt genug. Für diesmal hat es für mich eine eigene Phyſiognomie gehabt. Weil meine Frau hierherkam und die Equipage bei ſich hatte, dadurch bin ich ins Freire und weitere gelangt, mehr als die letzten Jahre, und habe mich auch an der Gegend und an ihrem Inhalt wieder friſch ergetzt, weil ich ſie mit friſchen Perſonen, die über gar manches in ein billiges Erſtaunen gerieten und ſich ſehr wohl gefielen, durchwandern konnte.“

1812 wurde dann dieſe Badereiſe wiederholt.

1813 ſahen die Zeiten ſehr kriegeriſch aus und Chriſtiane, der vor einer Wiederholung von 1806 bangte, drängte Goethe, Weimar ſchon im erſten Frühjahr zu verlaſſen und ſein Arbeits- und Geneſungsaſyl Karlsbad und Teplitz aufzuſuchen. Er dankte es ihr in einem ausführlichen Reiſetagebuch, das zwar über die Schreckniſſe der Freiheitskriege möglichſt ſchnell und leicht hinweggeht, das uns aber doch eine ſchwache Vorſtellung von dem Grauenhaften erweckt, was Chriſtiane damals durchmachen mußte. Das Reiſetagebuch iſt am 17. April in Naumburg begonnen und die Art ſeiner Abfaſſung und die Tatſache, daß Goethe gerade in dieſem Zeitpunkt es ihr ſenden wollte, ſagt, welche innere Ruhe Chriſtiane ihm in dieſer erregten Zeit zu geben vermochte. Leider kann ich das Schriftſtück nur im Auszug zitieren.

„Denen lieben Perſonen, die uns von Weimar weggetrieben haben, ſind wir ſchon einen ſehr angenehmen Morgen ſchuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Huſaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es ſah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abſchied nehmen wollte.

Die Jenaiſchen Boten brachten Blumen und Pakete vor wie nach und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefſten Frieden, freilich ſtiller als im Frieden, denn wir vermißten die Leipziger Fuhrleute, die ſonſt um dieſe Zeit auf die Leipziger Meſſe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte ſich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter erzählte mir eine alte Geiſterlegende, die ich ſogleich, als wir in Eckartsberge ſtill hielten, rhytmiſch ausbildete. Sie wird Herrn Riemer geſendet werden mit der Bitte, ſolche vorzuleſen, aber nicht aus den Händen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsſtunde im Scheffel an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemütsruhe empfing in den bekannten alten Zimmern, uns jedoch nachher mit Gemütlichkeit, als er merkte, daß wir gemütlich ſeien, die neueſten Kriegsereigniſſe erzählte. Die Päſſe wollten ihm gar nicht ernſthaft vorkommen, doch verſprach er, wenn wir es verlangten, ſie vidiren zu laſſen.

Da es Morgens früh gar zu ſehr geſtaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh und wir wären beinah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige nun mehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tauſch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorſtühle ſind ſehr hübſche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab ſchlängelt ſich und wird durch mitumſchlungne acanthartige Blätter belebt. Noch ſehr ſchöne gemalte Fenſterſcheiben ſind übrig, ein Teppich, von dem die Teile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt und hernach mehr zuſammengeſtrickt als genäht ſind. Manches Größere und Kleinere von Bronce. Das Bild einer heiligen Schuſterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte ſie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er ſtarb früh und ſie nahm den Schleier. Sie muß ſehr hübſch geweſen ſein, da ſie, nicht zum beſten ge-

malt, etwas aufgefriſcht und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug ausſieht. Was aber beſonders Freund Meyern zu erzählen bitte, iſt folgendes. Das ſteinerne Bild eines Biſchofs, Gerhard v. Goch, hat mich in Erſtaunen geſetzt, das heißt, das Geſicht. Er ward 1414 inſtallirt, zog aufs Konzilium von Koſtniz 1416 und iſt derjenige, dem die Naumburger ihre Angſt und wir das vortreffliche Schauſpiel die Huſſiten verdanken. Er ſtarb 1422. Nun aber kommt die Hauptſache. Das Geſicht nämlich iſt ſo individuell, charakteriſtiſch, in allen ſeinen Teilen übereinſtimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur iſt ſtumpf und deutet auf keinen ſonderlichen Künſtler. Nun erkläre ich mir dieſes Wunder daraus, daß man ſein Geſicht nach dem Tode abgegoſſen und ein nachahmungsfähiger Künſtler dieſen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieſes wird mir um ſo wahrſcheinlicher, weil in den Augen eine Art von falſcher Bewegung erſcheint und auch die Züge des unteren Geſichts bei ſehr großer Natürlichkeit doch nicht lebendig ſind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie ſtellen in einem Fries die Paſſion vor, ſind höchſt merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich ſie nicht ſcharf genug ſehen und wußte nichts weiter darüber zu ſagen, denn wir eilten freilich wieder aus dem Heiligtume, wo es aus mehr als einer Urſache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn ſie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, ſind höchſt unerfreulich. An ſehr ſchönen und eleganten zwiſchen die katholiſchen Pfeiler eingeſchobenen proteſtantiſchen Glasſtühlen iſt kein Mangel, ſo daß die Honoratioren ſich nicht zu beſchweren haben. Auf mein Befragen verſicherte der Küſter, der Prediger habe ſich in dieſem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich artikuliere und das letzte Wort ſo genau ausſpreche wie das erſte. Das iſt alſo ohngefähr wie auf dem Weimarer Theater und wie überall, und hieraus kann man ſehen, was Reiſen für einen großen Nutzen

Die Sakriſtei der Weimarer Hofkirche

bringt. Übrigens ſind die Merkwürdigkeiten unerſchöpflich. Das Wichtigſte, ein ſonſt höchſt bewallfahrtetes wundertätiges Marienbild ſteht nun in einer proteſtantiſchen Ecke und der Küſter verſicherte, der Kopf ſei hohl, mit Waſſer gefüllt hätten mutwillige Fiſchlein dem Bilde ſonſt Tränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch ſolche Fiſchlein im Gehirn ſchwimmend zu gelegener und ungelegener Zeit Tränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptpunkte, als die Beſtien am Geſims, welche Waſſer ſpien, wenn's regnete, zur Ergetzung der Chriſtenheit, und was ſonſt mehr ſein mag...

Montag, den 19., fuhren wir ohne irgend ein Ereignis bei guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oſchatz fanden wir einen leidlichen Gaſthof zum Löwen und ſchrieben daſelbſt eine Parodie des Solbrigſchen Liedes, ſie beginnt: ‚Ich habe geliebt, nun lieb ich erſt recht!' und ſo geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beſchneit und bereift, das tauete aber weg und verlor ſich; von einer gar freundlichen Abendſonne beleuchtet ſahen wir das ſchöne Elbtal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fourage-Magazin gegenüber verſorgten unzählige Fuhren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit 2 Töchtern verſorgte den Gaſthof in dieſer ſchweren Zeit, die jüngſte erinnerte mich an eure glückliche Art zu ſein. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemütsruhe und wie die Flamme in der Nacht ſehr ſchön ausgeſehen habe. Die zuſammenſtürzende Brücke ſchwamm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeſte Lüftchen wehte, ſo erloſch alles nach und nach. In 1½ Stunden war das ganze Feuerwerk vorbei. Ferner erzählte ſie von den Kranken und Gefangenen, die ſie geſpeiſt hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Koſaken ihre Pferde abgeſattelt, ſich in Kähne geſetzt und die Pferde nach-

ſchwimmen laſſen. Das war alles vorübergegangen und Meißen befand ſich vor wie nach. Dies iſt's was am meiſten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein ſehr angenehmer und unterrichtender Tag ... Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze ſahen wir eine von den lieblichſten Erſcheinungen. Ein ſchönes Mädchen von etwa 4 Jahren wurde eben zum 3. Feiertage von der Mutter angezogen und ſtand auf dem dunklen Grunde wie ein Porträtchen, das Van Dyk und Rubens nicht ſchöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günſtige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glaſes, alles trug dazu bei, daß man ſich nicht ſatt ſehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen anlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit ſah ſie uns an und ſchien beinah zu empfinden, daß es was artiges ſei, ſo aufmerkſam angeſehen zu werden. Der Dom, der auf demſelben Platze ſteht, hat aus mehreren Urſachen äußerlich nichts anziehendes, inwendig aber iſt es das ſchlankſte ſchönſte aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüſtert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angeſtrichen, durch weiße Glasſcheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenſter des Chors hat ſich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherren. Es ſind Capellen und Burgen, die in der Luft ſchweben und das Geiſtliche mit dem Ritterlichen wechſelt immer ab. Eine höchſt ſchickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geſchlechts waren und die Capellen ihren Türmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff gibt, den durch Beſchreibung niemand geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit polniſcher Sauce gegeſſen, wie er uns den Abend vorher ſchon trefflich geſchmeckt

hatte. Ich beſah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um ½1 ab. Bei halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke ſo reichlich, daß wir die vergnüglichſte Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeſchlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe kultiviert und mit Häuſern bebaut iſt, die erſt einzeln, dann mehrere Stunden lang zuſammenhängend eine unendliche Vorſtadt bilden. In der Neuſtadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König galoppierte nach wie vor auf demſelben Fleck unverſehrt. In Weimar hatten ſie ihm ſchon durch die Exploſion der Brückenbogen einen Arm weggeſchlagen. Schon eine ½ Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, ſogar eine leſende Dame; auf der Brücke aber erſchien der 3. Feiertag in ſeinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen ſpazierten hin und wieder. Die beiden geſprengten Bogen ſind durch Holzgerippe wieder hergeſtellt, aber nicht bis zur Höhe der ſteinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauffahren muß. Was dieſen Mißſtand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war ſehr belebt. In der Moritzſtraße hielten Ruſſen, erwartend eine ſelige Bequartierung. Uns aber gings wunderlich, denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr, begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austeilung und anſtändige Einrichtung, fand auch Körners daſelbſt und andere Damen, welche dieſe Anſtalten beurteilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verſchaffte uns ſogleich ein ander Quartier in der erſten Etage ſeiner Wohnung, bei H. Hofr. v. Burgsdorf. Wir ſind auf das allerbequemſte eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu teures Eſſen in einem nahen Traiteurhauſe, unſer Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. H. v. Ende beſuchte ich heute früh, ſodann Körners, wo ich H. Arndt antraf, der ſich als Patriot durch Schriften be-

kannt gemacht. Und ſo weit wären wir gekommen, bis zu ½8 nach Tiſche den 21. April. Leider iſt nun der Wein ausgegangen und der doppelt ſo teure ſchmeckt nicht. Nun wünſcht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortſetzung.

Mittwoch den 21. Nachmittag gingen wir zu den Mengſiſchen Gypſen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns aufs beſte. Viele Ruſſen gingen auf und ab und ließen ſich von dem Inſpektor etwas vorerzählen. Ein junger hübſcher Offizier hielt ſich in der Gegend wo ich war und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte ſich einen H. v. Nolten, der Name war mir bekannt. Einer ſeiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolſtadt gelebt. Vielleicht erinnert ihr euch deſſen. Ich ſagte, wenn er nach Weimar käm, ſolle er mein Haus beſuchen, es iſt garnicht unmöglich und wer weiß, was ſo eine Bekanntſchaft für Nutzen bringt.

Regr. Graff von Königsberg, deſſen ſich Auguſt erinnern wird, iſt hier bei der Verwaltungskommiſſion angeſtellt. Er hatte ſehr große Freude mich zu ſehen. Abends gingen wir ins Schauſpiel. Cosi fan tutte, italieniſch, war angekündigt. Nein! ſo ein Schrecknis iſt mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen ſtatt der luſtigen Dirnen, Liebhaber, ſteif und ſtockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede wert; der Geſang grade nicht ſchlecht aber unerfreulich. Mir ward ſo angſt, daß ich mich flüchtete, wie die Offiziere ins Schiff ſtiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein ſchöner Poſtzug hervorragte, eine treffliche Reiſechaiſe mit Dache und auf dem Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hauſe, ich drängte mich durchs Volk und ſah Schwebeln ausſteigen, den 4. April hatte er in Weimar von mir Abſchied genommen. Welch ein wunderliches Wiederantreffen. H. v. Ende und Verlohren haben ſich ſeiner angenommen und er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 uhr weckte mich eine fürchterliche Er-

ſcheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt und ein wildes Kriegsgetoſe hatte mich aus dem Schlafe geſchreckt. Eine Kolonne hatte in der Straße halt gemacht. Es war eine unangeſagte Einquartierung. Ganz verwünſcht ſah es aus, wenn ſich die Tore der großen Häuſer auftaten und 10, 20, 30 bei Fackelſchein in ein Gebäude hineinſtürzten. Doch ſind die Wirte das nun ſchon gewohnt, ſie haben Stuben und Lager wie ſie konnten eingerichtet. Eſſen halten ſie ſchon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleiſch und Sauerkraut, Kartoffelſalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntewein ſind die Hauptingredenzien des Gaſtmahls...

Auffallend war folgende Erſcheinung: Chorſchüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie ſonſt, ſondern in knappen ſchwarzen Fracks und überhaupt ſchwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen 4 Mann hoch Arm in Arm mit großen Stürmern auf den Köpfen der Präfekt voraus durch die Straßen. Sie marſchierten nach der Melodie eines Gaſſenhauers, der ohngefähr ſo heißen mag:

So gehen wir gaſſaten,
wir luſtigen Kameraden
und ziehen frank und frei.
Und was man uns genommen,
das haben wir nicht bekommen,
und wenn uns nun der Teufel holt,
ſo ſind wir auch dabei.

Vor den anſehnlichſten Häuſern und auch vor dem unſern machten ſie Fronte, ſangen einen Vers desſelben Lieds oder auch eines etwas ernſteren und dann zogen ſie weiter. Der militäriſche Geiſt war auch ſchon völlig in dieſe Schwarzröcke gefahren.

Daß die Koſaken, die auf dem Markte halten, von allen Menſchen umgeben und angeſtaunt werden, ohne ſich in ihrer Gemütsruhe im mindeſten ſtören zu laſſen, darf ich kaum ſagen; aber wie lief jung und alt zuſammen, als ſie ein Kamel mitbrachten zum echten aſiatiſchen Wahrzeichen.

Ich ſah mehrere dieſer ſeltſamen Fremdlinge vor einem Laden ſtehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchſen und hatten große Freude an den Pferdchen, beſonders aber an den beſpannten Kutſchen. Sie unterhielten ſich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewiſſen naiven Anmut hin, berührten aber nichts.

Auf demſelben Spaziergang kaufte ich einen Fündling. Ihr müßt aber nicht erſchrecken, als wenn die Familie vermehrt werden ſollte, vielmehr dient H. Riemer zur Nachricht, daß es ein ſeltſames Geſtein ſei, dem man keinen Namen geben kann und daß ſich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, beſonders aber Offiziere zu Pferd und zu Fuß, in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt ſich denken. An Fourageſuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menſchen herein und es iſt ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwiſchen fehlt es nicht an Orgelmännern, ſeltſam gekleideten Kindern, die Kunſtſtücke machen, und ſonſt an Buden und Läden, wo wie an der Meſſe allerlei Wunderliches zu ſehen iſt.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeſchafft und mache mich nach demſelben mit der Stadt und den Vorſtädten bekannt. Bewegung und Zerſtreuung tun mir ganz wohl. Ich fange nun erſt an, mich wieder zu erkennen. Geht es euch auch gut, ſo bleibt mir nichts weiter zu wünſchen. Ich habe noch nicht viel Perſonen geſehen und iſt auch nicht viel Freude dabei. Man hört nichts, als was man leider ſchon mit ſich ſelbſt hat abtun müſſen. Das Vergangene zu hören iſt ekelhaft und wer wüßte von der Zukunft was zu ſagen. Proklamationen, Befehle, Gedichte und Flugſchriften gibt's unzählige. Für Auguſt wird eine vollſtändige Sammlung gemacht.

Wenn es dir, mein liebes Kind, ſo gut geht, als du es um mich ſonſt und jetzt verdienſt, ſo kannſt du zufrieden ſein. Die Bewegung und Zerſtreuung hat mich bald wieder hergeſtellt. Lebe recht wohl und liebe mich. Vogel beſorgt dir alles an mich. G.

Beiliegende Blätter gibſt du nicht aus der Hand, vorleſen könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächſtens ...

Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und beſuchte Kügelgen in der Neuſtadt. Koſaken, Uhlanen, andere Reiterei, Fuhrwerke aller Art von den ſchlechteſten Kibitken bis zu den koſtbarſten Reiſewagen bewegten ſich hereinwärts. Die wohlmontierte und ſich gut präſentierende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog ſich. Ich ging wieder zurück nach Hauſe, ſodann mit meiner Wirtin, Fr. v. Burgdorf in die Kanzlei des Finanzkollegiums, deren Fenſter grade auf die Brücke gingen. Doch als mirs da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forſtr. Cotta wieder in die Neuſtadt nach dem ſchwarzen Tor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor ſich gehen und hübſche weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen ſtreuen ſollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weiſe, welche mich mehr verdroß als erſchreckte. Meine eigne ſo wunderbare und unvorſetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von euch das Uebel werde entfernt geblieben ſein. Kaiſer und König ritten endlich ein; es war ½1 uhr. Die Garden wunderſam ſchön, männlich und militäriſch, folgten, bei 8000 Mann Infanterie. Mit Not kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiſer und König. Hier ſah ich noch den Reſt der Infanterie, alsdann Kavallerie und ſtarke Artillerie vorbei defilieren. Nachts war Illumination, faſt durchaus mit Lichtern hinter den Fenſtern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inſchriften mit ziemlich kleinen Buchſtaben, an welchen die Zuſchauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß ſie ſolche ganz hätten leſen können. Ueberhaupt ſcheint man, was dieſe Dinge betrifft, in Dresden nicht ſtark zu ſein. So waren die Feſtone, womit die beiden Emp-

fangsſäulen oben verbunden waren, dergeſtalt dünn und mager, daß man ſie den Mädchen auf die Kleider hätte garnieren können. Ein ſtarker Wind trieb ſie nach der Stadt zu, ſodaß die hereinreitenden Fürſten wenig davon geſehen haben.

Sonntag Quaſimodog. den 25. Da entſchieden war, daß die Hoheit nicht herüberkommen, ſondern der Kaiſer ſie in Töplitz beſuchen würde, ſo machten wir die Vorbereitungen zur Abreiſe. Ich dankte Herrn und Fr. Hofr. v. Burgsdorf, meinen freundlichen Wirten, für gute Aufnahme, ingleichen H. Hauptmann Verlohren für ſeine Vorſorge. Wir wurden aus der Reſſource, deren Vorſteher er iſt, trefflich, reichlich und wohlfeil geſpeiſt und getränkt...

Montag den 26. fuhren wir um 6 uhr von Pirna ab; kamen um ½11 in Peterswalde an, verweilten eine Stunde. Bei der Capelle war die Ausſicht ganz wunderbar. Durch ſtarken Höhenrauch waren die hintereinander ſtehenden Bergreihen vortrefflich abgeſtuft. Um 3 uhr in Töplitz im Schiff eingekehrt und zwar im Gartenhauſe. Es ward ausgepackt. Nach Tiſch kam H. v. Ende. Abends ging ich zur Hoheit. Es regnete indeſſen ſehr ſtark.

Töplitz, den 21. Mai 1813.

Ich hoffe, du wirſt die erſten 6 Blätter meines Reiſetagebuchs, die ich bei H. v. Verlohren zurückließ, jetzt wohl erhalten haben. Auch ſchrieb ich ein Zettelchen durch einen Weimariſchen Kutſcher (Knecht bei H. Sorge) am 9. Mai, ferner den 10. über Carlsbad und den 14. durch Graf Edling. Die beiden letzten waren ziemlich gleichlautend, es iſt alſo genug, wenn du nur einen erhalten haſt. Von mir kann ich nur ſagen, daß ich mich recht wohl befinde. Das Bad tut ſeine alten Dienſte. Wir ſind fleißig und fahren ſodann in der Gegend herum. Ohne die Equipage wäre hier nicht zu leben: denn da man ſo nah am Kriegsſchauplatz iſt, daß man Nachts ſogar manchmal die Feuerzeichen am Himmel ſieht, wenn irgend ein unglücklicher Ort brennt, da man von lauter Flüchtigen, Bleſſierten,

Geängſtigten umgeben iſt, ſo ſucht man gern in die Weite zu kommen, wenn man zu Hauſe ſein bißchen Geſchäft abgetan hat. Der Frühling iſt hier unendlich ſchön, beſonders blühn die Kaſtanien jetzt im Park und an allen Wegen auf das allervollkommenſte. Das Leben iſt ohngefähr ſo teuer hier wie vor dem Jahre in Carlsbad. Es wird wenig Unterſchied ſein.

Hiernächſt muß ich den Kutſcher loben, der nicht allein Pferde und Geſchirr wie immer ſehr gut hält, ſondern auch ſeinen übrigen Dienſt dergeſtalt verſieht, daß man es nicht beſſer wünſchen kann. Schon durch ſeine Ehrlichkeit wird mehr erſpart als zu berechnen iſt.

Eure durch H. v. Spiegel geſendeten Briefe ſind mir von Prag zugekommen. Sie haben mir ſehr viel Vergnügen gemacht, in der jetzigen Zeit kann man nur Gott danken, wenn man auf ſeinen Füßen ſtehen bleibt. Das Unglück, was jetzt Dresden und die Gegend ausſteht, darf man ſich gar nicht vergegenwärtigen. Ich habe bis jetzt 17mal gebadet und will ſo fortfahren. Alles kommt darauf an, wie meine Arbeit von Statten geht. Bis jetzt läßt ſie ſich gut an. Der künftige Monat muß ausweiſen, was weiter zu tun iſt. Grüße Prof. Riemer zum ſchönſten und teil ihm das gegenwärtige mit. Ich danke ihm für ſeine Zuſchrift. Ich habe mir die griechiſche und römiſche Technologie in Dresden angeſchafft und ſtudiere ſie fleißig. Sobald ein paar Bücher der Biographie im Reinen ſind, ſende ich ſie ab. Auch Hofr. Meyer grüße zum ſchönſten und laß ihm beſonders die Stelle vom Taufſtein zu Pirna leſen; dieſe iſt ihm zugedacht. Auguſt ſoll gleichfalls Dank für ſein Briefchen haben. Könnt ihr mir auf irgend eine Weiſe wieder etwas zubringen, ſo tut es. Fr. v. Stein alles Liebe und Gute, wie allen Freunden und Nachbarn, nicht weniger Wolffs und ſämtlichen Schauſpielgenoſſen. So viel für dießmal mit dem herzlichſten Lebewohl, welches auch dem kleinen Mandarinen gelten ſoll. G.

(Töplitz, den 24. Mai 1813.)

Da es mir nun, wie du ſiehſt, ſo wohl als möglich geht, ſo danke ich dir herzlich für den Antrieb, mich hierher zu begeben. Einige Tage ſpäter wäre es unmöglich geweſen. Was du erduldet haſt, möge eine fröhliche Folgezeit vergelten. Bis jetzt ſteht alles noch ſchwankend, ſodaß man keinen Plan machen, noch ſich etwas vornehmen kann, ſobald dies möglich iſt, höreſt du mehr von mir. Indeſſen ſchreibe ich von Zeit zu Zeit, laßt mich auch etwas vernehmen.

Auguſt ſoll mich dem Erbprinzen ſo wie dem Prinzen Bernhard beſtens empfehlen. Letzterem ſende ich das Märchen vom Totentanze, in eine Ballade verwandelt, mit gegenwärtiger Gelegenheit und hoffe, es wird Spaß machen.

Von Carl kann ich euch ſo viel ſagen, daß derſelbe, obgleich von ſeiner Geliebten und Schwiegermutter begünſtigt, noch nicht zu ſeinem Ziele gelangen können. Weil aber doch zuletzt durch Beharrlichkeit alles möglich wird, ſo wird ſich das auch machen. Er iſt gegenwärtig hier um gewiſſer Negoziationen willen, zu deren Beförderung ich ihm ein 2tes Atteſt ohngefähr im Sinne des erſten nicht verſage. Die Beharrlichkeit, wie geſagt, von Mutter und Tochter ſcheint immer die gleiche und ſie wird es denn doch noch zuletzt dahin bringen, daß wir Carln als Hausbeſitzer in Carlsbad, wozu ihn ſein Name ſchon berechtigt, dereinſt begrüßen werden."

Weimar hatte von den durchziehenden Truppen und Kämpfen in jener Gegend viel zu leiden, und es gehörte aller Mut und die ganze häusliche Tatkraft Chriſtianens dazu, um in dieſer ſchweren Zeit ſtand zu halten. Goethe ſucht ſie zu tröſten und in jedem ſeiner Briefe aus dieſer Zeit ſpricht er ihr ſeine Anerkennung für ihre Leiſtungen aus; am 1. Juni ſchreibt er ihr aus Töplitz: „Es freut mich ſehr, daß ihr die bisherigen Unbilden mit gutem Mute ertragen habt. Fahret ja ſo fort und in der Lage, in der ihr ſeid, beklaget euch ja über nichts, denn wie es in den Gegenden ausſieht, wo die Armeen wirklich

zuſammentreffen, das darf man ſich gar nicht vergegenwärtigen.“ Goethe hatte den Kriegsſchauplatz in nächſter Nähe geſehen und kam fortwährend mit Flüchtlingen und Verwundeten in Berührung.

Aber für Chriſtiane kam zu den äußeren Sorgen häusliches Ungemach. Ihr Sohn Auguſt und ihre Geſellſchafterin Caroline Ulrich waren beide erkrankt und ſie mußte ſie zu den ſonſtigen Mühen noch pflegen. Sie leiſtete das alles mit immer der gleichen heiteren Ruhe und Goethe ſchreibt ihr am 3. Auguſt 1813: „Ich kann Dir, mein allerliebſtes Kind, nicht genug danken, daß Du Dich ſo ruhig, gefaßt und zugleich tätig erhältſt, alles gut einrichteſt und Auguſt und Uli wieder aufquäkelſt. Wir wollen, hoff ich, geſund wieder zuſammentreffen.“

Dieſe Hoffnung wurde erfüllt und auch das Jahr 1814 verlief ſo ruhig und gleichmäßig, wie es bei den aufgeregten Zeitläuften möglich war. Der Sommeraufenthalt wurde in Berka genommen, dann machte Goethe ſeine Rheinreiſe und gebrauchte die Kur in Wiesbaden, und wieder ſchickte er ausführliche Reiſeberichte. Auf dieſer Reiſe begann die Arbeit am Divan, oder richtiger, ſie wurde fortgeführt, und auch die Bekanntſchaft und Liebe mit Marianne von Willemer begann auf dieſer Reiſe. Aus den Julitagen von 1814 ſtammt der folgende tagebuchartige Brief, der Chriſtiane an allen ſeinen Erlebniſſen teilnehmen laſſen ſoll.

„Zuförderſt alſo muß ich die charmante Perſon loben, welche mich das Fahrhäuschen zu betreten bewog, bei der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich ſonſt vergangen.

Den 25. ſchrieb ich viele Gedichte an Hafis, die meiſten gut. Mittags Gotha im Mohren wars behäglich. H. und Fr. von Frankenberg hatte unterwegs beſucht. Um 6 uhr in Eiſenach, vom Schloßvoigt wohl empfangen regalierte mich ſelbſt mit einer Kaltſchale, deren Ingredienzien jedem Reiſenden empfehle. Die Herren v. Göchhauſen und v. Egloffſtein beſuchten mich.

Den 26. 5 uhr von Eiſenach. Herrlicher Duftmorgen um die Wartburg. Köſtlicher Tag überhaupt. In Hünfeld fand ich Jahrmarkt und bemerkte einige Späße. Um 6 uhr im Poſthaus zu Fuld, lies mir erzählen und erquickte mich. Magiſter Petri vom Gymnaſium ſuchte mich auf. Den Tag über hatte ich weniger Gedichte geſchrieben und ſehr wenige gut.

Den 27. verließ ich Fulda beim heiterſten Himmel, von der Höhe betrachtet ich noch das herrliche Pfaffental, das zu ſeinem Schaden jetzt niemandem angehört. Bei Neuhof reifes Korn. Zwiſchen Schlüchtern und Saalmünſter Flachs- und Hanfbrechen durch Städtchen und Dörfer, Haus an Haus. Der erſte Storch auf der Wieſe und erſtes Kornernten. Weiter nach Gelnhauſen zu. Vor dieſem Orte Weinberge, ſodann das alte Gehocke, das ſchrecklicher nach den letzten Leiden ausſieht als je. Ich beſuchte die Burg Kaiſer Friedrich des Rotbarts. Eine höchſte Merkwürdigkeit. Ruine, teilweiſe noch gut zu erkennen von feſtem Sandſtein. Säulenknäufe und Wandzierraten wie von geſtern. Würde aber engſinnig, Zierluſt ohne Begriff von Verhältniſſen. So möcht ich im Kurzen das ganze charakteriſieren. Um 7 in Hanau...

Mein Weg zu und von der Burg in der größten Hitze ſetzte mich unter Waſſer, ich mußte mich umkleiden und war ſehr zufrieden, als ich in Hanau ankam, wo ich mich wiederherſtellte.

Geh. R. Leonhard iſt nicht hier. Bruder und Factor haben mir viel gezeigt. Auguſt wäre erſchrocken, wenn er den Vorrat Verſteinerungen geſehen hätte, der daliegen muß, wenn die Sammlungen eingerichtet werden ſollen. Von jeder Sorte zentnerweis, und was im loſen Geſtein geſeſſen, einzeln abgeſondert und gewaſchen. Ganze Schubladen voll von Turbiniten pp wie bei Konditoren die Makronen und gebrannten Mandeln. Auguſt tut ſehr übel, wenn er ſich nicht mit dieſer Firma in Konnexion ſetzt. Sie erwarten aus Paris eine Sendung, wer weiß wo alles her und ſie werden uns in jedem Betracht begünſtigen.

Grüßet Ulinen und Riemer, ſaget Meyern vom Kaiſerpalaſte. Es iſt eine Hitze, von der ich keinen Begriff mehr hatte.

NB. 1. heut früh 6 war ich auf dem Turm. Es iſt eine Weite und Schöne des Tals, an die man ſich auch erſt wieder gewöhnen muß.

NB. 2. Der Plan zur Oper ‚der Löwenſtuhl' iſt geſtern zu ſtande gekommen und heute abgeſchrieben.

NB. 3. Und das angenehmſte. Schwalbacher Waſſer ſoll von Frankf. abgehen, es iſt ein Himmelstrunk.

Frankfurt, d. 29. Juli 1814.

Alſo fuhr ich zu Frankfurt ein, Freitag abends d. 22., die Stadt war illuminirt und ich, wie Fritz Fromman, nicht wenig über dieſe Attention betroffen. Allein meine Beſcheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls inkognito angekommen war. Ich bedankte mich daher nicht und ging auf Carln geſtützt durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten, ſchien der Mond deſto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was ſich verſchlimmert hatte, was beſtand und was neu herauf gekommen war. Zuletzt ging ich an unſrem alten Hauſe vorbei. Die Hausuhr ſchlug drinne. Es war ein ſehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbeſitz hatte ſie in der Auktion gekauft und ſie am alten Platze ſtehen laſſen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

Heut d. 29. früh ging ich zum Bockenheimer Tor hinaus und freute mich über die neuentſtandene Welt. Erſt ging ich links, dann rechts und ans Eſchenheimer Tor. Die Anlagen ſind gut und ſchön.

Sodann zu Schloſſers, wo mich Frau Schöff nach der Erkennung freundlichſt bewillkommte. Chriſtian war lieb und gut und verſtändig. Köſtliche alte Kupfer ſah ich da und manches neuere Gute. Der ältere Bruder kam auch und viel wurde geſchwatzt.

Willemer iſt auf der Mühle, Rieſen konnte ich der Hitze wegen nicht aufſuchen. 2, 3mal des Tages kleid ich mich um und weiß im Zimmer kaum wohin. Ich hoffe, dieſen ſeltſamen Zuſtand gewohnt zu werden. Zur Nachtzeit will ich auf Wiesbaden, der Mondſchein begünſtigt mich.

Dir. Schloſſer ſpediert das Schwalbacher Waſſer nach Eiſenach an Burgemeiſter Selzer. Jetzt ein Lebewohl im Schweiß meines Angeſichts und Körpers.

Wiesbaden alſo d. 1. Auguſt 1814.

Die Bewegung einer glücklichen Reiſe, die überwarme Jahreszeit, das erquickliche Schwalbacher Waſſer und die wenigen warmen Bäder wirken ſchon ſo gut auf mein ganzes Weſen, daß ich mir das Beſte verſpreche. Solchen Anfang und ſolche Hoffnung braucht es aber auch, daß ich den hieſigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zuſammenkommt, was ich haſſe und noch drüber. Nächſtens ſende eine Litanei und ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit ſei geſagt: eigentlich iſt die Schuld mir beizumeſſen, der ich die Güter und Gaben, die ſolch eine Gegend, ſolch ein Zuſtand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn euch andern lebensluſtigen Haſenfüßen wäre hier das köſtlichſte Gaſtmal bereitet. 4 Chauſſeen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen, wo der Ort liegt, ſtieben den ganzen Tag von zu- und abfahrenden, von Luſt- und Spazierfahrenden. Da ſolls nach Mainz, Biebrich, Ellfeld, Schlangenbad, Schwalbach und wohin alles. Da liegen für Fußgänger verfallene Schlöſſer mit Erfriſchungsörtern im nächſten Gebirg. Da, und ſo weiter. Zelter, ein furchtbarer Fußwandrer, hat das alles ſchon durchſtrichen als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles ſchon durchfahren, durchtrunken, durchgeſſen, und will, ich ſoll das auch tun. Ich hoffe, die Luſt dazu ſoll kommen, er muß ſich meinetwegen nicht binden. Einige Stunden des Tags mit ihm ſind mir die größte Erquickung, das übrige teilt ſich ein...

Für die Haſen aber iſt hier ein Saal gebaut, welcher den

Weimariſchen Schloß- und Schießhausſaal vereint darſtellt und größer iſt als jene beide zuſammen. NB. Der Erbauer iſt auf Wolzogens Veranlaſſung in Weimar geweſen und hat ſich zu dieſem Tragelaphen die Glieder geholt. Dieſen Sonntags mit Tafelreihen ausgerichtet zu ſehen, woran köſtlich geſpeiſt und getrunken wird das iſt ſo was, wornach man lüſtern ſein kann. Die Anlage davon und überhaupt das Ganze iſt impoſant für jeden, der nicht mit allzureinen architektoniſchen Forderungen eintritt. Nein, ſo einen Sonntag wollt ich euch wünſchen. Denkt nur! Schon beläuft ſich die Badeliſte über 3000, ſage dreitauſend, wäre auch nur die Hälfte davon noch da. Nun der Zudrang von allen Seiten, man darf ſagen, daß 10 000 Menſchen in Bewegung ſind. Nun lebt wohl. Führe mich Gott geſtärkt dem Koppenfelſiſchen Gebiet entgegen."

Der Winter 1815 brachte Chriſtianen eine ſchwere Krankheit, von der wir nichts Genaues wiſſen, deren Wirkung wir nur aus Goethes Briefen erfahren können, die aber ſchon nach Chriſtianens Geneſung geſchrieben ſind, als ſie, um ſich zu zerſtreuen und von der Laſt der Haushaltungsgeſchäfte auszuruhen, Aufenthalt in Jena nimmt. Goethe ſchreibt an Rieſer am 27. Februar 1815: „Meine Frau wird in dieſen Tagen nach Jena gehen, da ihr eine Ortsveränderung und Zerſtreuung ſehr nötig tut. Haben Sie die Güte, ihr einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. H. Hofr. Stark iſt von allem unterrichtet, es würde mir ſehr erwünſcht ſein, wenn Sie mit ihm über ihren Zuſtand konferieren könnten." Offenbar rächten ſich im Winter an der 50jährigen Frau die Aufregungen, Sorgen und Arbeitslaſt des letzten Jahres.

Am 4. März ſchreibt Goethe an Chriſtiane: „Nur mit wenigen Worten will ich melden, daß es mir ganz wohl geht und ich meine Zeit teils allein, teils mit Auguſt, Riemer und Meyer zubringe; überall wird Ordnung möglichſt hergeſtellt. Habe Dank für die gegebenen Nachrichten. Mein größter Wunſch iſt, daß du dich glücklich wiederherſtellen mögeſt. Grüße alle

Freunde und entſchuldige mich, daß ich nicht ſchreibe; es gibt dieſen Morgen gar zu viel zu tun.

Alles Gute und Vergnügliche wünſchend G.“

Am 8. März berichtet er an Schloſſer: „Meine gute Frau, die ſich von einer ſchweren Krankheit wieder erholt, grüßt mit mir Ihre verehrte Frau Mutter auf das Herzlichſte. Sie ſoll nach Carlsbad gehen und ich wünſchte, ihr mit ein paar neuen Kleidern eine kleine Freude zu machen . . . Bitten Sie wegen dieſer Bemühung um gütiges Verzeihen.“

Während Chriſtianens Abweſenheit in Jena erkrankte Goethe ſelbſt an einem der bei ihm nie ganz ungefährlichen Katarrhe. Chriſtiane wollte natürlich zu ſeiner Pflege herbei eilen, aber Goethe ließ es nicht zu. Er ſchreibt ihr am 11. März: „Nichts könnte mir angenehmer ſein, als wenn du dich wohlbefindeſt und nach und nach dich erholſt, aber eben deswegen wünſche ich, daß du dich einrichteſt, noch einige Zeit drüben zu bleiben. Meinen Katarrh muß ich abwarten, dabei kann mir niemand helfen, aber wer gegenwärtig ſein muß, dem wird grade ein ſolches Uebel läſtig und langweilig. Ich führe mein Leben wie immer durch, es geſchieht alle Tage etwas. Auguſt macht ſeine Sachen ganz ordentlich. Meyer und Riemer kommen meiſtens die Abende. — Da Du nun drüben gute Unterhaltung haſt und nach dem ſtürmiſchen Wetter der letzten Tage guter Zeit entgegenſiehſt, ſo ſeh ich nicht ein, warum du den Ort verändern willſt. Richte dich ein, daß du den Montag nach Palmarum wieder hier biſt, da läßt ſich mancherlei vorarbeiten und verabreden, ehe die höchſten Herrſchaften kommen. Das wird wieder einen gewaltigen Sturm geben, möge er der letzte dieſer Art ſein.“

Und noch am 13. April ſchreibt Goethe an Willemer: „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwei Querfinger vom Tode Jetzt iſt ſie wieder auf den Beinen, da mich der ſchrecklichſte Katarrh ſeit vier Wochen heimſucht.“ Er hatte alſo allen Grund, für Chriſtiane beſorgt zu ſein, und darauf zu beſtehen, daß ſie ihre Erholung in ausgiebigem Maße ſuche.

J. H. Meyer: Chriſtiane und Auguſt von Goethe

Aber auch die Erholungsreiſe nach Carlsbad ſcheint Chriſtiane nicht ſehr gut getan zu haben, und jedesfalls hat ſie Goethes Verſtummen während ſeines folgenden Sommeraufenthalts in der Rheingegend und in Frankfurt, das zweifellos durch ſeine Neigung zu Marianne veranlaßt war, auf ein ungünſtiges Befinden gedeutet und ſich deshalb geängſtigt. Oder bezieht es ſich auf Witterungsverhältniſſe, wenn Goethe ihr am 12. September 1815 antwortet:

„Von dir wieder ein Wort zu vernehmen war mir ſehr erfreulich. Wohl hat uns beide der Sommer übel behandelt und darin haſt du vollkommen recht, daß man ſich durch äußere Gegenſtände von der Betrachtung ſeines inneren Zuſtandes zerſtreuen müſſe. Die angenehmſten Tage, die ich zubrachte, waren immer die, wo alles ſo ſchnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deshalb mache dir ſoviel Bewegung und Veränderung als du kannſt in dieſen ſchönen Tagen und denke darauf, wie wir den Winter abwechſelnd die Tage zubringen. Etwas Muſik wäre ſehr wünſchenswert, es iſt das unſchuldigſte und angenehmſte Bindungsmittel der Geſellſchaft. Gegenwärtig bin ich in der Stadt, allein, in Willemers Wohnung, deren unſchätzbare Ausſicht du kennſt. Von Morgens bis Abends iſt es unter meinen Fenſtern lebendig, Tags laufe in der Stadt umher, Menſchen und Sammlungen zu ſehen. Frankfurt ſtickt voll Merkwürdigkeiten ...

Fritz Stein (Chriſtiane berichtet von einem Beſuch des Kriegsrats) verſäumt zu haben tut mir leid. Sein Brief iſt gar liebreich und verſtändig. Suche die Mutter und übrigen Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freiſtaat iſt Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige, was leidlich durchs Leben bringt. Daß wir in Weimar ſind, daß Auguſt ſich gut in das Hofweſen findet, iſt unſchätzbar. Wie ſich das alles in dieſen Paradiesgegenden treibt und reibt, iſt höchſt unerquicklich. Wie ſehr wünſche ich, über alles das mit dir zu ſprechen und wenigſtens für die nächſte

Zeit hierüber Maßregeln zu nehmen. Herr und Frau v. Mettig ſind hier, ich habe ſie aber noch nicht finden können. Hofr. Schweizer beſucht ich. Szen grüßt Auguſten vielmal. Wegen meiner Rückkehr ſag ich folgendes: Da es in vielem Betracht ſo ſchicklich als rätlich iſt, daß ich dem Gr. Herzog unterwegs begegne, ſo halte ich mich hier ſolange auf, bis er zurückkehrt, und ſehe ihn wahrſcheinlich in Heidelberg und kehre über Würzburg zurück. Das nähere erfährſt du. Möge ich euch froh und geſund antreffen! Zu einiger Unterhaltung ſende ein Käſtchen ab mit dem Poſtwagen, darin ihr euch vergnüglich teilen werdet.

Gar mancherlei habe ich vorgearbeitet, welches dieſen Winter fertig werden ſoll. Grüße Auguſt, Kreiter und die Freunde in der Stadt. Hofr. Meyer ſage: daß ich ihn oft vermiſſe, indem ich Kunſtwerke aller Art beſchaue. Auguſt möge mich den Herrſchaften empfehlen! Und nun lebe wohl, meine herzlich geliebte, und denke auf Unterhaltung für den Winter. G."

Aber die Geſelligkeiten des Winters blieben nicht lange erfreulich und erhielten einen traurigen Abſchluß, als das Frühjahr kam. Wohl ſchreibt Goethe am 12. Januar noch von einem Ausflug ſeiner Frau nach Jena in ſein Tagebuch, aber Knebel ſchreibt an Goethe am 1. Mai 1816: „Mit Leidweſen habe ich gehört, daß auch deine Geſundheit dieſen Winter über mancherlei Anſtößen unterworfen geweſen, die jedoch den ununterbrochenen Lauf deiner Wirkſamkeit nicht zu unterbrechen vermocht."

Und als Goethe im Mai Aufenthalt in Jena nahm, da erhielt er von ſeinem Sohn Nachricht von Chriſtianens neuerlicher Erkrankung. Erſt erſchien die Sache nicht ſo ſchlimm, Auguſt hielt eine beſchleunigte Rückkehr des Vaters nicht für notwendig, aber am 29. Mai zeigt das Tagebuch Goethes Rückkunft von Jena an und bemerkt: „Gefährlicher Zuſtand meiner Frau."

Am 30. Mai ſteht: „Meine Frau wieder außer Bett", während der 31. wieder einen „Rückfall meiner Frau" verzeichnet.

Der 1. Juni erzählt: „Gefährliches Befinden meiner Frau während der Nacht. Mittag zu zweit.“ Der 2. Juni ſagt: „Verſchlimmerter Zuſtand meiner Frau. Minchen ward krank. Mittag Oelle. Engels und Kräuter zu Tiſch. Nach Tiſch Paket nach Frankfurt. Hofrat Meyer. Hofmedikus Rehbein. Verſchlimmerter Zuſtand meiner Frau.“ Am 3. Juni ſteht wieder: „Eine unruhige ſorgenvolle Nacht verlebt. Die Köchin dieſelben Anfälle, zu Bette. Frau von Heygendorf bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr. Mittag zu zwei. (Beſchäftigungsbericht.) Den ganzen Tag über Minchen leidlich.“ Am 4. Juni zeigt Goethes Angſt und Erregung ſich noch deutlicher: „Mancherlei expediert und beſeitigt. Meine Frau noch immer in äußerſter Gefahr. Kräuter war die Nacht bei mir geblieben. Spazieren gefahren mit Hofrat Meyer. Sehr kalte Luft. Zu zwei gegeſſen. Nach Tiſche Kanzler von Müller. Plötzlicher heftiger Fieberanfall. Ich mußte mich zu Bette legen.“ Am 5. Juni ſchreibt er: „Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerſter Gefahr. Die Köchin und Minchen leidlich. Mein Sohn Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieſer Verwirrung. Kräuter die vergangene Nacht bei mir.“ Und der 6. Juni trägt die traurige Aufzeichnung: „Gut geſchlafen und viel beſſer. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verſchied gegen Mittag. Leere und Totenſtille in und außer mir. Ankunft und feſtlicher Einzug der Prinzeſſin Ida und Bernhards. Hofrat Meyer, Riemer. Abends brillante Illumination der Stadt. Meine Frau um zwölf nachts ins Leichenhaus. Ich den ganzen Tag im Bett.“

Ob Goethe Schillers Wort aus dem Wilhelm Tell an dieſem Tage bedacht haben mag: „Hier wird gefreit und anderswo begraben“? Dieſen Schmerz konnte er im Tagebuch nicht mehr unterdrücken. Kurz iſt ſeine Äußerung, aber ſo wie die vierzeilige Totenklage auf Chriſtiane mehr ſagt als lange Trauergeſänge, ſo ſagt dieſer eine Satz: „Leere und Totenſtille in und

außer mir" mehr, als wortreichere Bekenntniſſe eingeſtanden hätten.

Am 7. Juni trägt Goethe ein: „Nicht beſonders geſchlafen. Zahlreiche Kondolenzen. Außer Bett. Hofr. Meyer. Mittags mit Auguſt. Frau Prof. Riemer, Farbenverſuche. Gegen Abend Prof. Riemer, die Verſuche fortgeſetzt. Hofr. Meyer auf kurze Zeit. Riemer blieb." Am 8. ſteht: „Meine Frau früh um 4 uhr begraben. Verſchiedene Briefe. Fragment aus dem Ramayan an Major von Knebel. Akten geheftet. Rehbein, Huſchke und Kämpfer. Im Garten. Das nächſtzubeobachtende durchgedacht. Farbenverſuche vorbereitet. Mittags mit Auguſt. Kupfer zu Peron. Um 3 uhr Kollekte meiner Frau von Voigt gehalten. Engliſche Journale. Hofr. Meyer. Schloßflügelbau beſonders."

In ſeiner Weiſe iſt Goethe beſtrebt, ſich ſofort durch Arbeit Ablenkung zu ſchaffen, aber auch im Brief an Knebel, deſſen Teilnahme er ſicher iſt, kann er nichts über den Tod ſagen. Knebel hat ihm am 5. Juni geſchrieben: „Mit Schmerzen höre ich, daß Deine liebe Frau in letzter Zeit wieder unpäßlich geweſen. Wie ſehr wünſchen wir ihr und Dir durch ſie fröhliche Stunden. Erheitere Dein Gemüt und wenn es nicht anders ſein kann, ſo verlaß wieder auf einige Zeit den Ort." Aber noch am ſelben Tag hatte er erfahren, daß dieſer Rat nicht angebracht war, und er ließ ein zweites Schreiben folgen: „Eben, da ich das letzte Wort an beiliegendem Brief geſchrieben habe, erhalte ich Nachricht durch Vulpius, daß Deine liebe Frau ſo krank iſt. — Wie ſehr nahe dies uns geht, kann ich Dir nicht ſagen. Tröſte Dich in der Stärke des Gemüts und entferne Dich auf eine Zeit lang von dem Ort, der Dir jetzt traurig iſt. Mehr kann ich nicht ſagen. — Ich überſehe die Größe Deines Verluſtes, und kenne die Empfindlichkeit Deines Herzens. — Was kann Deinem Geiſte jedoch in den menſchlichen Schickſalen ganz fremd ſein? — Bedenke dies und habe Mut, das Uebel von Dir weg zu heben."

Und darauf antwortet Goethe, indem er ihm die Gedichte des Ramayan ſchickt und dazu ſchreibt: „Da Du in Indien weileſt, ſo ſende eine der gehaltvollſten ihrer Erfindungen, die als Symbol für jene ganze Mythologie gelten kann. Daß hier Sakontalas Abkunft zur Sprache kommt, iſt gar ſchön. — Vielleicht ſiehſt Du mich bald.“

Am 9. Juni ſorgte er für die Notiz in das Wochenblatt und für Trauernotifikationen, und am 10. berichtet das Tagebuch: „In die vorderen Zimmer eingeräumt. Abends mit Auguſt.“ Dieſe vorderen Zimmer waren die Chriſtianens. Goethe konnte es nicht ertragen, ſie nach Chriſtianens Tod im alten Zuſtand zu laſſen gleichſam als leeres Körpergehäuſe, dem der belebende Geiſt entflohen war. Auch das Wirtſchaftszimmer ließ Goethe verlegen und umbauen. So verſuchte er, auch äußerlich zu verändern und abzuſchließen, wo er innerlich abſchließen mußte. Aber der Abſchluß ward ihm nicht leicht. Noch in vielen Briefen klingt der Schmerz nach.

Und wie ein Menſch nicht völlig tot iſt, ſolange ſeine Seele noch auf andere Weſen fortwirkt, ſo war auch Chriſtiane nicht am 6. Juni völlig geſtorben. Auf dem Mittlerwege durch Goethes Weſen und Werk iſt ſie auch uns erhalten geblieben.

Zweites Buch

Charakteristik

Kein Menſch wird eindeutig beſtimmt durch die äußeren Ereigniſſe ſeines Lebens. Charakter der Zeit und Umgebung, Gewohnheiten und Pflichten, Freunde und Feinde beeinfluſſen ſo ſehr jene innere Arbeit, die das Leben zum Erleben umgeſtaltet, daß wir ſie alle berückſichtigen müſſen, wenn wir uns ein klares Bild des Menſchen machen wollen, mit dem unſer Geiſt ſich beſchäftigt. Iſt das ſchon bei Mitlebenden und naheſtehenden Freunden ſchwierig genug, ſo wird die Arbeit natürlich ungemein erſchwert, ſobald es ſich um längſt Verſtorbene handelt. Da müſſen wir aus den Quellen ſchöpfen, die in eigenen Briefen des uns beſchäftigenden Menſchen, in den Briefen, die an ihn gerichtet ſind, im Urteil von mitlebenden Freunden und Feinden, in der Art ſeiner Stellungnahme zu eben dieſem Urteil uns mehr oder minder reichlich überliefert wurden.

Gerade bei Chriſtiane von Goethe fließen die Quellen hiefür ſo üppig wie ſelten bei einem Menſchen. Denn wir beſitzen eine reiche Fülle von Briefen, die einer der feinſten Kenner und Verſteher von Menſchenſeelen an ſie gerichtet hat, wir kennen harte vernichtende Urteile, die über ſie gefällt wurden, und wir haben ſtille Anerkennung und laute Bewunderung wieder von anderen ihr Naheſtehenden. Wir haben eine Fülle ihrer eigenen Briefe an den Mann, der ihres Lebens ganzer Inhalt war, und eine Reihe Briefe an andere Näher- und Fernerſtehende; und wo Briefe uns nicht zugänglich wurden, da beſitzen wir Entgegnungen auf Chriſtianens urſprüngliche Äußerungen und können uns dieſe daraus rekonſtruieren. Wir haben endlich noch die reiche Fülle von Dichtungen, die Chriſtiane von Goethe, unbewußt und ungewollt, wie das überhaupt ihrer Natur entſprach, angeregt und ausgelöſt hat.

Und was Chriſtiane für uns bedeutungsvoll macht, das iſt ja eben die Rolle, die ſie im Leben Goethes ſpielt. Sie gehört mit zu jenen Stäubchen, die unſichtbar uns umflirren und un-

ſeren Augen erſt aufleuchten, wenn ſie zufällig in den Lichtſtreifen eines Sonnenſtrahls getragen wurden. Aber nein, ſie wurde nicht nur zufällig dem Lichtſtrahl zugeführt, ſie wurde in ihm feſtgehalten, länger als irgendeine Frauengeſtalt, von der wir um Goethe wiſſen, ſie kam ihm näher als irgendein anderes weibliches Weſen, ſie drang tiefer in ſein Leben ein als alle, die ſich wegwerfende und verächtliche Äußerungen über ſie geſtatteten, und darum iſt es doppelt intereſſant nachzuforſchen, was Goethe an ihr anzog und ihn ſo feſtzuhalten vermochte, daß er wieder und immer wieder von all den mehr oder minder tiefen „Augelchen", die ihn anlockten, zu der vielverachteten und geſchmähten Chriſtiane zurückkehrte.

Um zu verſtehen, was die Zeitgenoſſen und beſonders die Weimarer ſchöngeiſtige Geſellſchaft ſo ſehr an Goethes Beziehungen zu Chriſtiane abſtieß und empörte, muß man ſich eine Vorſtellung zu bilden ſuchen von dem Weimar, in das Goethe nach ſeiner italieniſchen Reiſe zurückkam.

Fluchtartig hatte er es verlaſſen. Die Lebensenge dort, der wohl geweckte aber nicht durchgebildete Schönheitsſinn, die amtlichen Pflichten und nicht zum wenigſten die Liebe zu einer viel älteren, viel reiferen Frau, die ihm bei allem Verſtändnis doch nicht über ihre Natur hinaus zu geben und anzugehören vermochte, die gebunden war durch tauſend Rückſichten auf ihre Stellung, ihre Familie, und wohl auch auf ſich ſelbſt, hatten ihn fortgetrieben. Er fühlte ſich verkümmern und war heimlich geflohen, weil er ſich nicht die Kraft zu einem bewußten Abſchied, zu einer wenn auch nur vorübergehenden Trennung zutrauen mochte, und weil er doch unter dem Zwang jenes höheren Egoismus ſtand, ſein Genie zu retten und tatkräftig zu erhalten.

Als er wiederkam, war er ein anderer geworden. Innerlich ruhiger und gefeſtigter, beſtimmter in ſeiner Richtung und in ſeinem künſtleriſchen Streben, war ihm das genialiſche Spiel der andern, die er bei ſeiner Ankunft in Weimar ſelbſt dazu er-

weckt, fremd und gleichgültig. Man empfand ihn deshalb als ſteif und kalt. Er ſelbſt mochte die Ungerechtigkeit begehen, die Menſchen mit reichem innerem Erleben nach einer einſchneidenden Entwicklungsperiode zu begehen verſucht ſind: er erwartete, daß die Umgebung, beeinflußt durch ſeine Mitteilungen vielleicht, denſelben Weg zurückgelegt hätte, und mußte erleben, daß ſie noch ziemlich auf dem Punkte ſtand, wo er ſie verlaſſen, — ja vielleicht, daß ſie zurückgeſunken war in ihr früheres Sein, weil ſein treibender Einfluß längere Zeit gefehlt hatte. Und wieder mochten ihm die Weimarer nicht gleich verzeihen, was Menſchen einem andern überhaupt am ſchwerſten und ungernſten vergeben: daß er ihnen überlegen war und daß ſie ſeine Überlegenheit empfinden mußten, auch wenn er ſelbſt durchaus nicht den verletzenden Willen hatte, ſie mit ſeiner Perſönlichkeit hinunterzudrücken. Er hatte ſich nicht nur in den Jahren ſeiner Abweſenheit entfernt, er war auch bei ſeiner Rückkehr fremd geworden.

Und in dieſem Augenblick trat ihm ein Mädchen entgegen, die ihn um Hilfe bat für einen andern, die nichts für ſich begehrte und doch bereit war, alles zu geben, was ſie beſaß. War es ein Wunder, daß er ſich zu ihr hinneigte, daß er den Empfindungsreichtum an ſie verſchenkte, der ihm von allen Seiten zurückgewieſen wurde? Urſprünglich gab er ihr nichts als ſeine ſinnliche Liebe, auf die kein Menſch Anſpruch erhob. Er ſchrieb es an Charlotte von Stein, um deren Freundſchaft er rang, die er ſich gerne in all der inneren Wirrnis bewahrt hätte, die aus ſeiner Rückkehr nach Weimar entſtand und ihn umgab. Am 1. Juni 1789 heißt es in dem bekannten Brief:

„Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich andere nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und

mußte mir in demſelben Augenblick hartnäckig wiederholen laſſen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menſchen, u. ſ. w., und das alles, eh von einem Verhältnis die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint. Und welch ein Verhältnis iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? — Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher iſt, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte innigſte Verhältnis verloren haben ſollte."

Vielleicht verſtand Frau von Stein mit dem feinen weiblichen Empfinden der Eiferſucht früher als Goethe, daß ſeine Liebe zu Chriſtiane mehr bedeuten ſollte als nur jenes ſinnliche Hinneigen, auf das niemand Anſpruch erhob, — vielleicht war es für die alternde Frau uneingeſtandenermaßen bitter zu empfinden, daß ihre reizausübende Macht auf den jüngeren Mann aufgehört hatte zu wirken, und möglicherweiſe war ihr gerade das am verletzendſten, was Goethe ihr in der Meinung ſchreiben mochte, daß es ihr am willkommenſten ſein dürfte, — daß die ſinnlichen Leidenſchaften, die ſie immer auf das rein geiſtige überzuleiten beſtrebt geweſen, aufgehört hatten zu exiſtieren. Wir können es heute, nach mehr als einem Jahrhundert nicht mehr entſcheiden, — nur begreifen können wir, daß die Stellung für Frau von Stein nicht erfreulich war, und wir können es ihr verzeihen, wenn ſie ſelbſt nicht zu verzeihen vermochte. Aber ſie ging über die Unverſöhnlichkeit hinaus, ſie wurde zur heimlichen und erbittertſten Feindin. Sie verbreitete, was ſie nur irgend Böſes über Chriſtiane und Goethe erfahren konnte. Und wir wiſſen, wie bereit die Menſchen in ſolchem Falle ſind, dem Haß immer neue Nahrung anzubieten.

Goethes Verſöhnungsverſuche halfen da nichts. Wohl ſchrieb

er ihr noch einmal am 8. Juni 1789, alſo noch ehe ſein Sohn geboren war und dem Klatſch und der Bitterkeit neuen Stoff gab: „Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir ſelbſt, daß das Verhältnis, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibt, wie es ſteht. — Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen.“

Seine Hoffnung trog ihn. Auf Schritt und Tritt in Weimar empfand er den feindlichen Einfluß der Frau, die er einſt über alles geliebt, in der er die Verkörperung eines Engels geſehen hatte. —

Schon vorher, ſchon im November 1788, hatte er an Fritz von Stein geſchrieben: „Das Fegefeuer von der andern Seite wird auch immer gräulicher.“ Denn in Weimar hatte man nach Goethes Rückkehr den bequemen Ausweg gefunden, alles was an Goethe neu, freier, weitſichtiger während ſeines Aufenthaltes in Italien geworden war, mit dem Achſelzucken ſittlicher Empörung als „römiſche Freiheit und Sittenloſigkeit“ abzutun, und ihm eine wahre Hölle der Sittenrichterei zu bereiten. Mit einem gewiſſen Humor verſtand er es, ſich darüber hinweg zu ſetzen, denn in demſelben Brief an Fritz ſchreibt er weiter: „Sage Deiner Mutter, daß ich viel lerne und viel denke. Mit Knebel wird viel geſchwätzt und er muntert mich auf, Manches niederzuſchreiben. Was meine Tugend betrifft, ſo kann ich mich nur italieniſch ausdrücken: ‚Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala‘.“ Das würde alſo bedeuten, daß er ſeine Tugenden wachſen fühlte, während ſeine Tugend verfiel.

Denn der Menſch beſitzt eine doppelte Tugend, die innere, deren er ſich ſelbſt bewußt iſt, und jene äußere, die das Urteil der Menſchen beſtimmt. Was dieſe äußere betrifft, ſo war Goethe damals ſchlecht angeſchrieben, und ſelbſt Caroline Her-

der, die er wegen ſeiner Beziehungen zu Chriſtiane ins Vertrauen gezogen, ſchrieb am 15. Auguſt 1788 an ihren Gatten: „Eben war Goethe da; er hat viel Luſtiges — ich möchte ſagen Betäubendes — über ſeine häusliche menſchliche Situation geſagt; es war aber in allem ſo viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht ſtatt hat. Er hat nun alles Glück und Wohlſein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm ſei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Eſſen und Trinken hätte und dergleichen. Alles, was Du in Deinen drei Bänden der Philoſophie der Menſchheit geſchrieben hätteſt, käme alles darauf hinaus, daß ein Menſch ein Hausweſen beſitze — und ſetzte ich hinzu, ſich mit Vernunft regiere. . . . Goethe beſucht mich fleißig, er war geſtern da . . . Im ganzen will's mir nicht wohl mit ihm werden. Er lebt jetzt, ohne ſeinem Herzen Nahrung zu geben. Die Stein meint, er ſei ſinnlich geworden, und ſie hat nicht ganz unrecht . . ." Da iſt dieſe Wirkung der doppelten Tugend in den beiden zitierten Briefſtellen deutlich zu erkennen. Denn wenn zuerſt Goethes Perſönlichkeit unmittelbar und poſitiv auf Caroline einwirkt, ſo iſt ſie bald darauf ein Sprachrohr für Frau von Steins negierende Kritik. —

War indeſſen Goethes Neigung zu Chriſtiane zweifellos anfänglich nur ſinnlich, ſo wurde ſie bald mehr, — es kam die Wirkung „holder Gewöhnung" hinzu. Und ſchon am 2. März 1789 kann er an Herder ſchreiben: „Ich habe mich ſchon wieder eingehamſtert und bin wohl auch nach meiner Art recht vergnügt. Trutz Schnee und Himmelgrau laß ich mir das Beſte von Kunſt und Natur fürtrefflich ſchmecken und habe meine ganze Einrichtung ‚ad intus' gemacht!" Dazu gehörte nun auch, daß Goethe hausväterlich wurde, daß er für geregelte Einnahmen zu ſorgen beſtrebt war und ſchon anfangs September 1788 an Wieland ſchreibt: „Nun wünſcht ich zu wiſſen, ob Dir der Vorſchlag (einer Arbeit für den Merkur) annehmlich ſei, ob Du monatlich etwas magſt? Wieviel etwa

an Bogen und Blätterzahl Dir recht wäre? Und damit unſer Kontrakt ganz rein werde, was Du mir dagegen an Gold und Silber geben willſt? Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, ſo muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, da ſo viel hinausgeleitet wird!" Ein Kind hatte er damals freilich nicht, aber ein „Erotion", deſſen Wirkung er immer ſtärker verſpürte, das ihn immer inniger mit Haus und Hof verband, ſo daß er am 10. Auguſt 1789 an Herder aus Ilmenau ſchrieb: „Hier ſind wir in dem Lande der berühmten Bergnymphen und doch kann ich Dir verſichern, daß ich mich herzlich nach Hauſe ſehne, meine Freunde und ein gewiſſes kleines Erotikon wiederzufinden, deſſen Exiſtenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben."

Als ſich ihm 1790 die Gelegenheit bietet, die Reiſe nach Italien zu wiederholen, wie er es früher ſo heiß erſehnt hatte, da iſt er jetzt weniger erfreut, als er ſelbſt und als die Freunde es erwarten mochten. Der Abſchied war ihm zu ſchwer. Das „zurückgelaſſene Erotion und das kleine Geſchöpf in den Windeln" hielten ihn innerlich in Weimar, als er ſchon längſt davon entfernt war und er beide in ſeinem Brief vom 3. April dem Wohlwollen des Herzogs empfahl. Am 10. März in Jena ſchrieb er Herdern, er wäre „von einem andern Abſchied ganz mürbe" geweſen. Und am 12. ſchreibt er wieder: „Habt Dank für Eure Liebe und Euer Andenken. Ich gehe diesmal ungern vom Hauſe und dieſer Stillſtand in der Nähe (Jena) macht mir die Sehnſucht rückwärts noch mehr rege. Ich will ſuchen, morgen fortzukommen. — Da man gegen das Ende weich und ſorglich zu werden anfängt, ſo fiel mir erſt ein, daß nach meiner Abreiſe mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlaſſen ſind, wenn ihnen irgend etwas zuſtieße, worin ſie ſich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr geſagt, ſich in ſolch einem äußerſten Fall an Dich zu wenden. Verzeih!" — Dieſes „Verzeih" ſcheint mir charakteriſtiſch. Wie wenig verwöhnt durch Teilnahme muß Goethe geweſen ſein, wenn er einen ſeiner

nächſten Freunde um Verzeihung bittet, weil er ihm einen uns ſelbſtverſtändlichen Vertrauensbeweis gibt.

Während der Abweſenheit in Italien wird ſich Goethe immer mehr der Intenſität ſeiner Neigung bewußt. Am 28. Mai ſchreibt er wieder an Herders: „Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Geſinnungen gegen meine Zurückgelaſſenen danke ich Euch von Herzen; ſie liegen mir ſehr nahe und ich geſtehe gern, daß ich das Mädchen leidenſchaftlich liebe. Wie ſehr ich an ſie geknüpft bin, habe ich erſt auf dieſer Reiſe gefühlt. — Sehnlich verlange ich nach Hauſe, ich bin ganz aus dem Kreiſe des italieniſchen Lebens gerückt.“ So weit war er ſchon entfernt von den Junibriefen des vorigen Jahres an Frau von Stein.

Im Herbſt 1790 begleitete er den Herzog nach Schleſien und am 11. September ſchrieb er aus Breslau an Herder: „Auch bei mir hat ſich die ‚vis centripeta‘ mehr als die ‚vis centrifuga‘ vermehrt. Es iſt all und überall Lumperei und Lauferei und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegeſſen und bei meinem Mädchen geſchlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen mir treu iſt, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, ſo hab ich weiter nichts zu wünſchen!“ Es ſind aber wirklich nicht nur Bedingungen des äußeren Behagens, von denen Goethe hier ſpricht, es ſind die tiefſten Bedingungen ſeines Seins, ſeines Arbeitsvermögens, die ſich unter dieſer oberflächlich ſinnlichen Maske verbergen.

So hatten ſich in den kurzen zwei Jahren, die ſeit Goethes erſter Rückkehr aus Italien vergangen waren, oder richtiger, ſeit dem Beginn ſeiner vertrauten Beziehungen zu Chriſtiane, die er in einem Brief an Schiller vom 13. Juli 1788 herdatierte, dieſe ſelbſt und ihr Charakter völlig verändert. Die Liebelei, die „Augelchen“, um einen Goetheſchen Ausdruck zu gebrauchen, waren zur Liebe, zur Ehe geworden.

Und wenn es auch klar war, daß Goethe unmöglich eine

Aufgang zum Goethehaus von der Gartenseite

kirchliche Ehe mit der bürgerlichen Chriſtiane ſchließen konnte, ohne dem Weimarer Hof und der ganzen Geſellſchaft den Fehdehandſchuh zuzuwerfen, ſo hatte er wohl nicht gedacht, daß die Feindſchaft und der Haß gegen ſeine „freie Ehe“ ſo hartnäckig feſtgehalten und fortgeſetzt werden ſollten.

Von der Korreſpondenz zwiſchen Goethe und Chriſtiane ſelbſt iſt uns aus dieſer Zeit nichts erhalten. Nur die angeführten Briefſtellen an andere bezeichnen ſie. Und eine Fülle von Gedichten entſtammt ihr noch, die an anderer Stelle eine ausführliche Würdigung finden ſollen.

Briefe von Goethe und Chriſtiane haben wir erſt ſeit 1792, ſeit der Campagne in Frankreich. Als Schutz Chriſtianens und des kleinen Auguſt war damals Prof. Meyer, der „Kunſchtmeyer“, in Goethes Hauſe auf dem Frauenplan geblieben, das erſt ſeit kurzem bezogen, nun ſeine architektoniſche Ausgeſtaltung erhielt. Wenn Goethe an ihn ſchrieb, ſo ſprach er von Chriſtianen nie anders als von Profeſſor Meyers „kleiner Hauswirtin und Nachbarin“, gab ihr alſo vollſtändig das Hausfrauenrecht und die Hausfrauenſtellung dem Freund gegenüber. Oder er nannte ſie kurz die „Kleine“, aber niemals konnte ein Zweifel darüber entſtehen, daß ſie durchaus die Stellung der Herrin im Hauſe einnahm.

Goethes erſte Briefe aus dieſer Zeit ſind noch ein wenig lehrhaft, ein wenig väterlich; wenngleich er ſich ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für ſie ſchon voll bewußt war, ſo war ihm ihre Bedeutung für ihn, die Stelle, die ſie ſpäter in ſeinem Leben ausfüllen ſollte, noch nicht klar geworden. Und ſelbſtverſtändlich war Chriſtiane damals auch noch nicht, was ſie ſpäter wurde. Wenngleich ſie nicht mehr ganz jung war, als Goethe ſich ihr genähert hatte, — 23 Jahre bedeuteten in jener Zeit für ein Mädchen ein ſchon recht reſpektables Alter — ſo war ſie natürlich noch unentwickelt in vieler Beziehung. Sie ſtammte aus engen, von Not bedrängten Verhältniſſen, ſie hatte eine mangelhafte Schulbildung erhalten, wie es damals für Frauen

ſelbſtverſtändlich war, ſie mußte erſt hineinwachſen in die neue Stellung, die ihr da eingeräumt wurde. Sie mußte den Entwicklungsgang von der Geliebten zur Gattin durchmachen.

Goethe wurde ſich klar, daß ſie ihm mehr bedeute, als nur einen vorübergehenden Rauſch, aber wie viel mehr, das konnte er damals nicht abſchätzen, weil er nicht beurteilen konnte, wie viel in Chriſtiane lag, wie viel in ihr zu erwecken war. Die erſten Briefe vom 17. Auguſt aus Frankfurt und vom 25. aus Trier laſſen den Ton erkennen, den etwa ein Student ſeinem „kleinen Verhältnis“ gegenüber anſchlagen mag, obwohl ſie durchaus zärtlich und innig ſind:

„Heute habe ich deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und ſchreibe dir nun auch, um dir wieder einmal zu ſagen, daß ich dich recht lieb habe und daß du mir an allen Ecken und Enden fehlſt.

Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt und meine Freunde haben mich alle gar freundlich empfangen. Es gibt hier mancherley zu ſehen und ich bin dieſe Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erſte Sorge war das Judenkrämchen, das morgen eingepackt und die nächſte Woche abgeſchickt wird. Wenn es ankommt, wirſt du einen großen Feſttag feyern, denn ſo etwas haſt du noch nicht erlebt. Hebe nur alles auf, denn einen ſolchen Schaz findet man nicht alle Tage.

Lebe wohl. Grüße Herrn Meyer und küſſe den Kleinen. Sag ihm, der Vater komme bald wieder. Gedencke mein. Bringe das Hauß hübſch in Ordnung und ſchreibe mir von Zeit zu Zeit.“

„Wo das Trier in der Welt liegt, kannſt du weder wiſſen noch dir vorſtellen, das ſchlimmſte iſt daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. Ich habe meine Mutter, meine alten Freunde wiedergeſehen, bin durch ſchöne Gegenden gereiſt aber auch durch ſehr garſtige und habe böße Wege und ſtarcke Donnerwetter ausgeſtanden. Ich bin hier, ohngefähr noch eine Tagreiſe von der Armee, in einem alten Pfaffenneſt, das in einer angenehmen

Gegend liegt. Morgen gehe ich hier ab und werde wohl übermorgen im Lager ſeyn. Sobald es möglich iſt, ſchreibe ich dir wieder. Du kannſt um mich ganz unbeſorgt ſeyn. Ich hoffe bald meinen Rückweg anzutreten. Mein einziger Wunſch iſt dich und den Kleinen wiederzuſehen, man weiß gar nicht was man hat, wenn man zuſammen iſt. Ich vermiſſe dich ſehr und liebe dich von Herzen. Das Judenkrämchen iſt wohl angekommen und hat dir Freude gemacht. Wenn ich wiederkomme bringe ich dir noch manches mit, ich wünſche recht bald. Lebe wohl. Grüße Meyern und ſey mir ein rechter Haußſchatz.

Adieu, lieber Engel, ich bin ganz dein."

Die Sehnſucht ward immer größer und leidenſchaftlicher, auch eine gewiſſe angſtvolle Eiferſucht miſchte ſich in Goethes Empfindungen. Und dabei blieb doch ein Grundton ſicherer vertrauender Liebe, der ſeinen Briefen einen eigentümlichen Charakter verleiht. Es iſt ſchade, daß der Raum nur geſtattet, ſeeliſch bedeutende Briefe abzudrucken und nicht auch jene ſachlichen Berichterſtattungen, die ein liebenswürdig-humorvolles Bild des Kriegslebens geben und ſich ſichtlich bemühen, dem „Kleinen Hausſchatz" die Sorgen um den fernen Geliebten zu mildern. Als nächſt bedeutungsvolle Schreiben kommen da die vom 8. September und vom 10. in Betracht. Ihre raſche Aufeinanderfolge ſagt auch vereint mit dem Inhalt, wie ſorglich Goethes Liebe ſich mit den in Weimar Zurückgebliebenen beſchäftigt.

„Wir ſtehen noch bey Verdün, werden aber bald vorwärts gehen, ich befinde mich recht wohl und habe keine Zeit hypochondriſch zu ſeyn. Wäre es möglich, daß ich dich um mich hätte; ſo wollte ich mirs nicht beſſer wünſchen. Ich dencke immer an dich und an den Kleinen und beſuche dich im Haußе und im Garten und dencke mir ſchon wie hübſch alles ſeyn wird, wenn ich wieder komme. Du mußt mich aber nur lieb behalten und nicht mit den Aeugelchen zu verſchwenderiſch umgehen.

Eh wir hier abreiſen wird ein Körbchen abgehen mit Liqueur und Zuckerwerck, davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige heb auf, ich ſchicke dir noch allerley in die Haußhaltung. Wenn dieſer Brief ankommt biſt du vielleicht ſchon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite dich eine liebe kleine Köchin zu werden. Es iſt doch nichts beſſer als wenn man ſich liebt und zuſammen iſt. Lebe recht wohl und bleibe mein. Ich habe dich recht herzlich lieb."

„Ich habe dir ſchon viele Briefchen geſchrieben und weiß nicht wenn ſie nach und nach bey dir ankommen werden. Ich habe verſäumt die Blätter zu numeriren und fange jetzt damit an. Du erfährſt wieder, daß ich mich wohl befinde, du weißt, daß ich dich herzlich lieb habe. Wärſt du nur jetzt bey mir! Es ſind überall große breite Betten und du ſollteſt dich nicht beklagen wie es manchmal zu Hauße geſchieht. Ach! mein Liebchen! Es iſt nichts beſſer als beyſammen zu ſein. Wir wollen es uns immer ſagen wenn wir uns wieder haben. Dencke nur! Wir ſind ſo nah an Champagne und finden kein gut Glas Wein. Auf dem Frauenplan ſolls beſſer werden, wenn nur erſt mein Liebchen Küche und Keller beſorgt.

Sey ja ein guter Hausſchatz und bereite mir eine hübſche Wohnung. Sorge für das Bübchen und behalte mich lieb.

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedancken eiferſüchtig und ſtelle mir vor: daß dir ein andrer beſſer gefallen könnte, weil ich viele Männer hübſcher und angenehmer finde als mich ſelbſt. Das mußt du aber nicht ſehen, ſondern du mußt mich für den beſten halten, weil ich dich ganz entſetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir, allerley konfuſes Zeug, doch immer, daß wir uns lieb haben. Und dabey mag es bleiben.

Bey meiner Mutter hab ich zwey Unterbetten und Küſſen von Federn beſtellt und noch allerley gute Sachen. Mache nur, daß unſer Häuschen recht ordentlich wird, für das andre ſoll ſchon geſorgt werden. In Paris wirds allerley geben, in Franck-

furt giebts noch ein zweytes Judenkrämchen. Heute iſt ein Körbchen mit Liqueur abgegangen und ein Päcktchen mit Zuckerwerck. Es ſoll immer was in die Haußhaltung kommen. Behalte mich nur lieb und ſey ein treues Kind, das andre gibt ſich. Solange ich dein Herz nicht hatte, was half mir da das übrige, jetzt da ichs habe, möcht ichs gern behalten. Dafür bin ich auch dein. Küſſe das Kind, Grüße Meyern und liebe mich. G."

Wir können uns zwar kaum vorſtellen, wie in einem Mann wie Goethe der Gedanke erwachen konnte, daß andere Männer angenehmer ſein könnten als er, beſonders wenn wir an die Idealerſcheinung der Trippelſchen Büſte denken, die vor nur wenigen Jahren in Rom gemacht worden war, aber wir empfinden die liebende und zart ausgedrückte Sorge des ſo viel älteren Mannes um die an ihn durch kein äußeres Band geknüpfte Geliebte. Und wir verſtehen auch Chriſtiane, die ſich durch ſolche Zweifel gekränkt fühlte, da ſie ohnedies ſchon ſo viel ausſtand an Sorge und Kummer, während ſie den Geliebten im Krieg wußte. „Begib Dich nur nicht in Gefahr" und „Begib Dich nur nicht mit Gewalt in Gefahr" beſchwört ſie ihn immer wieder — und nun noch ſolche Fragen, ſolche Zweifel!

Goethe ſucht ſie auf alle Weiſe zu beruhigen, ſowohl wegen der Kriegsgefahr wie auch wegen der inneren Nöte. Am 10. Oktober ſchreibt er ihr:

„Du wirſt nun wohl ſchon wiſſen, daß es nicht nach Paris geht, daß wir auf dem Rückzuge ſind. Vielleicht bin ich, wenn du dieſen Brief erhältſt, ſchon wieder in Deutſchland. Der Krieg geht nicht nach Wunſch, aber dein Wunſch wird erfüllt, mich bald wieder nahe zu wiſſen.

Ich habe viel ausgeſtanden, aber meine Geſundheit iſt ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeſte und an Hypochondrie iſt gar nicht zu dencken. Du wirſt einen recht muntern Freund wieder kriegen.

Du haſt wohl getan, mir nichts vom Uebel des kleinen zu

ſchreiben, biß es vorbey war. Ich wünſche euch beyde bald wieder zu ſehen und euch an mein Herz zu drücken.

Wenn ich dir etwas ſchrieb, das dich betrüben konnte, ſo mußt du mir verzeihen. Deine Liebe iſt mir ſo koſtbar, daß ich ſehr unglücklich ſeyn würde, ſie zu verlieren, du mußt mir wohl ein Bißchen Eiferſucht und Sorge vergeben."

Und noch in demſelben Brief fordert er ſie auf, wieder in die Komödie zu gehen, damit ſie die Abende wenigſtens eine „kleine Luſt" habe. Und er freut ſich auf die gute Zeit ſeiner Zurückkunft. Am 15. Oktober klingt der Brief noch viel glücklicher, denn Goethe iſt ſchon in Luxemburg und kann hoffen, bald zurückzukommen.

„Wir mußten eilig aus Verdun und nun ſind wir ſeit vorgeſtern in Luxemburg, in wenig Tagen gehe ich nach Trier und bin wahrſcheinlich vor Ende dieſes Monats in Franckfurt. Sobald ich dort ankomme, ſchreib ich dir.

Wie froh ich bin zurückzukehren, kann ich dir nicht ausdrücken, das Elend, das wir ausgeſtanden haben, läßt ſich nicht beſchreiben. Die Armee iſt noch zurück, die Wege ſind ſo ruinirt, das Wetter iſt ſo entſetzlich, daß ich nicht weiß, wie Menſchen und Wagen aus Franckreich kommen wollen.

Wir wollen es uns recht wohl ſeyn laſſen, wenn wir nur erſt wieder zuſammen ſind. Lebe recht wohl, liebe mich und küſſe den Kleinen.

Schreibe mir nun nicht eher, biß du einen Brief aus Franckfurt erhältſt. Es iſt gar ſchön, daß ich hoffen kann, dir bald näher zu kommen."

Und auch Chriſtiane war glücklich, den Geliebten auf dem Heimweg zu wiſſen, ihre „Krabskrälligkeit" (Schwangerſchaft) machte ihr ſchwere Sorgen, da der Geliebte ferne war. Und ſie kam auch zu keinem glücklichen Ende.

Darum war es doppelt begreiflich, daß Goethe ihr am 3. Juli 1793 von Marienborn, wo er den Herzog bei der Belagerung

von Mainz begleitete, in ſeinem Bericht und Brief warnende Bitten wegen der neuen Schwangerſchaft ſchrieb:

„Du biſt ein recht liebes Kind, daß du mir ſoviel ſchreibſt, dagegen ſollſt du auch gleich wieder von mir einen Brief haben.

Das Wetter war 14 Tage hier eben ſo ſchlimm, als es bey euch nur ſeyn konnte. Erſt verfror der Weinſtock und dann hatten wir Kälte, Regen, Sturm und mußten unter unſern Zelten viel erdulden. Jetzt iſt es deſto ſchöner, nicht gar zu heiß. Beſonders ſind die Nächte gar angenehm. Wenn wir nur nicht das traurige Schauſpiel anſehen müßten, daß alle Nacht die Stadt bombardiert wird und nun ſo nach und nach vor unſern Augen verbrennt.

Die Kirchen, die Türme, die ganzen Gaſſen und Quartiere eins nach dem andern im Feuer aufgeht. Wenn ich dir einmal davon erzähle, wirſt du kaum glauben, daß ſo etwas geſchehen könne. Tröſte dich ja über deine Gurken und ſorge recht ſchön für alles, du machſt mir recht viel Freude dadurch. Wir wollen ja aneinander feſthalten, denn wir fänden es doch nicht beſſer. Behalte mich ja lieb wie ich dich. Meine Mutter hat dir geantwortet, es wird dich gefreut haben. Sie denckt gar gut gegen dich. Wenn kein Zwirn bey den Sachen lag, ſo muß ich ihn vergeſſen haben einzupacken, vielleicht liegt er noch zu Hauße bey dem Bügeleiſen und andern Sachen.

Wegen des Häußchens habe ich dem Herrn Geh. Aſſ. Rath Voigt geſchrieben. Den Wein kann ich nicht ſchicken, biß die Hitze nachläßt. Grüße aber indeſſen den Bauverwalter und ſage ihm, daß er ein Fäßchen haben ſoll. Er mag doch auch mit dem Gärtner ein vernünftig Wort reden, daß nichts ſtockt.

Nimm dich auch hübſch in Acht, daß du dir und dem Ankommenden nicht ſchadeſt, küſſe den Kleinen und behalte mich recht lieb."

Chriſtiane hat die Krabskrälligkeit diesmal nicht ſo gut ertragen, — es iſt ihr manchmal ganz „kurigos" geworden, ſie ſehnt ſich nach ſeiner Heimkehr, und als ſie ihn in Jena weiß,

da fragt ſie bei ihm nach dem Taufnamen des Zukünftigen, denn einen Namen muß die Krabskrälligkeit doch haben. Die wortſchöpferiſche Kraft des Dichters wird ſich kaum auf die Geliebte übertragen haben, eher iſt anzunehmen, daß ſie das Wort zitiert, das er in bezug auf die ſeeliſche Wirkung der Schwangerſchaft geſchaffen hat. Sie zitiert Goethe ja manchmal, und wenn ſie ſich als ſein „kleines Naturweſen" unterſchreibt, ſo iſt das natürlich auch Zitat, denn ein ſolcher Ausdruck liegt ihrer Natürlichkeit ferne. Alle ihre Briefe haben etwas durchaus echtes urſprüngliches, ob ſie harmloſe Berichte über ihre Tätigkeit in Haus und Garten, ob ſie Ausrufe der Sehnſucht nach dem Geliebten enthalten, — dem „Schaß", wie ſie ihn manchmal in der dritten Perſon bezeichnet, während ihre Briefe ſonſt gewöhnlich die Anrede „Lieber" haben, — ob ſie vom „Pübgen" erzählen, das nach dem „Vädergen" verlangt, — immer tritt die gleiche liebenswürdig heitere lebensvolle Art zutage. Faſt nie lieſt man eine Klage.

Und Chriſtiane hat ſich auch bei dem einzigen Freunde Goethes, der ſie damals ſchon aus nächſter Nähe kennen lernen konnte, eine Stellung zu erwerben gewußt. Dafür ſprechen die Briefſtellen in Goethes Briefen, die Grüße Meyers enthalten, wenn beide zuſammen abweſend ſind. Am 10. Auguſt 1794 ſchreibt Goethe: „Meyer grüßt Dich und hat Dir ein recht artig Bildchen gemalt, daß ich mitbringe". Sie hat aber auch zu gut für ihn geſorgt in all der Zeit, die er bei ihr im Hauſe wohnte. Sie berichtet darüber in ihren Briefen an Goethe.

Rührend iſt auch ihr Schreiben an dieſen, in dem ſie ihrem Jubel Ausdruck gibt, als der erſte Brief ſeiner Mutter während der Belagerung bei ihr angelangt war. Da geſteht ſie ihm, daß es ihr doch recht Angſt geweſen, denn offenbar hat ſie vor Goethes Abreiſe mit ihm beſprochen, daß er ſeine Mutter zur Mitwiſſerin ihres in Weimar öffentlichen Geheimniſſes machen werde. Aber nun hat ſie geweint vor Freude, denn die Frau Rätin ſchreibt ſo lieb.

Indeſſen geht in Weimar der Groll gegen Chriſtiane und die kleinliche Wühlerei immer weiter. Goethes neugefundener Freund Schiller läßt ſich davon anſtecken. Oder richtiger iſt er wahrſcheinlich ganz beeinflußt durch Frau von Stein, die mit ſeiner Gattin innig befreundet war, zu Goethe gekommen, und hat vielleicht einem höheren Gebote ſeiner Frau zufolge die arme Chriſtiane völlig ignorieren müſſen. Als er zum erſtenmal in Goethes Haus als Gaſt weilte, vom 14. bis 27. September 1794, mußte er vor ſeiner Hinkunft ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen allerlei Bedingungen ſtellen, — er warnte den neuerworbenen Freund, daß er ſich an keine Regeln des häuslichen Lebens, an keine beſtimmten Stunden zur Mahlzeit binden könne und kam erſt, nachdem Goethe ihm völlige Bewegungsfreiheit im Haushalt zugeſichert hatte — da ſchrieb er bei ſeiner Rückkehr am 29.: „Ich ſehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, ſoll verloren ſein ...“ Und in dieſem ganzen Dankbrief ſteht kein Wort, kein Gruß an Chriſtiane, die durch ihre Fürſorge es einzig möglich gemacht hat, daß Schiller in Goethes Haus das ihm gemäße Leben führen konnte. Man würde das für einen Zufall halten müſſen, wenn es nicht eine Erſcheinung wäre, die ſich in der ganzen Korreſpondenz zwiſchen Schiller und Goethe wiederholt. Wir werden ſpäter noch ausführlicher darauf zurückzukommen haben.

Einen Einfluß auf Goethes Beziehungen zu Chriſtiane hatte das nicht. Wenngleich beide ſicher ſehr darunter gelitten haben, ſo kamen ſie doch immer nur zu demſelben Schluß. Goethe wiederholt ihn in faſt jedem Brief; ſo auch in dem vom 15. Juli 1795: „Lebe wohl und grüße und küſſe Guſteln. Adieu, liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts beſſeres ſehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben.“ Und am 19. Juli auch aus Karlsbad wiederholt er dieſelbe Erkenntnis nur aus-

führlicher und eindringlicher: „Nun bin ich 14 Tage hier und ſehne mich herzlich wieder nach Hauſe. Die Kur ſchlägt ſehr gut ein, obgleich das Wetter ganz abſcheulich iſt. Ich lebe ſehr zerſtreut den ganzen Tag unter Menſchen, es werden viele Aeugelchen gemacht, die Dir aber keinen Abbruch tun, denn man ſieht erſt recht, wie ſehr man Urſache hat ſeinen treuen Hausſchatz zu lieben und zu bewahren. — Alle Hoffnung auf Arbeit und was ich hier vornehmen wollte, muß ich aufgeben und bringe meine Papiere zurück, wie ich ſie mitgenommen habe. Dagegen will ich im Auguſt in der Nähe deſto fleißiger ſein. Lebe wohl. Ich freue mich auf Dich, aufs Bübchen, auf unſer Haus und Hausweſen, und damit der Brief nicht ganz leer geht, lege ich Dir etwas bei.“

Da haben wir nun die große Wandlung, den weiten Entwicklungsgang, durch einen Merkſtein deutlich bezeichnet. Das iſt kein Brief leidenſchaftlicher Verliebtheit, auch nicht ein Ton väterlicher Überlegenheit ſchlägt hier durch, hier ſpricht der Mann zu einer erprobten Gefährtin, mit der er Freude und Leid, Arbeit und Sorge teilen kann. Er hat es erfahren, in unzähligen Briefen hat Chriſtiane es ihm verſichert, daß auch ſie nichts beſſeres wiſſe, als ihm angehören und ihn zu lieben, ſein Hausweſen zu führen und für das Kind zu ſorgen. Wenn er ſie verläßt, um in Jena ſeine Amtsgeſchäfte zu beſorgen oder in der größeren Ruhe und Abgeſchloſſenheit eigene Arbeiten auszuführen, dann ſchreibt ſie ihm wohl, weil ſie ſich ganz ſchrecklich nach ihm ſehnt, dann würden ſie und der Kleine ſo gerne zu ihm fahren, der Kleine fragt auch täglich nach dem Vädergen — aber erſt muß ſein Gedicht fertig ſein, früher will ſie ihn nicht ſtören, dann können ſie auch um ſo luſtiger — luſtiker ſchreibt Chriſtiane — zuſammen ſein. Überhaupt hat ſie es ſich feſt vorgenommen, immer vergnügt und froh zu ſein, ſo lange ſie zuſammen ſind, denn ſie haben ſich ja ſo lieb, und es gibt gar nichts beſſeres, als ſich lieb haben und treu ſein. Und darum warnt ſie ihn davor, er möge nicht zuviel

„Äugelchen“ machen. Das iſt auch ſo ein Goetheſches Wort, das Chriſtiane zitiert. Aber ſie fühlt es wohl, auch wenn ſie es nicht ausſpricht, ſolange Goethe ihr über ſeine Äugelchen, ſeine kleineren und größeren Herzensneigungen ſelbſt Bericht erſtattet, ſolange hat ſie keinen Grund zu bangen. Und es iſt ihr wahrſcheinlich nie zum Bewußtſein gekommen, welches Ehrenzeugnis ſie ſich ſelbſt mit der Tatſache ausſtellt, daß Goethe ihr über derartige Erlebniſſe berichten kann, ohne Eiferſuchtsausbrüche befürchten zu müſſen. Nur eine ſehr gleichgültige oder eine ſehr großdenkende Natur kann ſolche Dinge ertragen und überwinden — und da wir keinen einzigen Beweis für Chriſtianens Herzenskühle beſitzen, dürfen wir ihr wohl dieſe Tatſache als Seelengröße auslegen.

Im Mai 1796, als Goethe wieder in Jena iſt, mögen es die Weimarer der armen Chriſtiane recht ſchwer gemacht haben, denn ihr iſt entſetzlich bang geworden und das Gerede ihrer Mitmenſchen hat ſie über Gebühr aufgeregt. Aber ein paar Zeilen von Goethe können ſie wieder beruhigen: „Ich bitte Dich recht herzlich, mein liebes gutes Kind, die ſchönen Tage zu genießen, die Du vor ſo vielen anderen haben kannſt, und Dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu laſſen. Du weißt, daß ich zu Hauſe nicht zur Sammlung kommen kann, meine ſchwere Arbeit zu endigen. Vielleicht gelingt es mir auch hier nicht und ich muß doch nach Ilmenau. Lebe recht wohl, grüße und küſſe das Bübchen, ihr ſollt mich bald beſuchen.“ So ein Brief macht alles wieder gut, aber ſie zitiert Goethe weiter, indem ſie „Pfingſten, das liebliche Feſt“, diesmal gar nicht lieblich findet, denn der „Einſtige“ fehlt ihr, und immer wieder grüßen ſie und das Pübgen ihr Vädergen, das ſie recht lieb haben und das ſie gerne wiederſehen möchten. Und das Vädergen ſoll ſie auch lieb behalten. — Einen beſonders dicken Spargel ſchickt Chriſtiane nach Jena, weil ſie ſich nicht traut, ihn ſelbſt zu eſſen, und ſie dankt dagegen für die Erdbeeren, die Kirſchen, das Zuckerwerk, die das gute Vädergen, der „Einſtige

Schaß“ für ſie und Guſteln ſchickt. Wird die Sehnſucht zu groß, dann macht ſie ſich möglichſt viel zu ſchaffen, wäſcht und trocknet die Fenſtervorhänge, bringt Goethes Schränke in „Ornug“, butzt ihr Stübgen aus und gräbelt im Garten, der überhaupt ihre größte Sorge und Wonne iſt. Die Gurken drohen einmal zu mißraten, weil der Gärtner Goethes Rat und Anweiſung nicht folgte, darüber iſt ſie unglücklich und legt ſchnell neue. Immer tätig, immer um Arbeit beſorgt, unterſucht ſie den Koffer von Herrn Meyer und findet ſeine Hemden in ſchlechtem Zuſtand, da ſchneidet ſie neue und „Ernesdien“, die Schweſter, muß ſie nähen. Goethe würde gewiß damit einverſtanden ſein, wenn er Herrn Meyers ſchlechte Wäſche geſehen hätte.

Im Winter 1797 geht Goethe wieder nach Jena, Chriſtiane mit Auguſt begleiten ihn nach Kötſchau und dort trennen ſich die immer noch Liebenden. Danach ſchreibt ſie ihm in ihrer ſehr naiven unbeholfenen Ortographie: „Wie Du in Käuſchau von uns wech wahrſt gim wir naus und ſahm auf dem berch dein Kuß fahren da fingen wir alle bey eile am zu Heulen und ſachten beyde es wär uns ſo wuderlich.“ Und Goethe antwortet ihr: „Es war mir neulich auch gar nicht recht, Euch zu verlaſſen, wir waren, obgleich nicht geſprächig, doch gar wohlbehäglich beiſammen ...“

Solche Äußerungen ſind typiſch und ſie widerſprechen der Auffaſſung, Chriſtiane habe nichts anderes vermocht, als für Goethes leibliches Wohl und durch ihr munteres Geplauder für ſeine Zerſtreuung zu ſorgen. Mit Menſchen, die nur munter plaudern können, iſt man nicht „wohlbehäglich“ und ſtille zuſammen.

Manchmal gerät Chriſtiane in Geldnöte, dann ſchreibt ſie recht kleinlaut, aber ſie weiß ſich gleich wieder zu rechtfertigen, denn ſie hat alles ſo eingeteilt wie nur irgend möglich, und die Köchin iſt gar nicht ſehr zufrieden. Aber freilich, das Kind war krank — von Krankheiten erfährt Goethe

erſt, wenn ſie ſchon vorüber ſind, und er iſt Chriſtiane immer dankbar für die Rückſicht, die ſie auf ſeine Erregbarkeit nimmt — und ſie ſind auch täglich ſechs Perſonen bei Tiſche. Niemals ſcheint ſich Goethe über ihren Geldverbrauch zu beklagen, und er benützt die Gelegenheit einer Geldſendung, um ihr ihren letzten Beſuch in Jena zu danken: „Ich muß Dir noch, indem ich das Geld abſende, einen guten Abend ſagen. Es war mir gar zu angenehm, Dich einmal wieder zu ſehen und ich habe jetzt wieder Luſt, noch die Sachen wegzuarbeiten, die zunächſt vor mir liegen, damit ich Dich recht frei und heiter wiederſehen kann.“ Und eine Woche ſpäter, am 24. März 1797 ſchreibt er ihr aus Jena: „Ich habe nunmehr feſtgeſetzt, daß ich heute über 8 Tage den 31. März wieder bei Dir anlangen will. Alle meine Sachen ſind bisher recht gut gegangen und ich habe ſogar wieder allerlei neue Ideen, die auf die Zukunft gute Frucht bringen werden. Denn es iſt immer einmal nicht anders, daß man, ſobald man fertig iſt, gleich wieder was Neues im Sinn haben müſſe.“ Alſo läßt er ſie auch an ſeinen Arbeitsplänen teilnehmen, das wäre ihm fünf Jahre früher noch gar nicht beigefallen. Und eben dem Freund, der Chriſtianens Exiſtenz ſo beharrlich ignoriert, eben für Schiller bringen er und Chriſtiane Opfer. Zwei Tage ſpäter, am 26. März, ſchreibt Goethe ihr: „Hier ſchicke ich Dir, mein liebes Kind etwas Geld, damit Du dieſe Woche verſorgt ſeiſt. Wie gern käm ich gleich heute zu Dir, denn ich habe hier eigentlich nichts mehr zu tun. Nur möchte ich abwarten, bis Schiller mit einem Stück ſeiner Arbeit fertig iſt, das er mir vorleſen will. Alles andre könnte ich recht wohl in der Nachbarſchaft meiner lieben Kinder tun. Ich ſehne mich recht, Euch wieder zu ſehen und komme vergnügt zurück, da mir alles nach Wunſch gelungen iſt. Lebe recht wohl und behalte mich lieb!“

Chriſtiane erträgt es, daß Goethe um Schillers und ſeiner Arbeit willen länger in Jena blieb, kein Verſuch einer Beeinfluſſung ihrerſeits, kein Zeugnis darüber iſt uns überliefert,

und dennoch hätte ſie Grund gehabt, Schiller und ſeiner Frau recht von Herzen gram zu ſein. Auch Goethe hat offenbar nie von dem Freund verlangt, daß er freundſchaftlich an ſeinem Leben teilnehme, er hat ſich vollkommen mit dem geiſtigen Austauſch begnügt, obgleich er ſelbſt Schiller in jeder Weiſe entgegenkam und auch von Schiller menſchlich und freundſchaftlich geſucht wurde. Er hat von dem Freunde nichts verlangt, wo dieſer verſagen mußte. Und daß er verſagte, das können wir aus vielen Dokumenten erſehen, mehr natürlich aus dem, was fehlt, als aus dem, was daſteht.

Schon im Winter 1795 hat Goethe das Ehepaar Schiller zu ſich eingeladen, am 18. Februar ſchreibt er: „Sie könnten beide bei mir einkehren, oder wenn auch das Frauchen ſich lieber wo anders einquartierte, ſo wünſchte ich doch, daß Sie wieder das alte Quartier bezögen. Machen Sie es ganz nach Ihrem Sinne, Sie ſind mir beide herzlich willkommen.“ Schiller antwortet: „Das elende Wetter hat wieder allen meinen Mut mit fortgenommen und meine Türſchwelle iſt wieder die alte Grenze meiner Wünſche und meiner Wanderſchaft. Wie gerne will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, ſobald ich meiner Geſundheit ein wenig trauen kann, ſollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden ſehen. Mich verlangt herzlich danach, und meine Frau, die ſich ſehr auf dieſen Beſuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe laſſen, ihn auszuführen.“ Chriſtiane wurde nicht erwähnt, und Charlotte Schiller ſtieg natürlich nicht in Goethes Haus ab, hat ſie doch auch ſpäterhin noch, noch 1812, als Chriſtiane längſt Goethes rechtmäßig angetraute Gattin war, dieſe nie anders als die „dicke Hälfte“ genannt, auch in den Briefen an die Prinzeſſin Caroline, an die ſpätere Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, offenbar ganz ohne ſich klar zu machen, wie takt- und geſchmacklos eine derartige Äußerung ſei.

Im Oktober 1795 wurde bei Goethe ein Kindchen erwartet, Goethe ſchreibt an Schiller am 25.: „Heute komme ich nicht, mein Lieber, aber ich hoffe bald. Jeden Tag erwarte ich einen

neuen Weltbürger in meinem Hauſe, den ich doch gern freundlich empfangen möchte." — Es iſt bekannt, daß Goethe in ſeiner Studentenzeit ſelbſt einen Geburtshelfer-Kurſus durchgemacht hatte. Schiller antwortet: „Zu dem neuen Hausgenoſſen gratuliere ich im voraus. Laſſen Sie ihn immer ein Mädchen ſein, ſo können wir uns noch am Ende mit einander verſchwägern." Goethe geht auf den Scherz ein. „Das Schwiegertöchterchen ſäumt noch" am 28. Oktober. Am 1. November fragt Schiller an: „Ich bin ungeduldig, wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Das Evenement im Hauſe iſt, wie ich hoffe, glücklich vorbeigegangen." Aber bei alldem wird Chriſtiane nicht erwähnt, Schiller fragt nicht nach ihr und Goethe ſpricht mit der für ihn charakteriſtiſchen Zurückhaltung nicht ungefragt. Am ſelben Datum teilt er Schiller mit: „Statt eines artigen Mädchen iſt endlich ein zarter Knabe angekommen und ſo läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerſchaft und zu Vermehrung der dichteriſchen Familie für ein Mädchen zu ſorgen." Das Kind bleibt aber nicht am Leben, wir werden noch darüber zu ſprechen haben, wie ſchmerzlich dieſer Tod für Goethe und Chriſtiane war. Schiller ſchickt am 20. November folgenden immerhin befremdlich wirkenden Kondolenzbrief, der doppelt befremdet, wenn man ihn mit dem Brief vergleicht, den Goethes Mutter aus dem gleichen Anlaß am 2. Februar 1796 an ihren Sohn ſchrieb. (S. 19.) „Den Verluſt, den Sie erlitten, haben wir herzlich beklagt. Sie können ſich aber damit tröſten, daß er ſo früh erfolgt iſt und mehr Ihre Hoffnung trifft. Ich könnte mich ſchwer darein finden, wenn mir mit meinem Kleinen jetzt noch ein Unglück begegnete." Kein Wort, keine Frage nach der Mutter, nach der man doch ſonſt bei dergleichen Anläſſen zuerſt zu fragen pflegt. Wieder könnte man annehmen, daß es ein Zufall, ein abſichtsloſes Verſehen iſt, wenn nicht dieſer Zufall in dem ganzen Briefwechſel zur Methode würde.

Gewiß kann man ſagen, daß wir nicht wiſſen, was Chriſtiane getan hat, um eine ſolche Abneigung zu erregen, die es ſogar vermeidet, in den Briefen an den geehrten Freund den Namen ſeiner Geliebten zu erwähnen, mit der er nun ſeit bald acht Jahren zuſammen lebt. Aber wir wiſſen eben gar nichts darüber, haben keine Zeugniſſe für irgendwelche Übeltaten ihrerſeits überliefert erhalten, und finden, daß unter allen Umſtänden ein gewiſſer Mangel an innerer Höflichkeit, an menſchlicher Teilnahme ſich darin ausſpricht, wenn man in ſolchem Moment kein gutes Wort zu finden vermag. Ein derartiges Verhältnis iſt ein Prüfſtein, und Schiller hat nicht Probe gehalten. Derſelbe Schiller, der im Juli 1796 alle Details über die Niederkunft ſeiner Frau, über ſeine Sorgen vorher, ſeine Freude nach der glücklich erfolgten Geburt eines Söhnchens an Goethe berichtet in der ſelbſtverſtändlichen Sicherheit, bei dieſem warme Teilnahme zu finden. Und Goethe hat ſchon vor der Geburt Schillers Söhnchen Karl zu ſich nach Weimar eingeladen, um die Freunde zu entlaſten, es lag nicht an ihm, daß für den kleinen Schiller ſchon anderweitig geſorgt war, und am 13. Juli zur Taufe des zweiten Sohnes ſchreibt er: „Viel Glück zum guten Fortgang alles deſſen, was ſich aufs neue Lebendige bezieht. Grüßen Sie die liebe Frau und Frau Gevatterin (Charlotte von Kalb). Zur Taufe hätte ich mich ohngebeten eingeſtellt, wenn mich dieſe Zeremonien nicht gar zu ſehr verſtimmten. Ich komme dafür Sonnabend und wir wollen ein paar frohe Tage genießen. Leben Sie wohl. Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche, mein Eheſtand iſt eben acht Jahre alt und die franzöſiſche Revolution ſieben Jahre alt.“ Schiller antwortet darauf nicht, Goethes „Ehe“ ignoriert er, dafür berichtet er aber, daß ſeine Frau nicht ſtillen kann. So geht es weiter, nur zweimal im ganzen Briefwechſel wird Chriſtiane von Schiller erwähnt, einmal als er während Goethes Abweſenheit im Oktober 1797 etwas aus deſſen Wohnung braucht, ſchreibt er dieſem: „Ich habe auch an Melle

Goethe (?): Studie zu Chriſtianens Bildnis

Vulpius geſchrieben." Das iſt in demſelben Jahr, in dem Goethe Chriſtianen und Auguſt ſeiner Mutter vorgeſtellt, alſo ohne ihn „verſtimmende Zeremonie" anerkannt hatte, was dem Freund gewiß ebenſowenig verborgen war, wie zweifellos ganz Weimar und Jena nicht genug darüber zu klatſchen wußten; und einmal im Mai 1800, als Chriſtiane zu Goethe nach Leipzig reiſt, ſchreibt er auch: „Ich erfahre in dieſem Augenblick, daß jemand aus Ihrem Hauſe nach Leipzig abgeht und benutze dieſe Gelegenheit, Ihnen nur ein paar Worte zum Gruße zu ſchreiben." Da nennt er Chriſtiane nicht einmal, obgleich er ihrer Liebenswürdigkeit einen Brief anvertraut.

Als aber 1799 Charlotte von Schiller nach der Geburt des Töchterchens Caroline ſchwer erkrankt, da klammert ſich Schiller an den Freund, da kann er kaum ohne ihn ſein und bedarf der Selbſtbefreiung ausführlicher Berichte über jede kleine Schwankung im Befinden der Gattin. Man leſe nur die Korreſpondenz vom 15. Oktober bis zum 7. Dezember. In dieſer ſchweren Zeit haben Goethe und Chriſtiane den älteſten Sohn Schillers, Karl, zu ſich genommen, aber auch hier findet ſich kein Wort, das einen Dank, einen Gruß an Chriſtiane wegen der guten Pflege des Kleinen enthielte. Erſt 1802, als Chriſtiane zum letztenmal und wieder unglücklich und enttäuſchend ins Wochenbett kam, da hatte ſie offenbar auch dieſen hartnäckigen Gegner überwunden. Wenigſtens ſchreibt er am 16. Dezember an Goethe: „Ich erfahre ſoeben zufällig, daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereignis im Hauſe Glück zu wünſchen hat. Ich wünſche es von Ihnen beſtätigt zu hören. Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundſchaftlich und verſichern Sie meines beſten Anteils." Goethe antwortet unter gleichem Datum: „Herzlich danke ich für den freundſchaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen iſt angekommen. Bis jetzt geht alles gut. Die Kleine wird ſich Ihres Andenkens recht erfreuen!" Am 19. Dezember ſchreibt er wieder: „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht geſtern in der Oper anmerk-

ten. Der neue Gaſt wird wohl ſchwerlich lange verweilen und die Mutter, ſo gefaßt ſie ſonſt iſt, leidet an Körper und Gemüt. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens und fühlt den Wert Ihres Anteils.“ Dieſe Worte ſind bedeutungsvoll, wir mögen es gerne glauben, daß Chriſtiane gelernt hatte, den Wert eines freundſchaftlichen Anteils zu ſchätzen, nachdem ſie ſolange unter ſtiller und lauter Gegnerſchaft gelitten hatte. Sie war nicht nachträgeriſch, aber wenn man es ihr und ihrem Einfluß zuſchrieb, daß Goethe, während ſeine ſchwere Krankheit vom Winter 1800/1801 ſich vorbereitete, nicht produktiv und arbeitsfähig war, wie Schiller es in ſeinem Brief vom 28. Oktober 1800 an Körner tat: „Goethe iſt von ſeiner Exkurſion nach Jena, wo er etwas zu arbeiten hoffte, längſt zurück, hat aber nur etwas weniges am Fauſt gearbeitet, welches aber vortrefflich iſt. Im ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüt iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen“, dann mußte Chriſtiane wohl darunter leiden. Fanden ſich doch immer gute Freunde, die ihr ſolche liebloſe Urteile zutrugen. In vielen Briefen hat Goethe ſie deswegen tröſten müſſen. So ſchreibt er ihr am 5. Auguß 1798: „Mache Deine Sachen in Ordnung und gehe ſodann nach Roßla (das Gut, das Goethe gekauft hatte, das bald wieder verpachtet wurde) und erfreue Dich an den ländlichen Beſchäftigungen. Es iſt recht gut, wenn Du alles näher kennen lernſt. Betrübe Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! Die Menſchen ſind nicht anders gegeneinander, im Großen, wie im Kleinen. Denke, daß ich Dich liebe und daß ich keine andere Sorge habe, als Dir eine unabhängige Exiſtenz zu verſchaffen, es wird mir ja das auch, wie ſo manches andre gelingen. Tue nur jeden Tag das Nötige, weiter bleibt uns in guten und böſen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, ſolange wir beiſammen ſind. Ich will mit allem

Fleiße ſorgen, daß ich das Nötigſte wegarbeite, dann ſehen wir uns wieder. Lebe recht wohl, grüße den lieben Guſtel und behalte mich lieb."

Darauf antwortete dann Chriſtiane: „Ich habe Deine Liebe und bin überzeugt, daß Du mich ſehr liebſt, dieſe ſoll mich immer, wenn die Menſchen mich betrüben, wieder zufrieden und froh machen."

Zufrieden und froh — das war ſie meiſt. Sie verſtand es, ſich Freuden zu verſchaffen, wenn Leben und Menſchen ihr dieſe verſagen oder verſtören wollten. Sie genoß alles, jedes „Rutſcherchen", jeden freundlichen Blick; nach einer Tour nach Erfurt ſchreibt ſie an Goethe: „Da ich numer ganz glad bin kans du dir denken waß die leute wieder vor ängelgen mit mir machen wollen und wir haben uns alle ſer gebuz." Goethe antwortet am 20. Juni 1798: „Ich hoffe, daß Du Dein glattes Geſichtchen ſo wie die Äugelchen für den Schatz aufheben wirſt."

Alſo meldet ſie auch von den „Äugelchen", die ſie macht, ſie läßt Goethe neckend daran teilnehmen, und er, der das große Verſtehen für eines jeden Menſchen Art und Eigenart beſaß, und der niemals verſuchte, eine Natur umzumodeln, ſondern ſie gelten ließ und zu genießen ſuchte, ſo weit es irgend möglich war, ihm machte es Vergnügen, die Art der Geliebten zu ſehen und zu beobachten, und ſie war ihm zugleich Gattin und liebes, erheiterndes Kind. Ihre Briefe ſind faſt immer heiter, ſie maßte ſich kein ihrem Weſen fernliegendes Geiſtreichtum an, ſie war das Naturkind, von dem Goethe nach 20 Jahren, im Jahr 1808, äußern konnte: „Sollte man wohl glauben, daß dieſe Perſon ſchon 20 Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß ſie nichts von ihrem Weſen aufgibt, ſondern bleibt wie ſie war."

Auch wenn ſie ſehr ernſt iſt, wenn Tragiſches an ſie herantrat, dann iſt immer Goethe Mittelpunkt ihres Denkens und ihrer Liebe. An ihn klammert ſie ſich, als ſie einen großen Schreck auszuſtehen hat, weil es zwei Häuſer weiter brannte, ihn bittet

ſie um ein Troſtwort, obwohl die Stube gleich voller Menſchen war, die ihr zu helfen und beizuſtehen kamen. Sie hatte viele Freunde, die Schauſpieler vom Theater, die Goethe ja, wie er ſpäter noch oft äußerte und wie er es als Bedingung eines guten Zuſammenſpiels erklärte, in gute Geſellſchaft und vor allem in ſein eigenes Haus zu ziehen beſtrebt war, kamen als gerne geſehene Gäſte, zeitweilig waren einige von ihnen auch Hausgenoſſen in dem immer gaſtfreien Goetheſchen Heim, und ſie ſchätzten Chriſtiane und betrachteten ſie als Vermittlerin in einer Reihe ſchwieriger Fälle. Goethe ſandte ſie gewiſſermaßen in Vertretung nach Lauchſtädt, wo das Theater während der Sommerwochen ſpielte, und am 12. Juli 1803 ſchreibt er ihr: „Daß Dir alles glücklich von ſtatten geht, freut mich ſehr, Du verdienſt es aber auch, da Du Dich ſo klug und zierlich zu betragen weißt.“ Darum waren auch die Schauſpieler bereit, ihr beizuſtehen, als der Brand ſie in Schrecken ſetzte, aber ſie wandte ſich an Goethe, ſie ſuchte das Wort bei ihm, das ihr mehr wert war, als die tatſächliche Hilfe jener.

Und als ihr Kindchen, das kürzlich geborene, den ganzen Tag ſchläft, zum Eſſen und Trinken geweckt werden muß und ſeine Schwäche ſie ängſtet, obgleich der Doktor und die Liebern (die Hebamme) ihr gut zureden, — da bittet ſie wieder um ein Wort des Troſtes. Da iſt es wieder Goethe, den ſie ſucht, der ihr einzig etwas bedeutet. Iſt es da ein Wunder, daß Goethe den Einflüſterungen ſeiner Freunde über Chriſtianens Untreue nicht glauben mochte, daß er ſchon in vielen der venezianiſchen Epigramme wieder und wieder erklärt, wenn dieſes Mädchen ihn betrügt, dann will er gern betrogen ſein. Und iſt es ein Wunder, wenn er die von Laube überlieferte Äußerung tatſächlich getan hat, daß er ſeinen Freunden, die ihn mit der Vulpia neckten und bezweifelten, daß ſein Sieg der erſte geweſen, der über die Dame erkämpft worden ſei, geantwortet habe: „Daß ſie auch andern würde gefallen haben, bezweifle ich nicht!“ Auf dieſe Weiſe vermied er einerſeits die lächerliche Rolle eines Ehe-

manns oder nicht einmal Ehemanns, nach Anſchauung des Weimarer Philiſtertums, der für die Treue ſeiner Gattin eintritt, und wies andererſeits die Spötter zurück. Und was blieb ihm in ſeiner zweideutigen Stellung auch anderes übrig. Er fühlte ſich ganz als Chriſtianens Gatte. 1796 wird berichtet, daß die Stein von Lottchen Schiller vernommen habe, Goethe habe einmal dem eben abgereiſten Grafen Geßler zum Heiraten zugeredet, und auf die Frage von Körners Schwägerin, warum er ſelbſt nicht heirate, geantwortet: „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie!“ Aber das half nicht viel nach außen hin. Es iſt übrigens für Weimar und Weimarer Art charakteriſtiſch: was Goethe zum Grafen Geßler und zur Schwägerin Körners ſprach, das berichtet Schillers Gattin ſchleunigſt weiter an Frau von Stein, und dieſe erzählt es wieder weiter und ſo entſtehen die Weimarer Romane aus Weimars klaſſiſcher und nachklaſſiſcher Zeit. Das echte typiſche Kleinſtadtleben, noch verſchärft durch den kleinen Hof, der Mittelpunkt und Probierſtein für alles Geklätſch und Geträtſch und für ſeine Wirkung war. Zu jener Zeit hätte Goethe, ſelbſt wenn er die „Zeremonie nicht verabſcheut“ hätte, gar nicht heiraten können, wollte er ſich ſelbſt nicht vom Hofe verbannen. Und er hatte es nicht nötig. Chriſtiane verlangte es nicht von ihm, ſie ſuchte die Geſellſchaft nicht, und wußte ſich ihrer zu erwehren, wenn ſie ihr zu nahe kam. Charakteriſtiſch hierfür iſt ein Brief Chriſtianens von Ende November 1798:

„Izo gehen bey uns die winder Freuden am und ich will ſie mir durch nichts laſſen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb ſorge für mein Pübgen und halte mein Haußweßen in ornug und mache mich luſtig. Aber ſie könn ein gar nicht im Ruhe laſſen vor geſtern in Commedi komd Meißel und fracht mich onne Umſtände ob es wahr wahr daß du heuerahts du ſchafftes dir ja ſchon Auſſe und Pehrde am ich wurde dem auchenblick ſo böße daß ich ihm ein recht Maliſieſes Amword

gab und ich bin über zeug der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke ſo habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein ſchlimmer traum dem muß ich dir wen du kommſt erzeälen ich habe dabei ſo geweind und laut geſchrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganze Kopfküſſen naß ich bin ſehr froh daß es nur ein Traum wahrt. und dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden. Es giebt Recht Gudes Eis und ich will wieder Schridſchu fahren und morgen wollen wir mit auf den Schliden nach Redſchau faren ich Ernesdien die Madſick (die Schauſpielerin Matizeck, bei der auch Richter — Jean Paul gemietet hatte) und die Pufellin. Und hernacht faren die Freunde nach Jena und wir nach Weimar: auf die Redude freuen wir uns ſer wen du hier währs währe es freilich noch lieber aber da ich höre daß es dir mit deinen Arbeiden gud gehet daß iſt beſſer als Reduden Freude weil ich weis wen es dir mit deiner Arbeit gud geht du auch Recht fergnücht wieder kömſt und den wollen wir ſehr vergnügt zuſam ſeyn ..."

Dann ſchickt ihr Goethe am 25. einen Gruß nach Kötſchau und ſchreibt ihr:

„Da du mir ſchreibſt daß du heute nach Kötſchau fährſt, ſo will ich dir, da eben ein Bote geht, dahin einen Grus ſenden. Es freut mich daß ihr ſchön Wetter habt und wünſche daß dir dieſes Vergnügen, ſo wie alle andren Freuden dieſer Woche wohl anſchlagen und alle Grillen und Träume verjagen mögen. Mit meinen Arbeiten geht es ſehr gut und wenn es noch eine Zeitlang dauert, ſo werden wir uns Oſtern einer guten Einnahme zu erfreuen haben. Lebe recht wohl und grüße deine Geſellſchaft."

Und dann iſt alles wieder gut. Chriſtiane weiß, daß er ſie liebt, ja daß er ſich noch immer als Liebhaber fühlt, der ein gewiſſes Heimlichtun als Reiz empfindet. So hat er ſie noch im Juni 1798 in aller Heimlichkeit beſucht. Er war in Roßla auf dem Gute und ſchreibt ihr am 21.: „Da ich keine Reitpferde

bekommen konnte, ſo mußte ich von Jena herüberfahren, der Weg iſt aber ſo abſcheulich, daß ich ihn nicht zurückmeſſen mag, deswegen will ich Sonnabends von hier auf Weimar fahren und dich heimlich beſuchen, Du mußt aber gegen niemand nichts merken laſſen, ich werde eher ſpät als frühe kommen. Die jenaiſchen Pferde holen mich ab, der jenaiſche Wagen iſt hier ſtehen geblieben, Du haſt alſo für weiter nichts zu ſorgen, Sonntag früh fahre ich wieder nach Jena und Du fährſt nach Roßla, wir können indes doch alles Vorgefallne beſprechen, welches zu mancherlei nütze iſt.“ Und am 22. ſchreibt er noch: „Doch bleibt es dabei, daß ich morgen abend komme, laß nur den Garten auf, ich laſſe Geiſten durch die Stadt fahren.“ Und am 12. Juli 1803, am Jahrestag ihrer 15jährigen Ehe, bittet Goethe ſie: „Schicke mir mit nächſter Gelegenheit Deine letzten neuen, ſchon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir ſchreibſt, daß ich nur wieder etwas von Dir habe, und an mein Herz drücken kann.“ So leidenſchaftlich, ſo heiß waren die Empfindungen noch nach ſo langer Zeit des Zuſammenlebens — ſo glückliche Ehen ſind ſelten.

Warum alſo die freie Ehe, die ein ſo ſtarkes inneres Band war, in eine andere verwandeln? Was wäre dadurch erreicht geweſen? Der Weimarer Hof hätte Chriſtiane kaum anerkannt, die Herzogin Luiſe dachte zu ſtreng in den Fragen des Anſtands und der Sitte, um dieſe höhere Sitte begreifen zu können. Die Weimarer Damen konnten nicht verzeihen, daß Goethe das einfache Bürgermädchen einem gebildeten und vornehmen Stern aus ihrer Mitte vorzog, — und der Herzog verlangte keine Legitimierung ſeines Patenkindes. Der betrachtete die Dinge vom natürlich-menſchlichen Standpunkt und hatte nichts für und nichts wider die Verbindung, die ſein Freund und Miniſter eingegangen war. Der Herzog war ſelbſt ein zu freier, zu ſelbſtändiger Menſch, um anderen in ihr Privatleben dreinreden zu wollen. Charakteriſtiſch hierfür ſind ſeine Briefe an Knebel, der ja auch nicht immer den vorgeſchriebenen Weg

des Hofmannes wandelte, und der bei gewiß völlig anderen Vorausſetzungen dieſelben Widerſtände der Weimarer Geſellſchaft zu beſiegen hatte, die auch Goethe entgegenſtanden. Als er Anfang 1798 ſich mit Frl. Rudorff, der Hofſängerin der Herzogin Anna Amalia, verheiraten wollte und die ganze Angelegenheit mit der ihm eigenen ein wenig ſonderbaren Rückſichtsloſigkeit anpackte, da ſkandaliſierte ſich ganz Weimar nicht weniger, als es bei Goethes Verhältnis der Fall war, obgleich es ſich um eine legitime Ehe handeln ſollte. Knebels Brief an den Freund iſt charakteriſtiſch genug, um aufgenommen zu werden:

„Indeß befeſtigt ſich mein Schickſal; denn da meine Schweſter gegen alle meine Vorſtellungen, Gründe, Zurechtlegungen, taub und unerbittlich geworden iſt, und mit unnatürlicher Härte alles von ſich ſtößt, ſo bin ich hinfort meiner Sorge um ſie quitt, und genötigt mein Leben auf meine eigene Art zu ſuchen. Es iſt unglaublich, was der Partheygeiſt, der doch hier offenbar im Spiele iſt, zu wirken vermag, denn eine Schweſter, die ich von ihrer Wiege an getragen, gehoben und geleitet, die ich nie durch meine Schuld in eine Verlegenheit geſetzt, mit der ich nicht nur was ich hatte und vermochte theilte, ſondern ihr alles freywillig und gefällig zuerſt darbrachte, dieſe kann nun nach dem Verlauf von vierzigjähriger unabläſſiger Sorgfalt für ſie, an dem Orte ſelbſt, wohin ihr meine zärtliche Sorgfalt folgte, um ſolcher Urſache willen mich zugrunde zu richten und mein übriges Leben zu vergiften drohen. Es ſey; denn es wird hoffentlich nicht gelingen: aber ſchrecklich iſt das Betragen der Weiber und Närrinnen in Weimar, die bei der Nachgiebigkeit und der ſchwachen Repräſentation unſeres Geſchlechts, zumalen bey Hofe, in W. in den närriſchen Dünkel verfallen, wodurch ſie die Tage eines rechtſchaffenen Mannes betrüben können. Dieſe lächerlichen gebieteriſchen Hageſtolzinnen ſcheinen es zum Geſetz machen zu wollen, daß man ohne ſie nicht leben dürfe, ob ſie gleich nichts zum eigentlichen Glück des Lebens

beytragen, und wie die alten Tanten im Tom Jones verdammen ſie jedes junge gefällige Mädchen mit einer abſcheulichen Richterſprache und möchten in ihrer Wuth den Keim alles Lebens vernichten. Der ſchwache und zweydeutige Charakter der meiſten Herren in Weimar unterſtützt noch ihre Bosheit. Sogar Herder und ſeine Frau haben ſich bey dieſer Sache ſchwach, heuchleriſch und zweydeutig bezeigt."

Alſo ſo erbittert wurde Knebel, daß er ſelbſt das Verhalten ſeiner ſonſt ſo geliebten Schweſter Henriette, die durch Goethes Vermittlung Hofdame der Herzogin Anna Amalia geworden war, mit ſcharfen Worten rügte. Goethe antwortet ihm hierauf am 12. Januar 1798:

„Ich wünſche dir Glück zu deinem Entſchluß, denn in ſolchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig als ſich zu einer oder der andern Aufopferung zu entſchließen, und zu einer ſolchen Wahl kann ſich der, den es trifft, doch immer nur zuletzt ſelbſt beſtimmen. Nimm es daher mit denen nicht zu genau die als bloße Zuſchauer dir theils zu heftig widerſtrebten theils zweifelhaft waren was und wie ſie mitwirken ſollten; bey noch ſo verſchiedener Ueberzeugung hat doch jeder nur dein Beſtes, freylich auf ſeine Art und Weiſe gewünſcht, und nichts kann deinen Entſchluß beſſer rechtfertigen als dein künftiges Glück."

Wie ruhig, wie abgeklärt und reſigniert iſt Goethes Antwort; ſelbſt in dieſem Fall, wo er doch gewiß in eigner Sache hätte mitreden und mitſchelten können, vermag er auch die Berechtigung der anderen Seite anzuerkennen und läßt ſich zu keiner ſcharfen Äußerung hinreißen. Am 31. Januar ſchreibt er über die Angelegenheit an Schiller: „Dieſer Freund (Knebel) iſt nun wieder in Ilmenau angelangt, ſeine Schöne wird in wenig Tagen abreiſen, um ihm das Joch der Ehe auf den alten ſteifen Nacken zu legen. Da ich ihm herzlich gut bin, ſo wünſche ich ihm zu dieſem Unternehmen das möglichſte Glück." Und Schiller wird durch ſeine Antwort wieder völlig charakteriſiert: „Nach allem, was von der unparteiiſchen Welt geurteilt wird,

dauert mich unſer Freund Knebel ſehr, und ich fürchte, das Joch wird ſeinem Nacken nicht ſanft aufliegen." Wieder richtet ſich alſo Schiller nach dem Urteil der „unparteiiſchen Welt" und ſcheint es ſich nicht klar machen zu können oder klar machen zu wollen, daß dieſe in zweifelhaften Fällen lieber verdammt als prüft.

Knebel ſelbſt war ſich klar über das, was er tat, er ſchreibt Goethe am 17. Februar 1798:

„Den 9. dieſes habe ich mich bei Bergrat Voigt mit Louiſen trauen laſſen, die tags zuvor ſpät in der Nacht hier ankam, da ſie den Wagen im Walde zerbrochen hatten. Ich nahm dieſes als letztes Zeichen des böſen Geiſtes, der uns bisher ſo tückiſch verfolgt hatte. Seitdem bin ich glücklich, froh und heiter, und ſie iſt es auch. Mehr will ich nicht ſagen; aber ich hoffe, es ſoll ſich fernerhin beſtätigen. Ich habe immer ein zartes gutes Gefühl und einen geſunden Sinn bei einem Weibe für das angeſehen, was zum Glück eines Mannes durch ſie hinlänglich ſei. Für die andern hohen Naturen habe ich keinen rechten Sinn mehr, und ich bin neuerer Zeit immer mehr abgekommen, das eigentlich Moraliſche, das aus einer höheren Anſicht der Dinge und einer Vergleichung und Ähnlichſtellung unſerer Natur mit derſelben ſich herleitet, auf die weibliche Natur zu paſſen . . . Was nicht durch einen natürlichen guten Inſtinkt bei ihnen gewirkt wird, hat für mich keinen Wert mehr — es ſei denn Fleiß und Lebensgeſchäfte . . ."

Und darauf antwortet Goethe wieder am 26. Februar aus der Erkenntnis heraus, die ihm ſein eigenes Leben gebracht hat:

„Zu der Beſtätigung deines häuslichen Glücks durch die geſetzlichen Formen empfange hier abermals meine beſten Wünſche. Es iſt freylich ſo um vieles ſicherer als wenn man erſt ſeine Zufriedenheit von den Formen erwarten ſoll."

Er ſelbſt war auch um ſoviel ſicherer geworden, weil er die Zufriedenheit ohne Geſetzesformen gefunden hatte. Am 16. Juli desſelben Jahres kam er nochmals auf das Thema zurück, er

ſchrieb an Knebel: „Was Dein Häusliches betrifft, ſo wünſche ich Dir das Beſte. Was wir nicht meiſtern können, in der Stille abzuwarten und ſich ums Publikum ſo wenig als möglich zu bekümmern, iſt, was ich am probateſten gefunden habe.“

Die ſelbſtbeſtandenen Prüfungen mögen es denn auch geweſen ſein, die Knebel die Freiheit des Geiſtes gaben, Goethes Verhältnis zu Chriſtiane mit gerechten Augen anzuſehen. Darum konnte Knebel auch nach Chriſtianens Tod an ihren Gatten ſchreiben:

„Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Beſter, in dieſen letzten Tagen haſt ausdulden müſſen, will ich nicht durch meine Tröſtungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gattin wirklich geſchätzt haben und daß uns ihr Verhältnis zu Dir jederzeit ſehr achtungswürdig ſchien. Was ſoll man ſagen, wenn das Schickſal, daß uns allen bevorſteht, losreißt und teilt? Der Schmerz iſt groß, aber wir ſind nach den Geſetzen der Natur unſere Erhaltung ſchuldig. Bedenke dies jetzt und ſuche Dich von dem Uebel ſoviel möglich zu trennen . . . Lebe wohl, mein Lieber, und laſſe Dich Dein Gemüt erheitern! Meine Frau, die die Deinige in Wahrheit geliebt und geſchätzt hat, iſt ſehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel teilnehmendes ſagen.“

Und ſeine Frau iſt faſt die einzige Dame der Weimarer Geſellſchaft geworden, die Chriſtianen herzlich nahe ſtand und deren liebevolles Urteil über dieſe uns überliefert iſt. Wenigſtens berichtet Frau Both vom 20. Auguſt 1820, alſo vier Jahre nach Chriſtianens Tod, von einem Nachmittag, den ſie und ihr Mann im Hauſe Knebels mit Goethe zuſammen verleben durften. Und ſie erzählt, was Frau von Knebel vor Goethes Erſcheinen über dieſen geäußert, um Frau von Boths Schüchternheit Goethe gegenüber ein wenig zu zerſtreuen: „Er iſt außerordentlich liebenswürdig, wenn er in guter Laune iſt,“ ſagte Frau von Knebel, „doch iſt er auch zuweilen verſtimmt und dann ſehr einſilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm

iſt; doch iſt das nicht grade oft der Fall.“ Sie kam dann auf Goethes verſtorbene Frau (erzählt Frau Both), die ſie ſehr lobte. „Ich (Frau Both) ſagte ihr, daß ich früher kein ſo günſtiges Urteil über ſie gehört hätte.“ „Die Frau iſt ſehr beneidet worden,“ antwortete ſie (Frau von Knebel), „und deshalb viel angefeindet und verläumdet.“ „Sie ſagte mir nun, daß dieſe Frau einen vortrefflichen Charakter, das beſte Herz gehabt habe, daß ſie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach ſeiner Eigentümlichkeit nie eine paſſendere Frau für ſich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht geweſen ſei, wie ſie ihm gegenüber nie an ſich ſelbſt gedacht habe, ſondern immer nur bemüht geweſen ſei, es ihm angenehm und behaglich zu machen.“ „Dabei hatte ſie,“ ſagte Frau von Knebel, „eine ſehr heitere Laune, verſtand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn ſo genau, daß ſie immer wußte, welchen Ton ſie anſchlagen mußte, um wohltuend auf ihn zu wirken. Sie war keine ſehr ausgebildete Frau,“ fügte ſie hinzu, „aber ſie hatte ſehr vielen natürlichen hellen Verſtand. Goethe hat uns oft geſagt, daß, wenn er mit einer Sache in ſeinem Geiſte beſchäftigt wäre und die Ideen zu ſtark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und ſich ſelbſt nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erſtaunen müſſe, wie ſie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wiſſe und er ihr in dieſer Beziehung ſchon manches verdanke.“ Frau von Knebel ſagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte, und wie er auch jetzt noch immer ihren Verluſt nicht verſchmerzen könne.“ — Lyon ſchreibt, anknüpfend an dieſen Bericht in den Erläuterungen zu Goethes Geſprächen: „Man ſollte doch nun endlich aufhören Chriſtianens Bild mit den Augen der Frau von Stein anzublicken und ſie vielmehr als das betrachten, was ſie war, eine treue, natürlich-wahre, ſorgſam waltende und Goethe durch ihre Art beglückende Lebensgefährtin unſeres großen Dichters.“

Mit den Augen der Frau von Stein! — Da haben wir die Quelle alles Klatſches, aller Gehäſſigkeit, die Chriſtiane noch nach 100 Jahren zu verfolgen ſcheinen, aller Geringſchätzung und Selbſtüberhebung, mit der auf dieſe Frau herabgeſchaut wurde. Frau von Stein war kurzſichtig genug, nicht einzuſehen, daß ſie ſich ſelbſt herabſetzte, indem ſie ihre Nachfolgerin herabzudrücken verſuchte, daß es auch für ſie nicht gerade ſchmeichelhaft war, von einem Manne erwählt geweſen zu ſein, der nach ihr, eine Dirne, eine ungebildete dumme Köchin, eine Säuferin liebte und als Gattin in ſein Haus nahm. Sie hat nicht ſo weit blicken können, und hat Chriſtianen alle dieſe Eigenſchaften zugeſchrieben, ohne ſich ihrer Rückwirkung auf ſie ſelbſt bewußt zu werden. Selbſt an ihren Sohn Fritz, der doch gewiß Goethe naheſtand, und dem ſie aus pädagogiſchen Gründen den inneren Halt nicht hätte rauben dürfen, den das Idealbild Goethes ihm geben konnte, hat ſie harte und ſcharfe Äußerungen über Goethe und ſeine „Demoiſelle“ geſchrieben. Aber gegen dieſe Äußerungen werden wir berechtigter Weiſe mißtrauiſcher, wenn wir leſen, wieviel häßlicher Klatſch auch ſonſt noch in ihren Briefen ſteht, wie ſie ſich nicht zu fein fühlt, um ſehr gemeine Äußerungen über das Verhältnis des Herzogs zu der Schauſpielerin Jagemann — Frau von Heygendorff — zu kolportieren. Man leſe darüber nur die Briefe an Fritz von Stein, die im Inſel-Verlag erſchienen ſind. Charlotte ſchreibt an ihren Sohn, daß ſogar der kleine Auguſt von Goethe ſchon gelernt habe, ſich täglich zu betrinken, um das häusliche Elend zu vergeſſen, das berichtet ſie 1801, als Goethe ſchwer krank geweſen war, der unter gleichem Datum an ſeine Mutter ſchreibt, wie Chriſtiane und Auguſt ihm die Rückkehr ins Leben erfreulich machten. (S. 28.) 1803 berichtet Frau von Steins älteſter Sohn Karl ſeinem Bruder Fritz: „Goethen ſieht man nicht viel. Stein (der Oberforſtmeiſter von Stein-Nordheim) geht wunderbar mit ihm um. Auf einer Redoute ſagt er zu ihm: ‚Schick Dein Menſch nach Hauſe, ich habe ſie

beſoffen gemacht!' Alſo Goethe geht hin und deutet der armen Vulpius nach Hauſe zu gehen, die ganz nüchtern geweſen iſt..." Das war Weimarer Hofton. Kann man ſich da wundern, daß Goethe Chriſtiane nicht heiratete, da er ſie vor Angriffen doch nicht hätte ſicher ſtellen können, und daß er immer wieder zu dem Schluß kam, das Gerede der Menſchen zu ignorieren, ſo wie er auch Chriſtianen anriet, ſich in keiner Weiſe davon berühren zu laſſen. Am 2. Juli 1808, als Chriſtiane ſchon ſeit zwei Jahren ſeine rechtmäßige Gattin war, ſchreibt er ihr aus Karlsbad:

„Daß ſie in Weimar gegen Frau von Stael übels von dir geſprochen haben mußt du dich nicht anfechten laſſen. Das iſt in der Welt nun einmal nicht anders; keiner gönnt dem andern ſeine Vorzüge, von welcher Art ſie auch ſeien, und da er ſie ihm nicht nehmen kann; ſo verkleinert er oder läugnet ſie, oder ſagt gar das Gegenteil. Genieße alſo was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben haſt und ſuche dir's zu erhalten. Wir wollen in unſrer Liebe verharren und uns immer knapper und beſſer einrichten, damit wir nach unſrer Sinnesweiſe leben können ohne uns um andre zu bekümmern."

Aber es war nicht leicht, dieſem Rat zu folgen, wenn man eine ſo hartnäckige Gegnerin in nächſter Nähe wohnen hatte. Im Januar 1806, als Chriſtiane eben ihre Schweſter verloren hatte, ſchreibt Frau von Stein an Fritz: „Sein (Goethes) Bube kommt mir auch nicht vor, als könnte er lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm ſtirbt. Seine Demoiſelle, ſagt man, betrinkt ſich alle Tage, wird aber dick und fett, der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben ſollen! Doch hat er auch zwei Naturen..."

Was war es denn nun mit Chriſtianens Trunkſucht? Kein Dokument, keine Bemerkung darüber in einem der Briefe von den Nächſtbeteiligten iſt erhalten. Wohl beſchäftigen ſich viele Briefſtellen mit dem Wein. Chriſtiane berichtet oft nach Jena, daß ſie Goethe Wein nachſenden wolle, er verlangt häufige

Sendungen, auch ihr, wenn ſie verreiſt iſt, ſchickt er Wein nach, ſo am 12. Juli 1803 nach Lauchſtädt; aber während er 1797 von Frankfurt aus ſeine Reiſe nach Schwaben und der Schweiz fortſetzt, entbehrt ſie den Wein, an den ſie ſich im Goetheſchen Hauſe offenbar gewöhnt hat, und das Mägligen tut ihr gewaltig wehe, denn die vorhandenen Budelgen muß ſie auf eine Geſellſchaft aufſparen, zu der alle ihre Freunde kommen. Das wäre ein poſitiver Beweis gegen die Trunkſucht. Nie hat ein Trunkſüchtiger Selbſtbeherrſchung genug beſeſſen, um Wein zu irgendeinem Zwecke aufzuſparen. — Der Wein ſpielte im Goetheſchen Hauſe eine große Rolle. 1804 will Goethe Chriſtiane an ihrem Geburtstag, den ſie am 6. Auguſt feiern, in Weimar bei ihrer Rückkehr aus Lauchſtädt erwarten, und eine Flaſche Champagner bereithalten, um ſie gut und freundlich zu empfangen, denn ihn verlangt ſehr, ſie wieder zu haben. Wein war für Goethe zeitweilig Arzenei. Von ſeinem Freund Heinrich Meyer ſagt er einmal, dieſer hätte einer Krankheit und Kur entgehen können, wenn er nicht ſo eigenſinnig geweſen und zu rechter Zeit ein Fäßchen Madera getrunken hätte, anſtatt irgendein Mineralwaſſer zu genießen, und am 12. September 1809 ſchreibt Goethe an Chriſtiane, daß er vorzüglich von Wein und Schokolade lebe. Am 17. April 1810 ſchreibt er wieder aus Jena: „Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß ich 4, 5 Tage bloß von Cervelatwurſt, Brot und rotem Wein gelebt habe“, und 1812, am 13. Mai, berichtet er aus Karlsbad: „Durch die Gefälligkeit des Poſtmeiſters, den ich mit der neuen Zuckerfabrikation bekannt machte, haben wir noch kurz vor Torſchluß 80 Bouteillen Ofner (leider klein Gemäß) um billigen Preis bezogen und ſind alſo wegen dieſes Hauptpunktes ſicher.“ Und am 24. Mai ſchreibt er wieder: „Nach dem Gelde iſt wohl der Wein am meiſten wert, daß man ſein gedenke. Wir haben unſeren Bedarf bis Ende Juni im Keller; alles aber wohl überlegt, mußt Du Dir notwendig ſelbſt welchen mitbringen.“ Demnach reichten nach Goethes

Berechnung 80 Bouteillen von Mitte Mai bis Ende Juni — und dennoch hat man im allgemeinen Goethe noch nicht unter die Säufer gerechnet und muß auch ſagen, daß ſeine geiſtigen Fähigkeiten für einen Trinker ſehr gut und lange Widerſtand zu leiſten vermochten. Am 13. November desſelben Jahres ſchreibt er wieder aus Jena an Chriſtiane: „Nur will der Wein immer nicht auslangen, denn wir ſelbſt und einige unſerer Freunde konſumieren immer etwas mehr als ausgeſetzt iſt. Sende deswegen immer noch etwas Languedoc und Würzburger, der Elſaſſer wird wohl reichen.“ Klingt das nicht faſt, als ob ſich Goethe bei Chriſtiane halb ſcherzhaft entſchuldigen wolle?

1809 berichtet Wilhelm Grimm: „Tags darauf wurde ich zum Mittageſſen bei ihm eingeladen. Seine Frau, die ſehr gemein ausſieht, ein recht hübſches Mädchen, deſſen Namen ich wieder vergeſſen, die er aber, däucht mir, als ſeine Nichte vorſtellte, und Riemer waren da . . . Er invitierte mich immer zum Trinken, in dem er an die Bouteille zeigte und leis brummte, was er überhaupt viel tut. Es war ſehr guter Rotwein und er trank fleißig, beſſer noch die Frau.“ Das iſt die erſte und einzige Stelle, die ich finden konnte, die Chriſtianens Trinken in den Vordergrund ſtellt, während ich noch eine ganze Reihe Briefſtellen von Art der oben zitierten anführen könnte. Ob Wilhelm Grimm nicht ſtark beeinflußt gegen Chriſtiane hinkam, ob nicht auch er ſchon viel Böſes über ſie gehört hatte, wie die oben zitierte Briefſtelle in bezug auf Frau von Stael angibt, das wage ich nicht zu entſcheiden. Die Stelle von dem „gemeinen Ausſehen“ läßt keinen Schluß darüber zu, denn das Wort gemein in dieſem Zuſammenhang bedeutet nichts anderes als alltäglich.

Jedenfalls iſt es auffallend, daß Goethe in keinem Briefe Chriſtianen ein Maßhalten in bezug auf den Weinkonſum anempfohlen hat, während er das Maßhalten in bezug auf Tanzen und Augelchen machen öfters anrät. So ſchreibt er ihr

Lips: Chriſtiane von Goethe

1803 am 7. Juli nach Lauchſtädt: „Mit den Aeugelchen geht es, merk ich, ein wenig ſtark, nimm Dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden.“ Und am 20. Juli desſelben Jahres bittet er ſie: „Tue mir aber nun die Liebe und übertreib es dieſe letzte Zeit nicht mit Tanzen und ſchließe Deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß. Grüße Auguſt. Ich erwarte Dich mit herzlicher Sehnſucht.“ Warum hätte er ſie da nicht auch vor übermäßigem Weingenuß gewarnt, wenn eine ſolche Warnung nötig oder auch nur am Platze geweſen wäre? Gewiß war auch ihm das Weimarer Geträtſch über ihre Trunkſucht zu Ohren gekommen.

Goethes Mutter war unter allen Umſtänden für das Tanzen ihrer Schwiegertochter. Sie ſchreibt am Ende eines Briefes an ihren Sohn vom 18. Januar 1802:

„... Jetzt ein paar Worte mit meiner Lieben Tochter!... Tantzen Sie immer liebes Weibgen Tantzen Sie — frölige Menſchen die mag ich gar gern — und wenn ſie zu meiner Famile gehören habe ich ſie doppelt und dreyfach lieb — Wäre ich eine Regirende Fürſtin, ſo machte ich es wie Julius Cäſar lauter fröliche Geſichter müßten an meinem Hof zu ſehen ſeyn denn das ſind der Regel nach gute Menſchen, die ihr Bewußtſein froh macht — aber die Duchmäußer die immer unterſich ſehen — haben etwas vom Cain an ſich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain ſagen laſſen warum verſtelts du deine Geberde, aber es heißt eigendlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen. Leben Sie wohl — vergnügt und Tantzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird ſich hertzlich freuen die ſich nent Ihre treue Mutter Goethe.“

Dieſe Fröhlichkeit, dieſe Heiterkeit war es ja, durch die ſie allen ſo anziehend wurde, die näher mit ihr zu tun hatten, und die vor allem für den geliebten Mann immer wach war und ihm auch in ſchweren und trüben Zeiten ſo wohl tat, daß er ihr für ſie dankte. Nach dem Tode der Mutter, im Herbſt 1808, als Chriſtiane zur Erbſchaftsregelung in Frankfurt weilte, ſchrieb

ihr Goethe in einem der Briefe, die ſich auch auf die Erwerbung des Frankfurter Bürgerrechtes bezogen, am 16. Oktober:

„Wegen des Taufſcheines werde ich die größte Vorſicht brauchen. Es iſt wahr du haſt mich zum lachen gebracht. Was aber noch merkwürdiger iſt Kaiſer Napoleon hat mich in der Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt auf eine ſehr eigne Weiſe geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß dir nur die Zeitungen geben damit du das äußere ſiehſt was bei uns vorgegangen iſt. Gar manches vom Innern ſollſt du beim Wiederſehen erfahren."

Die Gutmeinenden haben es daher gar wohl begriffen, daß Goethe den günſtigen Zeitpunkt der Schreckenstage von 1806 wählte, um möglichſt unauffällig und ſelbſtverſtändlich ſeine Verbindung mit Chriſtiane nach 18 Jahren noch zu legitimieren. Wenn er aber gemeint hatte, man würde nun über alles hinweggleiten und ſich mit Tatſachen abfinden, an denen nichts mehr zu ändern war, ſo täuſchte er ſich. Charlotte von Stein ſchrieb am 19. November 1806 an ihren Sohn Fritz: „Goethe läßt Dir Glück wünſchen zum neugeborenen Sohn, es ſchien ihn zu freuen, ſeine Beſuche ſind mir nicht wohltätig, ich kann nicht offen gegen ihn ſein, manchmal iſt er ganz wie verrückt, und nicht allein mir kommt er ſo vor ſondern mehrern Menſchen."

Wirkte Goethe nicht wohltätig auf Frau von Stein, ſo beruhte das auf Gegenſeitigkeit, wenigſtens ſchreibt er Chriſtiane am 22. Juli und am 1. Auguſt 1810 aus Karlsbad: „Ich freue mich, Dich wieder zu ſehen, um einmal wieder ganz offen mich mitteilen und ausreden zu können... Ich zweifle nicht, daß alter und neuer Aeugelchen vollauf ſein wird, dazu wünſche auch Glück. Macht euch in jener Gegend ſo viel Freude wie möglich; hier iſt's immer was wunderliches und eine Konfuſion, die mir beinahe ſelbſt verdrießlich wird. Mit der lieben Hausfreundin (Frau von Eybenberg) bleibt's, wie ich Dir ſchon geſagt habe, ſo angenehm und liebreich ſie iſt, ſo gehn

wir doch nicht auseinander, daß ſie nicht etwas geſagt hätte, was mich verdrießt. Es iſt wie in der Ackerwand.“ Die Ackerwand war Frau von Steins Wohnung. Und ſo wiederholte ſich denn im Verhältnis zu Frau von Eybenberg einigermaßen das Geſchick, das Goethe bei Frau von Stein betroffen hatte: Was ſie verſprochen, ihm zu ſein, konnte ſie nicht lange bleiben, ſie verſagte in geiſtiger Beziehung, ſie verletzte Goethes Empfinden in politiſchen Fragen — ſo wie Frau von Stein es in menſchlicher Beziehung tat.

Dennoch ſuchte Goethe den Verkehr unter allen Umſtänden aufrecht zu halten. Und Chriſtiane machte es ihm leicht. Schon im Frühjahr 1797, als der Konflikt noch brennender und die Empfindungen daher natürlich auch gereizter waren, ſchrieb ſie an Goethe, daß ſie Frau von Stein, die darum hatte erſuchen laſſen, Spargel durch ihren Sohn Auguſt geſchickt habe, und Goethe antwortet darauf am 28. Mai: „Der Frau von Stein ſchicke ja von Zeit zu Zeit etwas Spargel und ſchicke das Kind überhaupt manchmal hin.“ Und Auguſt berichtet auch glückſtrahlend dem Vater, daß Frau von Stein ihm acht Groſchen zum Jahrmarkt geſchenkt habe. Es berührt ja etwas ſonderbar, daß ſich Frau von Stein von Chriſtiane Spargel ſchicken läßt, ja daß ſie ſelbſt darum erſucht, aber Frau von Stein hat in dieſen Dingen offenbar anders empfunden, und man muß an Riemers Urteil über die Stellungnahme der Weimarer Geſellſchaft zu Chriſtiane denken. (Siehe Seite 46.)

Chriſtiane hat, ſo viel wir erſehen können, niemals ein hartes Urteil über ihre Gegnerin geäußert, wie auch Frau von der Recke nach ihrem Tode über ſie ſchrieb: „Wodurch die Verſtorbene ſich mir empfohlen hat, iſt, daß ich ſie nie von andern Böſes ſprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, ſo weit ich ſie kannte, ſo, daß ich es mir ſehr wohl erklären konnte, daß ihr anſpruchsloſer, heller, ganz natürlicher Verſtand Intereſſe für unſern Goethe haben konnte, der mir ſeine Frau mit dieſen Worten vorſtellte: ‚Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem

Zeugniſſe, daß ſeit ſie ihren erſten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe'." An Eliſa von der Recke ſchrieb Goethe auch am 8. November 1811 aus Weimar: „Auch ich und die Meinigen haben davon (von Frau von der Reckes Weſen) vergangenen Sommer die wünſchenswerteſten Wirkungen erfahren (in Karlsbad, wo die Familie Goethe mit Frau von der Recke zuſammengetroffen war). Meine Frau, die ſich Ihnen angelegentlichſt empfiehlt, iſt noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte und in unſrem kleinen Familienkreiſe wird Ihr Andenken als eines wohltätigen Genius verehrt. Möge uns das Glück beſchert ſein, Ihnen, Verehrte, wieder an der heilſamen Quelle zu begegnen und uns von Ihrem Wohlbefinden gegenwärtig zu überzeugen."

Wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe an Chriſtiane gerühmte Diskretion von der ihrer Gegnerinnen Charlotte von Stein und Charlotte von Schiller! Bezeichnend hierfür mag ein Brief der letzteren an Caroline von Mecklenburg-Schwerin, der geborenen Prinzeſſin von Weimar ſein. Mitte Januar 1812 ſchreibt ſie: „... Unſere Freundin St(ein) geriet auf den Gedanken, alle Papiere, die Sie auch ſehen möchten oder ſahen, mir zu zeigen. Ich durchblickte dieſes wunderbare menſchliche Weſen und klagte über das Schickſal unſerer Freundin und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als ſchlöſſe ſich mein Herz mit den leiſeſten Fäden an das ihre an und ich gelobte ihr, ſie nie zu verlaſſen und meine Liebe ſolle ihr folgen bis in das Grab. Ich komme von dem Leſen in eine Geſellſchaft zu Frau v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an, ſo von der Vergangenheit zu ſprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben geleſen, von denen er hiſtoriſch in den Briefen ſprach, weil er eine Reiſe beſchrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter z. B., daß es mich unausſprechlich wunderte."

Alſo hat Frau von Stein hier offenbar die Briefe oder einen Teil der Briefe Goethes nicht nur der Freundin, ſondern auch

der jungen Prinzeſſin gezeigt gehabt, oder zeigen wollen, und in dem Zuſammenhang dieſer Liebesbriefe, die uns heute noch als etwas Heiliges erſcheinen, wird von Goethes Gattin per „die dicke Hälfte“ geſprochen. Ein andermal meint Lotte Schiller, als es ſich um eine Freimaurerfeier handelt, zu der nur Frauen von Freimaurern zugelaſſen werden, wenn ſie der „dicken Hälfte“ zum Tauſch eine Schale Punſch anböte und ſtatt ihrer zu dem Feſt gehen könnte, dann wären ſie beide an ihrem Platze.

Chriſtiane war nicht rachſüchtig. Im Gegenteil, ſie iſt immer bemüht zu vermitteln und auszugleichen. Und Ende Dezember 1808 kommt ſie ſogar dahin, die „Schillern und die Wolzogen“ recht lieb zu gewinnen, wie ſie ihrem Sohn Auguſt nach Heidelberg ſchreibt:

„Lieber Auguſt.

Endlich nach aller Not und Qualen, die ich gehabt habe, teils wegen fremder Beſuche, teils Beſuche, die ich habe machen müſſen, komme ich daran, Dir endlich heute Dein Kiſtchen zu packen. Ich ſchicke Dir einſtweilen ein Exemplar von Deines Vaters Schriften, weil von dem Deinigen der Vater die letzten Bände nicht finden kann. Denke Dir nur, wer alles bei uns iſt; ein H. v. Rügelgen, der Deinen Vater malt, der Doktor Meyer, H. v. Humboldt, Werner, Arnim und noch mehrere Fremde. Dazu habe ich müſſen 18 vornehmen Damen Viſite machen. Wir hatten einen Tee von 30 Perſonen, alle Damen, die Du kennſt, Fr. v. Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere. Am 2. Weihnachtsfeiertag war ein großes Soupé bei Wolzogens, wo ich auch dazu eingeladen war, und ich habe die Schillern und Wolzogen recht lieb gewonnen.

Dein Geburtstag wurde am erſten Feiertag auch ſolenn gefeiert, Deine Geſundheit wurde oft von Deinen 3 Freunden Bartholomäi, Brunnquell und Büttner getrunken.

Morgen iſt Reſſourcenball, man ſagt, die Herrſchaft und der ganze Hof kämen hin, ich und Caroline gehen auch dahin und werden Dir nächſtens ſchreiben.

Mit dem Theater hat es ſich wieder ſo gut gemacht, da der Herzog Deinem Vater ein Reſkript zugehändigt hat, daß er eigenmächtig machen kann, was er will, und ich ſitze nicht mehr auf meiner alten Bank, welche oben Caroline eingenommen hat, ich ſitze in der Loge neben der Schopenhauern. Du kannſt alſo aus meinem Brief erſehen, daß meine jetzige Exiſtenz ganz anders als ſonſt iſt. Auch Caroline hat ihren Wohnort verändert, ſie iſt ſehr viel bei mir, wohnt oben bei Cammerſekretär Scheibes und hat ſich ganz von der Großmutter getrennt.

Mad. Wolff, welche eben bei uns iſt und an unſrem Putz zum Reſourcenball hilft, läßt ſich empfehlen, wie auch alle übrigen Theaterfreunde, ſie waren alle an Deinem Geburtstage zugegen und wir waren recht vergnügt.

Den kleinen Buden (bunten?) Kalender, welcher in dem Käſtchen iſt, ſollſt Du Mad. Thibaut geben.

Morhard geht den Neujahrsmorgen von hier ab nach Kaſſel, wo er engagiert iſt.

Ich habe Dir 20 Tlr. zu Weihnachten geſchickt und erbitte mir Antwort darauf aus, ob Du es erhalten haſt.

Lebe recht wohl und grüße alles von mir und ſchreibe recht bald."

Sehr innig muß dieſe Liebe zur „Schillern und Wolzogen" nicht geweſen ſein, vielleicht ſchrieb ſie auch aus pädagogiſchen Gründen in dieſer Weiſe an ihren Sohn, denn am 28. Juli 1809 ſchreibt ihr Goethe aus Jena:

„Mit dem Eſſen ſind wir recht wohl zufrieden und mir geht es überhaupt ganz gut. Die erſten Bogen des Romans ſind in die Druckerei und es braucht nur 6 bis 8 Wochen Ruhe und Sammlung; ſo iſt die Sache abgetan und ich kann an etwas andres gehen. Riemer iſt mir auf die beſte Weiſe behülflich.

Nun habe ich aber auch eine recht dringende Bitte an dich, daß du die Frauen v. Schiller, Wolzogen, Egloffſtein, Schardt

und wenn es nur auf eine Viertelſtunde wäre beſucheſt und ihnen von mir freundliche Grüße bringeſt. Verſäume das ja nicht und ſage mir wie du es ausgerichtet haſt.

Für mich wünſche ich weiter nichts als ein leidliches Befinden, daß ich in dieſen paar Monaten mit meiner vorgeſetzten Arbeit fertig werde, das übrige wird ſich geben.

Lebe recht wohl und ſei überzeugt, daß ich dich von Herzen liebe und daß ich mich auf die Ankunft unſres guten Knaben mit dir im ſtillen freue und eben deswegen manches abzutun wünſche. Lebe recht wohl."

Oft hatte Goethe, wenn er früher auf Reiſen ging, Frau von Stein und Frau von Schiller gebeten, ihm während ſeiner Abweſenheit etwas Liebes anzutun, indem ſie ſich ſeiner Zurückgelaſſenen annähmen, — jetzt hat ſich die Situation geändert.

Wodurch? Wie iſt dieſe Wandlung eingetreten, was hat ſie bedingt? Es iſt gewiß nicht nur die äußere Tatſache, der Legitimierung und Anerkennung, die Chriſtianens Stellung auch Goethe gegenüber gewandelt hat, eher möchte man dieſe als Folge eines inneren Entwicklungsprozeſſes anſehen. Dieſe Entwicklung aber ging hauptſächlich in Chriſtiane ſelbſt vor, und Goethe hatte eigentlich nichts anderes zu tun, als ſie zu beobachten und anzuerkennen. Und zum Anerkennen einer Tatſache war er, der große Seher, ja immer gern bereit. Goethe nannte Chriſtane immer noch ſeine „Kleine", ſein „liebes Kind", genau ſo wie er von dem 20jährigen Sohn, der als Student von Heidelberg zurückkam, als von dem „guten Knaben" ſpricht, — aber Chriſtiane war ihm mehr geworden, hat in ſeinem Leben etwas anderes bedeuten gelernt. Haben wir früher die Wandlung von der Geliebten zur Gattin beſprochen, ſo müſſen wir jetzt auf die Entwicklung der Gattin ſelbſt hinweiſen. Ein anderes iſt die Liebe des jungen Mannes zur jungen Frau, ein anderes die des gereiften Gatten zur erprobten Gefährtin.

Im Februar 1799 ſchrieb Goethe an Chriſtiane aus Jena: „Da meine Arbeiten, auf die ich diesmal rechnen konnte, ſo

ziemlich vollbracht ſind, ſo könnteſt Du allenfalls auch ſchon den nächſten Sonntag, den 24. dieſes, herüber kommen. Ich ſchreibe Dir dieſes vorläufig, damit Du Deine Einrichtung machen kannſt. Ich wünſche, daß Du den Freitag eine vergnügte Redoute haben mögeſt, Sonnabend wohl ausſchlafeſt, eine hübſche Komödie ſäheſt und Sonntags leidliches Wetter haſt. Die Frau Poſtverwaltern wird Dich mit Vergnügen aufnehmen. Lebe wohl, grüße das Kind, den Freitag ſchreibe ich mehr.

Mein Verlangen, Dich und das liebe Kind wiederzuſehen, iſt gar zu groß, daß ich Dich eher, als ich wollte, berufen muß. Lebe wohl und behalte mich recht lieb."

Oder noch früher ſchrieb er ihr am 25. September 1797 aus Zürich:

„Ich habe nun endlich glücklich dieſen Ort erreicht und bin mit Meyern ſehr vergnügt und zufrieden bey den Seinigen, in einem ſehr reinlichen und artigen Hauſe umgeben von einer ganz herrlichen Gegend. Wie es mir ſeit Tübingen ergangen iſt, erfährſt du in der Beylage. Ich wünſche nichts ſoſehr als daß ich dir dereinſt und dem Kleinen die ſchönen und herrlichen Gegenſtände auch zeigen könnte.

Von dir habe ich ſeit langer Zeit nichts gehört, wahrſcheinlich ſtocken deine Briefe, weil ſie bisher über Frankfurt gegangen ſind, irgendwo, deſto regelmäßiger wirſt du die meinigen empfangen haben.

Durch Herrn Geheimderath Voigt habe ich vernommen daß der Kleine krank und auf der Beſſerung war, heute ſchreibt mir Herr Hofrath Schiller daß das Kind wieder völlig hergeſtellt ſey, ſein Brief iſt vom 7. Sept. ich bin alſo hierüber beruhigt, da ich vermuten kann daß das Außenbleiben deiner Briefe nur etwas Zufälliges iſt...

Wenn alles geht wie ſich jetzo vermuten läßt, ſo ſind wir vielleicht ſchon Ende Okt. wieder in Frankfurt, worüber du wohl ganz zufrieden ſeyn wirſt. Halte daher alles aufs beſte

zurecht, es ſoll dagegen auch, da wir einmal im Lande der Mousline ſind, an einem hübſchen Kleide von dieſer Art nicht fehlen. Das beſte wird aber doch ſeyn, daß wir wieder zuſammen kommen und einander in Freude und Leid beyſtehen können.

Nun muß ich dir noch mit eigner Hand einiges hinzufügen und dir ſagen: das ich dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe und daß ich nichts ſehnlicher wünſche als daß deine Liebe zu mir ſich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reiſen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt ſchon möchte ich lieber bey dir zurück ſeyn, dir im grünen Alcoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühſtück aus deiner Hand empfangen. Auch iſt unſer Plan gemacht bald zurückzukehren und wonicht Ende Octbr. doch Anfang Nov. in Franckfurt zu ſeyn. Dieſe Nachricht wird dich gewiß erfreuen und noch mehr wirſt du dich vergnügen, wenn du uns wieder bey der guten Mutter weißt, von da aus wir in wenigen Tagen bey dir ſeyn können. Sage aber niemandem noch davon und laſſe die Leute im ungewiſſen ob und wann ich komme. Dencke meiner und mache nicht zuviele Aeugelchen, am beſten wäre es du machteſt gar keine, denn es iſt auch mir auf der ganzen Reiſe noch kein einziges vorgekommen. Dagegen wird nur an dich gedacht und ein ſchönes Muſſelin Kleid iſt im Handel. Lebe wohl. Küſſe den Kleinen den ich wieder recht wohl anzutreffen hoffe. Grüße Erneſtinen und die Tante. Behalte mich lieb und bereite alles ſchönſtens zu unſerm Empfang...

Heute erhalte ich einen Brief von G. R. Voigt vom 11ten der mir ſchreibt daß Guſtel ihn wieder beſucht hat und wohl und artig iſt. Ich bin dadurch recht getröſtet und erfreut ob ich gleich noch keinen Brief von dir habe."

Oder am 30. Oktober aus Tübingen ſchreibt er ihr und fühlt ſich dabei ganz als gebender Hausvater: „... Wenn ich nun noch einigen Aufenthalt hie und da dazu rechne, ſo können wir

in der Mitte November wohl bei Dir ſein. Das iſt Dir ja wohl ganz recht, Deinen Freund ſobald wieder zu ſehen. Ich kann aber auch wohl ſagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich ſo lieb, wie ich Dich. Ich freue mich unausſprechlich, Dich wiederzuſehen."

Das ſind Antworten auf Briefe Chriſtianens, die neben kurzen Berichten über Theater und Menſchen, über ihr eigenes Befinden und über das des Kleinen vor allem Ausdrücke der Sehnſucht enthalten, Briefe in denen ſie zwar verſpricht, nicht „gramſelen" zu wollen, aber doch zugleich mitteilt, daß ſie ſich über nichts freuen kann, ſolange der Liebe Schatz fort iſt, und manchesmal däucht ihr Goethes Abweſenheit ſchier zu lange und es iſt ihr „Jahr umdlig", es noch länger auszuhalten. Wenn er wieder eine weite Reiſe unternehmen wollte, etwa gar bis „Idaligen" gehen, dann würde ſie ſich mit ihrem Pübgen auf den Wagen hinten drauf ſetzen, denn lieber wolle ſie Wind und Wetter ertragen, als länger von ihm getrennt ſein. Und iſt er wieder in Jena, dann verſichert ſie ihm immer wieder, es müſſe ihr auch recht ſein, wenn er fortbleibe, und er dürfe nur ja nicht geſtört ſein, und ſie ſei ſchon zufrieden, wenn er nur gut arbeiten kann, denn dann kommt der beſte liebe „ſuberbe" Schatz „fergnücht" wieder — aber es ſcheint doch, als ob ſie dieſe Verſicherung nicht leicht gebe. Und ſie weiß immer wieder Gründe, weshalb ſeine Anweſenheit in Weimar dringend nötig wäre: im Theater tun ſie nichts ohne ihn oder er ſoll in irgendeiner anderen Angelegenheit Ordnung ſchaffen — freilich iſt man nicht ſicher, ob ihre eigene Sehnſucht nicht die Gründe für Goethes Rückkehr recht aufbauſcht.

Aber der Ton der Briefe ändert ſich, ſie werden inhaltsreicher, ſelbſtbewußter und ſelbſtändiger. So wenn ſie über einen Theaterſkandal berichtet, den die Studenten verurſacht haben, und gleich das Mittel angibt, wie einer Wiederholung

ſolcher Störungen abzuhelfen ſei; wenn ſie ausführlich von ihren Unterhaltungen ſchreibt, und Goethe ein bißchen neckend von ihren Erfolgen als Tänzerin erzählt, wie im Brief vom 26. März 1799: „Oſter montag d. 25. war Redute wo ich wieder ein ſer ſchönen Dänzer habe kennen lernen der mit dem Namen Eiſert heuſt heude muß ich mich erkundichen was es vor ein lans Mann iſt mit dem habe ich ſo viel gedanzet daß ich ein bar ganz neu Schue habe durch gedanzet habe aber auch 1 klein Dahler gewonn und es wart ſer ſchönn es hat mir ſer gefallen und ich bin hedeut ganz munder und vergnücht heude habe ich dich ſchon oft gewünſcht daß du hier währeſt daß ich dir alles Erzälen könde ich habe geſtern vill freude gehabt und als ich nach hauße kamm fehlte mir mein lieber Schaß da küßte ich dem Guſtel und ſchlief ein.“ Oder ſie berichtet von einer kleinen Hof- und Theaterintrige, die ſich offenbar gegen Fräulein Jagemann — Frau von Heygendorff — richtete, denn ſie iſt von deren Geſang und Spiel entzückt und begeiſtert, aber niemals iſt eine Türkin noch ſo ausgeputzt geweſen wie Madame Weyrauch in derſelben Aufführung; die Gräfin Egloffſtein habe ihr den Anzug geſchenkt und mit eigener Hand geholfen, ſie zu ſchmücken und anzuziehen, — Goethe werde ſchon denken können, warum. Dabei werden die Liebesverſicherungen durchaus nicht weniger zahlreich und innig, im Gegenteil, ſie verſpricht, den Schatz ſo lieb zu haben, wie er es noch gar nie kenne. Sie kann ihm auch gar nicht genug danken, daß er ihr und dem Kleinen ſo viel ſchönes auf der Frankfurter Reiſe von 1797 gezeigt hat, und die Frau Rätin ſpielt auch eine große Rolle in einigen der Briefe, ſie iſt ſo lieb und gut, und Chriſtiane will ihr auch gleich ſchreiben, aber Goethe muß ſie bei ſeiner Mutter entſchuldigen, wenn der Brief nicht ganz ſo wird, wie er ſoll, da iſt es ihr recht verdrießlich, daß ſie ſo gar nichts kann. Dann wieder einmal wird die Sehnſucht ſo groß, daß ſie verdrießlich wird, wenn Goethe zu lange abweſend bleibt, aber dann merken es auch alle im Hauſe und wundern

ſich, und dann ſetzt ſie ſich hin und ſchreibt dem Lieben und dann wird gleich alles wieder gut. Aber wenn er mit ſeinem Gedicht „fårdig“ iſt, dann ſoll er eine Weile nichts arbeiten, ſoll aufhören und alles laſſen, denn der „Schaß“ ſei immer zu fleißig und das könne ihm auch gar nicht gut ſein, weil er auch ſo allein ſei und niemand für ihn ſorge. In Weimar iſt das anders; am 3. Oktober 1799 ſchreibt ſie ihm: „Deine Zimmer, mein lieber, und das ganze Haus iſt in Ordnug und erwartet ſein Herrn mit der größten ſehnſucht. Es wird fileicht mit den arbeyden Hier beſſer gehn als ſond du kanns hier wie in Jena in bete dickdiren und ich will des Morchens nicht ehr zu dir komm biß du mich verlangſt auch der Guſtell ſoll Frühe nicht zu dir komm. Kom nur balt, du muß doch bey der Einrichtung des theaters daß beſte tuhn ſond wird es wie imer nichts.“ Sie iſt ſo durchaus Hausfrau und ſo ſorglich in allem, was Goethes Wohlbehagen und Goethes Geſchäfte anbetrifft, daß ſie der Vorwurf, durch ſie ſei ein Paket verloren gegangen, aufs tiefſte kränkt, und ſie weiſt ihn ſcharf und mit ſicherem Selbſtbewußtſein zurück: „Wegen des Packet an Haidlof bin ich verdrüßlich und alle beſtelung von dir ſind mir ſo notwendich daß ich ſie nicht geſchwind genuch aus dem Hauße bringen kann und du wirſt auch noch nich gehört haben, daß ein Brif oder Packet das du mir ſückdes liegen geblieben währe ... hier währ manches auch nicht beſorgt wenn ich es nicht beſorgt daß es bei mir nicht wech gekom iſt davor wollt ich mit meim leben Stehn.“ Chriſtiane hat auch in dieſem Falle recht. Das Paket findet ſich, ſie iſt ohne Schuld.

Trotz ihrer großen Geſelligkeit und ihrem Geſellſchaftsbedürfnis, trotz ihrer Heiterkeit und Schwatzluſt hat Goethe ſie offenbar als durchaus zuverläſſig und diskret kennen gelernt; allmählich ändert ſich ſein Briefton, faſt jeder Brief beginnt mit einem Dank. Er dankt ihr für ihr Sein, für ihre Art, für ihre Rückſicht auf ſein Empfinden, und er hat immer einen neuen Grund zur Dankbarkeit. Er fühlt, was es heißt, einen

Menſchen ſo ganz zu eigen haben, daß er ſich ihm bis ins letzte, bis in die kleinſten und feinſten Gefühlsregungen hinein widmet, er genießt es und es bedeutet ihm mehr, als die geiſtreichſte Unterhaltung ihm bedeuten könnte. Er dankt am 23. Auguſt 1799: „Ich danke dir, mein liebes Kind, daß Du mir zweimal geſchrieben und Nachricht von Deinem Wohlbefinden und Deiner Zufriedenheit gegeben haſt, ich wünſche nichts mehr, als daß ſich alles dergeſtalt ſchicke und füge, damit Deine Reiſe auch ſich als eine Luſtreiſe endige. Mir iſt es dieſe Zeit ganz gut gegangen und ob ich gleich nicht ſo viel getan habe, als ich wünſchte, ſo iſt doch meine Zeit nicht unnütz verſtrichen. Ich habe mehr Beſuch und es kommen verſchiedene Perſonen, die der Garten anlockt, die ich lange nicht geſehen habe.“ Goethe iſt viel zu zartfühlend, um zu ſchreiben, daß dieſer Beſuch auch komme, weil Chriſtiane abweſend iſt und weil die Weimarer Damen, die ſeine Ehe nicht ernſt nehmen können und wollen, wieder neue Anſtürme verſuchen, um ihn mit einer aus ihrer Mitte zu verheiraten, — man dachte unter anderm auch an die Dichterin Fräulein von Imhof.

Am 24. November 1799 dankt er ihr wieder: „Ich danke Dir, mein liebes Herz, daß Du mir von Deinem Uebel nichts geſagt haſt, bis es vorüber war, Du weißt welchen herzlichen Anteil ich an Dir nehme. Es iſt mir tröſtlich, das gute Kind bei Dir zu wiſſen.“ Immer iſt es Verſtändnis, Rückſicht, die ſie für ihn hat und zeigt. Und ſo wie er es wohltätig empfindet, daß ſie ſeine Eigenart ſchont und fördert, ſo iſt auch er bemüht, ihr Erholung und Freude zu verſchaffen. Er regt ſie zu allerlei Unternehmungen an, und ein lebendiges Bild des Familienlebens gibt die Schilderung von Voß, 1804 an Abeken geſchrieben, wie eine Tour nach Erfurt zuſtande kommt: „Einmal bei Tiſche wird die Vulpius abgerufen. Sie kommt bald lachend zurück und ruft mich ab. In der Tür begegnet mir die Mamſell Silie (Schauſpielerin, ſpäter Gattin des Schauſpielers Unzelmann); auf der Treppe ſtehen Bode, Hain und der Schauſpieler

Oels. Ich kann das ſo wenig begreifen als die Kuh das rote Tor. ‚Was iſt denn?‘ frag ich. ‚Es gilt eine Reiſe nach Erfurt, biſt Du dabei?‘ ‚Ja,‘ ſag ich, ‚nur geſchwind den Wagen beſtellt. Wer iſt ſonſt dabei?‘ ‚Die Silie und die Vulpius!‘ ‚Deſto beſſer‘, ſag ich und gehe wieder ins Zimmer zurück, aber da war es noch nicht abgetan, denn Goethe mußte erſt die Erlaubnis geben. Die Vulpius ſtand ... fidel in froher Erwartung vor Freude zitternd; die Silie ſaß ſchmeichelnd bei Goethe. Goethe ganz ernſthaft: ‚Liebe Kinder! ſagte er, ‚bringt mich nur erſt ins klare!‘ Aber das konnte keiner. Dann: ‚Liebe Kinder! Der Weg iſt ſchlecht; was habt ihr für einen Zweck?‘ ‚Wir haben große Zwecke‘, ſagte die Silie. ‚Und welche denn?‘ ‚Wir wollen ins Schauſpiel!‘ — ‚Nun, nun! Hm, hm! recht artig! Aber wir haben jetzt alle ein Glas Wein getrunken und das Sprichwort ſagt, daß feurige Entſchlüſſe mit nüchternem Mute müſſen erwogen werden!‘ — ‚Ja,‘ ſagte die Silie, ‚wenn wir darauf warten wollen, ſo verfliegt die Zeit; es iſt ſo ſchon zwei uhr!‘ Und nun ſchmeichelte ſie von neuem und Goethe ließ ſich auch nicht lange bitten, er ſagte ja, und gab der Silie einen Kuß zur Beſtätigung ſeines Wohlgefallens. Die Vulpius juchheite und verſicherte, was ihr jedes glaubte, daß ſie für heute keine größere Freude zu erdenken wiſſe. Sie wurde von Goethe meiner Obhut anvertraut.“

Es war eben ein Ehe- und Familienleben, das gegenſeitiges Verſtehen, Lieben und Erfreuen zur Grundlage hatte, und das iſt eine beſſere Grundlage als kirchliche Trauungen ſie bieten. Frau Rat war auch einverſtanden mit allen derartigen Unternehmungen zur Zerſtreuung und Erfriſchung Chriſtianens. Am 10. Auguſt 1804 ſchreibt ſie an ihren Sohn:

„... Meine Liebe Tochter war alſo in Leipſick und hat Madam Unzelmann geſehen und gehört — das hat mich ſehr gefreut, denn meine Liebe Tochter verdindt daß man ſo viel es möglich iſt Ihr Freude und Vergnügen macht — grüße Sie hertzlich von mir — den lieben Augſt des gleichen — ich lobe

Ihn daß Er ſo fleißig iſt — Lebt wohl! Behaltet lieb und in gutem Andencken Eure treue Mutter Goethe.“

Wie vielgeſtaltig und oft wie ſchwierig Chriſtianens Pflichten waren, das können wir uns in mancher Beziehung kaum mehr vorſtellen. Wir müſſen uns klar machen, wie ſchwer die Hausführung in jener Zeit war, beſonders wenn es ſich um ein vornehmes, geſelliges und gaſtfreies Haus handelte, wie das Goetheſche; wie man nicht beim Delikateßhändler und beim Konditor jederzeit die Beigaben zu einem Mahle holen konnte, die es ſchmackhaft und abwechſlungsreich geſtalten, wie alle Waren nur zu gewiſſen Zeiten und in den entferntliegenden Marktzentren wie Leipzig und Frankfurt durch perſönliche Vermittlung zu erhalten waren, und welche Berechnung und Überlegung daher damals zur Führung eines großen Haushaltes gehörte. Und iſt es ſchon an ſich nicht leicht und einfach, eine ſolche Arbeitslaſt zu bewältigen, ſo wird ſie erſchwert, wenn der Hausherr zugleich hoher Hofbeamter und freier Dichter iſt. Wir wiſſen alle aus Erfahrung und aus Büchern, daß Künſtler, die immer von ihrem Nervenkapital zehren müſſen, nicht zu den bequemſten und duldſamſten Hausgenoſſen und Hausherrn gehören. Und wenngleich wir von Goethe immer nur vernehmen, daß er ſeine erhabene Ruhe und die Stärke ſeiner Perſönlichkeit in allen Lagen zu wahren verſtand, ſo müſſen wir doch annehmen, daß es der Gattin nicht immer leicht wurde, ihm zu helfen, damit er alle dieſe inneren Gereiztheiten, die wir heute Nervoſitäten nennen, vor den Augen der Welt verbergen konnte. Wir haben ihr Zeugnis darüber in einem Brief vom 21. April 1803 an Nikolaus Meyer nach Bremen:

„Da Sie mich beſchuldigen, ich habe Sie vergeſſen, muß ich, ſo ungern ich auch ſchreibe, Ihm doch einmal ſelbſt ſchreiben; ob ich Sie vergeſſen kann und werde, frage ich Sie ſelbſt — — ich lebe ganz ſtill und ſehe faſt keinen Menſchen. Das Theater iſt noch einzig meine Freude. Ich lebe aber wegen des Geheimraths ſehr in Sorge, er iſt manchmal ganz Hypochonder

und ich ſtehe viel aus, weil es aber Krankheit, ſo thue ich alles gern; habe aber ſo gar niemand dem ich mich vertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieſes nichts, denn man muß ihm ja nicht ſagen, daß er krank iſt, ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank. Neulich als Ihr Brief kam, war er ſehr luſtig und ſagte zu mir: ſehe nur einmal, was dem Dr. ſeine Briefe an Dich ſo klein und unbedeutend werden; erinnerſt Du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeiht. Und wirſt Du bald gar keine mehr bekommen. Laſſen Sie das nicht in Erfüllung gehen und ſchreiben Sie mir bald und viel. Denn eine ganze Zeit habe ich ſehr wenig von Ihnen gehört, ich denke mir aber feſt, daß Sie noch der Freund ſind, der Sie waren, ſowie ich auch das bleibe was ich war.

Mit dem Wein haben Sie dem Geheimrath eine große Freude gemacht, er iſt ſehr gut, wir wiſſen gar nicht, mit was wir Ihm nur wieder etwas Gutes erwiedern können. Vielleicht kann es noch in der Folge geſchehen.

Egloffſteins haben wieder ein Paket geſchickt, der Geheimrath will es bezahlen und Ihm alsdann auf Ihre Rechnung ſchicken, auch die Guitarre von Goullon. Wir warten nur auf Haushaltern oder ſonſt einen Fuhrmann. Sie werden auch ein Paket Bücher finden, wovon Sie den Verfaſſer kennen, das Sie aber gewiß Freude machen wird, auch die Sachen von meinem Bruder. Sie werden alles in einer Kiſte erhalten, ſobald es abgegangen iſt, ſollen Sie es wiſſen. Und ſobald das neue Stück vom Geheimrath gedruckt iſt, ſo ſollen Sie es gleich bekommen. Hier folgt einſtweilen nur ein Zettel, aber Sie müſſen ja nicht übel nehmen, daß er ſo ſchmutzig iſt, ich konnte aber keinen beſſeren bekommen; es wurde mit großem Beifall aufgeführt, die Jagemann ſpielte die natürliche Tochter ſehr ſchön, ich habe Sie nur bei der Aufführung gewünſcht, ſowie auch bei der Braut von Meſſina von Schiller.

Leben Sie recht wohl und erinnern Sie ſich noch zuweilen an jemand der ſich immer nennen wird Ihre Freundin C. V.“

Radierung von Lieber nach einer Handzeichnung Goethes

Goethe ſcheint übrigens die oben angedeutete kleine Eiferſucht gegen eben dieſen Dr. Meyer, den Chriſtiane in anderen Briefen (S. Seite 32) ihren einzigen Freund nennt, gewahrt zu haben, denn 1808, als Chriſtiane in Frankfurt war und Dr. Meyer nach Weimar kam, um ſeine völlige Überſiedlung dahin zu bewerkſtelligen, ſchreibt ihr Goethe am 26. Oktober:

„... Nun etwas von Freunden! Der Bremiſche (Nicolaus Meyer) hat an deinen Bruder einen weitläufigen Brief geſchrieben, woraus erhellet daß er völlig entſchieden iſt nach Weimar zu ziehen. Rechte Freude kann ich nicht daran haben. Er tut es um wohlfeiler zu leben. Es wäre recht gut wenn er irgendwo wohlfeil leben könnte. Vom übrigen ſag ich nichts, du weißt was davon zu denken iſt. Doch muß man es kommen laſſen und ihm beihülflich ſein. Geheimerat Voigt hat geraten, er ſolle erſt allein kommen, ſeine Verhältniſſe arrangieren und ſodann erſt Frau und Sachen holen. Schicke deine Briefe nur nach wie vor. Dieſe Tage geh ich zurück. Lebe wohl. Liebe mich recht ſchön und ſei verſichert daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätſchelſtündchen ſehne. Auguſten ſchreibe ich nächſtens.“ Aus dieſer Überſiedlung wurde aber am Ende nichts.

Daß Goethe zu ſeiner Eiferſucht irgendeinen Anlaß hatte, iſt kaum anzunehmen, denn Meyer war um 10 Jahre jünger als Chriſtiane und der Ton ihrer Briefe an ihn iſt nach ſeiner und ihrer Eheſchließung in keiner Weiſe verändert. Das erkennen wir aus einem ihrer Briefe von 1807:

„Lieber Doctor!

Daß es mit dem Schreiben mit mir noch immer ſchlecht beſtellt iſt, wiſſen Sie beſſer als daß ich mich deswegen zu entſchuldigen brauche wegen meines Schreibens, und nie werde ich einen mir ſo theuren Freund als Sie mir ſind vergeſſen; und mit neuen Freundſchaften iſt es der Fall auch nicht. Aber erſt geſtern bin ich von Lauchſtädt zurückgekommen, wo dieſes Jahr ſehr brillant war, es iſt trotz der Stärke doch wieder viel

getanzt worden. Bei meiner Ankunft habe ich mich des ſchönen Porzellans gefreut, wovon nichts als 1 Teller entzwei ging. Der Geheimrat, den ich in 14 Tagen erwarte, wird ſich gewiß auch ſehr darüber freuen und ich will Ihnen von mir einſtweilen den ſchönſten und beſten Dank dafür ſagen, ſo auch für die ſchönen Häringe. Was unſere Rechnung betrifft, werde ich wohl auch nicht viel wiſſen, ich glaube es ein Bißchen aufgeſchrieben zu haben, kann es aber nicht gleich finden, Sie werden gelegentlich auch nachſehen. Wegen der Schriften und Landſchaften ſoll alles, ſobald G. kommt, beſorgt werden und gleich ſollen Sie beides erhalten.

Nun aber auch ein Wort von Ihrer lieben Frau. Ich freue mich ſehr, daß ſie ſich bei dieſen Umſtänden ſo wohl befindet und ich wünſche, daß alles recht gut von Statten gehen, noch auch daß beider Wunſch wegen des kleinen Prinzen in Erfüllung gehen möge. Grüßen Sie ſie herzlich von mir und ſchreiben Sie mir ja gleich wie es ſteht, wenn es ſo weit iſt; und ich bitte, daß Sie mich beide in gutem Andenken behalten möchten. Sobald Riemer wiederkommt ſo ſollen Sie einen ausführlichen Brief haben. Denn mit meinem Schreiben ſieht es immer ſchlechter aus weil ich faſt gar nicht ſchreibe. Mit Auguſt habe ich es beſorgt und hoffe, daß er es auch recht gut beſorgen ſoll."

Vielleicht war es eben auch nur eine Neckerei wie die wegen der „Augelchen", und die Gereiztheit gegen Dr. Meyer mag ſich aus der Urſache herſchreiben, daß dieſer die Diſtanz nicht ſo zu wahren verſtand, wie Goethe es von ſeiner Umgebung verlangte und durch die Familie Vulpius gewöhnt war. Wenigſtens ſchreibt Goethe am 12. September 1809:

„Ich bin neugierig zu hören, wie ſich Freund Meyer anläßt und wie es mit ſeiner Einrichtung werden wird. Behandle ihn nach unſrer Uebereinkunft. Ich wünſche ihm alles Gute und will ihn gern auf das freundlichſte behandeln, nur daß die Nachbarſchaft uns nicht zu großer Gemeinſchaft führe."

Übrigens hatte Goethe ſelbſt am 19. Februar 1802 Chriſtiane aufgefordert, Dr. Meyer zu beſuchen; er ſchreibt ihr: „Doch tut es mir leid, daß der Doktor (M. M.) krank geworden iſt. Sorge für ihn, ſo gut Du kannſt und beſuche ihn manchmal. Du kannſt ja Erneſtinen mitnehmen, daß es nicht etwa falſch gedeutet wird.“

In dieſer Zeit (1802) ſind Chriſtianens Briefe beſonders inhaltsreich und vielſeitig. Sie hatte damals ſehr viel zu tun, denn Profeſſor Meyer und Doktor Meyer waren gleichzeitig erkrankt und für beide mußte ſie ſorgen. Sie ſchreibt ſehr launig davon, wie der Profeſſor, der „Kunſchtmeyer“, ſo eigenſinnig ſei, daß er ihrem Rat nicht folgen wolle, und wie ſie ſich deshalb bald hinter Huſchke, bald hinter ihren Hausdoktor, das iſt eben Nikolaus Meyer, ſtecke, und Goethe werde lachen, wenn er erſt alle ihre kleinen Liſten erfahre. Aber ſie habe ſich doch bei ihm in „geredit“ geſetzt — ſie freue ſich ſchon darauf, alles ihrem Schatz zu erzählen. Als aber dann Dr. Meyer auch erkrankt, da weiß ſie gar nicht aus und ein vor lauter Pflege und ſie würde wohl die Geduld verlieren, wenn ſie nicht einen ſo guten Mut hätte. Der Profeſſor iſt auch zu eigenſinnig, alles müſſe nach ſeinem Kopf gehen, da wäre es gut, wenn der Schatz käme, dann müßte der Profeſſor folgen. Und der Doktor glaube auch, daß er viel kränker ſei, als er wirklich iſt, er halte ſein Leiden für ein Geſchwür auf der Bruſt, Hunnius erkläre es aber für ein einfaches katarrhaliſches Fieber. — Das war damals die Zeit von Chriſtianens letzter Schwangerſchaft, und ſie kann gar nicht ſchlafen, wenn der Schatz fort iſt, aber ſobald er wiederkommt, iſt es beſſer. Und ſpäter dann, als ſie unter der Hitze leidet und ſich nicht wohl fühlt, da tröſtet ſie ſich gleich wieder mit der Baumblüte, die prächtig iſt, wenn es ſo bleibe, würde man gar nicht wiſſen, wohin mit dem allen, — und ſie ſpottet ſelbſt über ſich, daß ſie rechne, wie das Milchmädchen.

Auch das Theater, von dem Chriſtiane an Dr. Meyer ſchrieb,

daß es ihre einzige Freude ſei (ſiehe S. 143), wird ihr immer mehr zur Pflicht. Sie ſchreibt ausführliche Berichte und ſcheint beſonders während der Sommermonate in Lauchſtädt und während Goethes häufiger Abweſenheit in Jena eine Art geheimer Subdirektion zu führen. Im Winter 1802 war ſie nicht mit der Rollenausteilung zufrieden, wäre Goethe dageweſen, ſo hätte Delle. Maas gewiß nicht die Rolle im „Mädchen von Marienburg“ erhalten, denn ſie iſt ſo klein, um einen ganzen Kopf kleiner als Chriſtiane ſelbſt und in einer ſolchen Rolle muß ſich „ſo ein kleiner Zwerch zu krude richten“, aber ihr Spiel ſöhnt Chriſtiane wieder aus. Sie ſpricht ſehr gut, ſo daß dieſe meint, die Unzelmann müſſe ihr die Rolle einſtudiert haben, denn wenn man die Augen ſchloß, konnte man glauben, die Unzelmann zu hören. Und ſchelmiſch meint ſie ſchließlich: „es kan Sich auch ein mahl ein Zar in Ein klein Sahtz verlieben“.

Chriſtiane iſt auch eine Mittlerperſon, durch die Goethe den Schauſpielern Winke und Ratſchläge zukommen läßt. Am 24. Juli 1804 ſchreibt er ihr: „Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich daß die freymüthigen und eleganten Misgönner erſt ihren Zweck erreichen, wenn man ſich ärgert. Freylich muß es die Neider verdrießen wenn die Königin Mutter von Preußen überall ſagt und wiederhohlt daß ſie in Berlin ſo eine Vorſtellung nicht zuſammenbringen wie die vom Tell, die ſie in Lauchſtedt ſah. Das macht bös Blut und Galle, die ſie dann in ihren Blättern ausſchütten.“ Und am 28. Juli läßt er ſagen: „Nach Lauchſtedt kann ich nicht. Sage aber der Geſellſchaft, daß wie ſie ankommen, Leſeprobe vom Götz ſein wird. Grüße alles und gedenke mein.“

Am 1. Juli 1807 ſchreibt er ihr aus Karlsbad: „Durch Herrn Regierungsrat Voigt ſchicke ich Dir ein Schwänchen zu Deiner Reiſe nach Lauchſtädt. Meine Abſicht iſt dabei, daß Du dieſe Dinge teils zu eigenem Gebrauch verwendeſt, beſonders aber auch daß Du Perſonen, die Dir gefällig ſind, einige Artigkeiten erzeigen mögeſt. Ich habe deshalb der Kleinigkeiten allerlei zu-

ſammengepackt. Das Käſtchen ſelbſt ſollſt Du der Elſermann (eine Schauſpielerin) ſchenken und mit dem Schmuck der falſchen Granaten und des bunten Glaſes die Theaterfreunde ausputzen, auch mit dem übrigen nach Belieben verfahren.“ Und am 16. Julius ſchreibt er ihr wieder: „Sei nicht zu karg mit dem Inhalt des Käſtchens, denn ich bringe noch manches ähnliche mit. Grüße die Elſermann, danke ihr für ihren Brief und ſag ihr, ſie ſoll an mich denken, wenn ſie ſich im Spiegel beſieht.“ Am 29. Mai 1809 ſchreibt er: „Mit den Theaterfreunden mache Du's nur immer auf die alte Weiſe. Anfangs nicht zu viel getan, damit man nicht zurück zu gehen braucht. Haſt Du denn Herrn Meuſel und andern, denen wir eine Artigkeit ſchuldig ſind, etwas erzeigt? Verſäume es nicht!“ Am 15. Juni 1808 kamen auch Aufträge wegen des Theaters:

„Da ich mich diesmal ſo wohl in Carlsbad befinde und überhaupt, mich hier ſo glücklich fühle; ſo freut es mich außerordentlich daß du auch etwas ähnliches an Lauchſtädt haſt. Genieße nur des Guten ungetrübt, indem du deiner Lebensweiſe treu bleibſt und wie es die Gelegenheit giebt immer ein wenig vorwärts rückſt ſo wirſt du dich trefflich befinden. Schreibe mir nur bald von Lauchſtädt und richte es ein daß ich wenigſtens alle 14 Tage Brief und Nachricht erhalte. Auch Genaſt ſoll mir berichten wie die Sachen ſtehn und gehn...

Das beyliegende Blatt gieb Eberweinen. Freylich wird es ihm mehr zu denken geben als ihn belehren; denn dazu müßte er Zeltern einige Zeit perſönlich ſehen und hören. Das Allgemeine, was dieſer Meiſter ſagt, trifft mit dem zuſammen, was ich dir einmal ſagte: die Eberweiniſchen Sachen haben wenig Charakter und das kommt hauptſächlich daher, weil er nicht die rechten Texte wählt und Verſe nimmt, die ſich als Chorgeſang nicht denken laſſen...

Das Theater betreffend wirſt du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemerken damit mir nichts fremd ſei wenn wir wieder zuſammen kommen. Grüße ſie ſämtlich. Die mu-

ſikaliſchen Uebungen halte ja zuſammen. Es iſt dieſe Unterhaltung mehr wert als man denkt wenn man ſie haben kann.“

Und am 7. Auguſt 1808 ſchreibt er ihr gar: „Du tuſt wohl, in Lauchſtedt bis zu Ende zu bleiben und mir geſchieht eine große Liebe. Denn ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterweſen nicht zu Ende führen. Wenn wir wieder zuſammenkommen, machſt Du mich mit den Ereigniſſen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch ſchon hinauskommen. Auf die Muſik freue ich mich bei Eberweins Wiederkehr.“

Das war Chriſtianens große Leiſtung, daß ſie die „Singſtunde“, den Hauschor zuſammenhielt, der bei Goethe die Sonntagsmuſiken ausführte, zu denen die ganze Weimarer Geſellſchaft und oft auch der Hof oder einzelne Glieder desſelben geladen wurden und ſich einfanden. In einem Karlsbader Brief vom 2. Juli 1808 ſchrieb er ihr deswegen: „Wenn das Theater im ganzen gut geht, bin ich wohl zufrieden, im Einzelnen wird es nie an Händeln fehlten. Wäre ich gegenwärtig geweſen, ſo würde ich mich ſehr deutlich erklärt haben, inwiefern eine Schauſpielerin auch gegen ihren Mann von mir geſchützt werden muß. Halte, was Dich betrifft, nur das Singechor zuſammen. Wer weiß, was daraus entſtehen kann, wenn wir es einige Jahre fortſetzen. Und manche Unterhaltung verſchafft uns dieſe kleine Anſtalt für den Winter. Grüße die ſämtlichen Glieder, auch die Elſermann. Für Eberwein lege ich ein Blättchen bei, er ſendet's an Herrn Hofkammerrat und bringt bei demſelben auf eine anſtändige Weiſe ſein Geſuch gleichfalls an. Das beſte wäre, er ſendet das Blatt ſeinem Vater, daß dieſer die Sache mündlich ausmacht, nämlich wann Eberwein weggehen kann und auf wie lange.“

Chriſtiane muß übrigens ſelbſt ein gutes Ohr beſeſſen und ziemlich genau Beſcheid gewußt haben, denn von einem Konzert, das gegeben wurde, berichtet ſie, Frl. Jagemann habe ſehr ſchön geſungen, auch die „Würde der Frauen“ von Schiller,

die ſie für eine Kompoſition von Zelter hält, weil ſie ſie an den „Gott und die Bajadere“ erinnert habe.

Chriſtiane bildete alſo bei Goethes Theaterregiment den Mittelpunkt für Bitten und Schwierigkeiten aller Art, und wußte immer auszugleichen. Am 7. November 1808 ſchreibt er ihr nach Frankfurt, wo ſie zur Erbſchaftsregelung weilte: „Alles geht auf die gewohnte Weiſe, d. h. zwiſchen dem Guten kommt einmal was Abgeſchmacktes und gelegentlich was ſehr Abgeſchmacktes vor. Da muß man denn nur ſuchen, es wieder ins gleiche zu bringen und nicht aufs Äußerſte zu geraten. So ſind zum Beiſpiel beim Theater Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du dageweſen wäreſt. Doch hoffe ich, die Sache noch ſo zu halten, daß der Riß wieder zu heilen iſt. In die Länge geht es freilich nicht; doch will ich, ſolange ich noch einen Zug tun kann, mich nicht ungeſchickter Weiſe gefangen geben.“

Im Frühling 1809 war Goethe nach Jena gegangen, um in der dortigen Ruhe und Einſamkeit den Druck der Farbenlehre zu leiten und die „Wahlverwandſchaften“ zu ſchreiben, und er orientiert Chriſtianen über Theaterangelegenheiten am 9. Mai: „Ich habe deswegen an Genaſt (den Regiſſeur) geſchrieben, man möchte Hamlet auf Mittwoch d. 17. anſetzen. Kann ich Dienstag zur Hauptprobe kommen, ſo will ich nicht fehlen, fühlte ich mich aber nicht, wie ich ſollte, ſo kann dieſe erſte Aufführung ja wohl auch ohne mich geſchehen. Dies iſt nicht ein Stück für einmal und ich kann bei Wiederholung desſelben noch immer einwirken. Grüße Wolffs und ſo auch die theatraliſchen Nachbarn und ſchreibe mir Deine Gedanken.“ Und am 10. Mai ſagt er wieder: „Man kann mir nichts angenehmeres erzeigen, als wenn es möglich gemacht wird, daß der Hamlet diesmal ohne mein weiteres Zutun glücklich zuſtande kommt.“ So erhielt Chriſtiane oft genug den Auftrag, ihm Theaterangelegenheiten abzunehmen, und auch in dieſer Hinſicht für ſeine Ruhe zu ſorgen.

Auch von der andern, von der Theaterſeite ſelbſt war ſie geſucht und geſchätzt als Freundin und Vermittlerin. Und bei den Großen war ſie es wie bei den Kleinen. Der Schauſpieler Moltke berichtet etwa aus dem Jahre 1814: „Mitunter waren wir Schauſpielerkinder von unſerer mütterlichen Freundin Frau von Goethe recht zahlreich eingeladen. Dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So trat einſtmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmütigkeit dem Kinderlärm nicht zu ſteuern vermochte, der empörte alte Diener zornfunkelnd heran und ſchrie: der Geheimderat könne den verfluchten Spektakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, ſobald uns aber der Zerberus aus den Augen war, wurde luſtig weiter ſpektakelt. — Plötzlich aber trat die allgefürchtete Exzellenz im langen Hausrock ſelber herein in gemeſſenem Schritt, voll majeſtätiſcher Haltung, die Hände auf dem Rücken. Raſch flüchteten wir Kinder zu unſerer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umſchloß."

Das war der kleine Schauſpieler, der zu ihr flüchtete, und die großen kamen erſt recht mit ihren Anliegen. Eine Schauſpielerin möchte mit nach Lauchſtedt gehen und Chriſtiane bittet für ſie. Ein andermal verwendet ſie ſich bei Goethe für jemand, weil der Herr Hofkammerrat (Kirms) in Geldangelegenheiten keines Menſchen Freund ſei; ein andermal kommt eine Fürbitte für den „unglückſehilen Deadr Dichter", ihren Bruder, und Goethe antwortet darauf am 28. Mai 1797: „Die Angelegenheit, von der Du mir ſchreibſt, will ich beſorgen, ich kann wohl einſehen, warum man damit ſo langſam iſt. Lebe recht wohl." In dieſem ſelben Brief teilt er Chriſtianen auch mit: „Herr Cotta hat ſich mit lauter ſchönen Doppelloisd'oren gezeigt, an denen ich nur erſt eine Freude haben kann, wenn ich ſie Dir aufzählte, oder zu Deinem und des Kindes Nutzen anlege. Sage mir, was Du lieber magſt, ein Goldſtück für Dich zum Spaße oder etwas in die Haushaltung, wie man hier mancherlei anſchafft." Und Chriſtiane erwidert darauf, Herr Cotta ſoll

gelobt ſein, weil er ſich ſo reichlich eingeſtellt hat, und da hofft ſie auch auf einen Stein Seife, denn in Weimar iſt ſie wieder teuer. Und wenn Goethe etwas in die Wirtſchaft anſchaffen wolle, ſei es ihr auch recht. Ein andermal, da ſie von Goethe die Nachricht erhält, er habe eine Arbeit abgeſchloſſen, erbittet ſie auch zur Feſtfreude einen Stein Seife, um das Haus recht gründlich ſäubern zu können.

Überhaupt ihre Bitten! Wenn ſie Barchend und Federn braucht während einer der früheren „Krabskrälligkeiten", da ſoll er nur nicht böſe ſein, daß ſie ſchon wieder „biede", aber ſie möchte die Zeit ausnützen, ſolange ſie ſich noch rühren kann, und alles rüſten und vorbereiten. Und wenn ſie Geld braucht, dann bittet ſie auch und der Schatz ſoll nur nicht böſe ſein. Und Goethe gibt immer wieder die Verſicherung, daß ſie ſich um des Verbrauches willen keine Sorgen machen möge. So am 28. Juni 1803 nach Lauchſtädt: „Wenn Du Geld brauchſt, kannſt Du Dir das nötige vom Kaſſier geben laſſen." Und am 12. Juli desſelben Jahres fordert er ſie zur Reiſe nach Deſſau auf und ſchreibt dazu: „Die Koſten mußt Du nicht ſcheuen! Mein einziger Wunſch iſt, daß Du heiter und liebend zurückkommſt. Auf Deine Erzählungen freue ich mich ſehr." In demſelben Brief ſteht auch noch: „Mache Dir wegen der Ausgaben kein Gewiſſen, ich gebe alles gern und Du wirſt zeitig genug in die Sorglichkeiten der Haushaltung zurückkehren!" Am 20. Juli ſagt er: „Mit der Gutsübergabe iſt es recht artig und glatt gegangen. Kirchner hat als Notarius ſeinen Hokuspokus recht ordentlich gemacht, am Schluß ließ ich etwas Kaltes aufſetzen. Das Geld ſchaffe ich wieder fort und durch eine Verbindung von Umſtänden komme ich mit den Intereſſen ganz leidlich weg. Wenn Du zurückkommſt, wollen wir unſern Haushalt recht ſchön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen."

Am 17. Juli 1804 ſchreibt Goethe Chriſtianen nach Lauchſtädt: „Bleibe ſolange dort, als es Dir gefällt und laß Dir vom

Kaſſier geben, was Du brauchſt.“ Am 1. Juli 1807 ſchreibt er wieder: „Wenn Du nach Lauchſtedt gehſt, ſo mache es Dir recht bequem und vergnüglich, nimm ein hübſches Quartier und ſei überhaupt wegen des Aufwandes nicht ängſtlich, wir wollen ſchon wieder was herbeiſchaffen. Ich bin ſchon fleißig hier geweſen und werde es zunächſt noch mehr ſein.“

Am 10. Auguſt 1807 ſchreibt er: „Was Deine Ausgaben betrifft, ſo mache ſie nach Deiner Überzeugung, ich billige alles. Ich habe mir von Leipzig etwas kommen laſſen, weil ich manches kaufte.“

Im Herbſt 1808 war Chriſtiane in Frankfurt zur Ordnung der Erbſchaftsangelegenheiten, da gibt ihr Goethe jede Vollmacht, die ſie braucht, überläßt ihr alles, und die Ratſchläge, die er ihr erteilt, ſind nicht wirtſchaftlicher Art. Am 16. Oktober ſchreibt er ihr: „Nun wünſche ich Dir in Deinen Angelegenheiten guten Sukzeß; mache alles nach dem Rat der Freunde und nach Deiner Überzeugung ... Da mir noch einige Zeit übrig bleibt ſo will ich noch einige Worte hinzufügen. Benehme Dich im ganzen in Frankfurt, als wenn Du wiederkommen wollteſt. Empfange Freundliches und Gutes von jedermann und bemerke nur, womit Du wieder dienen kannſt. Herrn Schmidt danke in meinem Namen für die gefällige Aufnahme im Theater ... Was die Aufträge betrifft ſo muß man ſich an wenige halten. Schloſſer iſt uns der Nächſte. Lehnt dieſer ab, künftig unſere Geldſachen zu beſorgen, ſo habe ich zu Nikolaus Schmidt das größte Zutrauen. — Seid aufmerkſam gegen jedermann. Herrn Mylius vernachläſſiget nicht, ich halte viel auf ihn.“ Und 1810 berichtet Goethe aus Karlsbad genau, daß er „Miete, Tiſch, Wein, Frühſtück, Nebenſachen und ſonſtige kleine Ausgaben mit 30 Talern gut Geld die Woche“ beſtreite.

Das widerſpricht ſo merkwürdig dem Bericht von Schubart, der erzählt: „Wenn im weimariſchen Publikum die Rede ging, daß Frau von Goethe in der Regelloſigkeit ſo ungemeſ-

ſen fortgegangen ſei, daß ſie ſogar einmal den Verkauf der Equipage eingeleitet habe, um einen Ball zu geben, ſo mag die Wahrheit dieſer Rede dahingeſtellt ſein, wohl aber trage ich in ſicherer Erinnerung, was mir ein dem Dichter damals ſehr nahe ſtehender Mann, ſein Sekretär John erzählt hat. Derſelbe verweilte mit ihm in Karlsbad, als Goethe dort erkrankte. Mein alter Freund John ſaß gerade vor dem Krankenbette des Dichters, als Briefe aus Weimar anlangten, die leider traurige Nachrichten über ſeinen Hausſtand brachten und ihn mit Zerrüttungen und pekuniären Verlegenheiten ſeines Hauſes bekannt machten, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Mein Freund ſchilderte mir den Eindruck, welchen er empfunden habe, als dieſe niederbeugenden Mitteilungen den hochſinnigen Mann ergriffen und ihn jetzt im Krankheitszuſtand auch noch den Druck der äußeren Lebensnot empfinden ließen. Mit Anſtrengung ſuchte er ſich zu erheben und der beklommenen auf- und abwogenden Bruſt Luft zu verſchaffen, aber nachdem dieſer Kampf einige Zeit gedauert hatte, trat auch in dieſer Lage jene geiſtesſtarke Tätigkeit an ihm hervor, welche er als eine von Jugend auf gepflegte Gewohnheit an ſich bekannt hat ...“ Und er ſoll eine Lobeshymne auf den Geiz geäußert haben, die John als herrlich und druckfertig bezeichnet.

Solche Widerſprüche wirken verblüffend. War Goethe Chriſtianen gegenüber ſo ſchwach, oder war er ſo verblendet, daß er dieſem ihrem verſchwenderiſchem Treiben nicht Einhalt tat? Prüfen wir einmal die Quelle der hier überlieferten Nachricht! Leſen wir den Brief über John, den Goethe am 23. Juli 1813 aus Karlsbad an Chriſtiane richtet: „Hierbei, mein liebſtes Kind, findeſt du ein Blatt, das du Johns Eltern mitteilen magſt, die Sache muß ein Ende nehmen, wie du Heinrichen zuletzt auch entlaſſen mußteſt. Dieſe Menſchen, wie es ihnen wohl geht, wollen ſich und nicht der Herrſchaft leben und ſo iſt es beſſer, man ſcheidet. Wenn du zu Johns übrigen Untugenden noch eine ſchwere Krankheit denkſt, der man alles verzeihen muß, ſo ſtellſt du dir

vor, was ich gelitten habe. Er iſt prätentiös, ſpeiſewähleriſch, genäſchig, trunkliebend, dämperich und arbeitet nie zur rechten Zeit. Überhaupt war es mit Riemer eine andere Sache. John ſchreibt nur reinlich und gut, weiter leiſtet er auch nichts und das kann man wohlfeiler haben. Mein Gedanke wäre, niemanden wieder ins Haus zu nehmen, ſondern einen jungen Menſchen zu dingen, der die Morgenſtunden für mich ſchriebe und nachher an ſeine Geſchäfte ginge, was ſo dann bei mir vorfiele, da könnte mir Auguſt beiſtehn, ich hülfe mir auch wohl ſelber, wie ich ja auch jetzt tun muß. Überlege die Sache und wir werden ja wohl auch darüber hinauskommen. Grüße die geneſenden Kinder. Das ſind ja ſeltſame Ereigniſſe. Es iſt nicht genug, daß man von außen gedrängt und verletzt wird, man hat auch noch mit innerlichen Zufällen zu kämpfen. Behalte guten Mut! Mir will er oft ausgehen, denn in der totalen Einſamkeit, in der ich lebe, wird es doch zuletzt ganz ſchrecklich. Ich habe nun auch gar niemand, dem ich ſagen könnte, wie mir zu Mute ſei. Daß ich mich ſo wohl als möglich befinde, iſt das größte Glück. Auch meine Arbeit habe ich trotz aller Hinderniſſe weit genug gebracht. Doch ſteht mir noch ein ſchweres Stück bevor. Lebe recht wohl. Liebe mich und grüße alles. Goethe."

Der Mann, den Goethe ſo geſchildert hat, bildet gewiß keine einwandfreie Quelle für die Vorgänge im Goetheſchen Hauſe. Goethe ſchrieb ein andermal über ihn, daß er geſpielt und zwar nicht Schulden auf ſeinen Namen gemacht, doch den Kredit ausgenützt habe, den die Zugehörigkeit zum Goetheſchen Haushalt ihm gewährte. Und dennoch wird ein ſolches Urteil weitergetragen und überliefert!

Dieſelbe Chriſtiane, der Goethe im Jahr 1813 während der aufgeregten und ſtürmiſchen Zeiten der Freiheitskriege, als er ſelbſt beinahe fluchtartig Weimar auf Veranlaſſung ſeiner Gattin verließ, um einer Wiederholung der Szenen von 1806 zu entgehen, dieſe ſelbe Chriſtiane ſoll ſo ſchlecht gewirtſchaftet

haben! Zum Glück liegen die authentiſchen Zeugniſſe des Nächſtbeteiligten vor. Der ausführliche und eingehende Brief vom 26. Juni aus Töplitz iſt maßgebender als die Überlieferungen von John und Schubart. Unzuverläſſig kann die Frau nicht geweſen ſein, der Goethe in ſo bewegter Zeit ſo große Verantwortung überlaſſen, die ſolche Verantwortung mit vollem Bewußtſein übernehmen konnte. Denn Chriſtiane war nicht mehr unerfahren in Kriegsnöten, ſie hatte den Herbſt 1806 erlebt und wußte, was Durchzüge von Truppen, — ob Freund oder Feind, — bedeuten. Und die Art, wie Goethe ihr ſchreibt, iſt der beſte Beweis für das, was Chriſtiane ihm gilt. Man vergleiche den folgenden Brief mit dem Tagebuch vom 17. April (Seite 62—74) und man ziehe aus beiden ſeine Schlüſſe!

„Es iſt ein ſehr guter Gedanke, mein liebes Kind, daß du die Briefe von ſo langer Zeit her ordneſt, ſo wie es ſehr artig war, daß du ſie alle aufgehoben haſt. Woran ſoll man ſich mehr ergetzen in dieſen Tagen, wo ſo vieles vergeht, als an dem Zeugnis, daß es ſelbſt auf Erden noch etwas Unvergängliches gibt. Auguſts gute Einrichtung mit den Papiertaſchen hat alſo auch auf dich gewirkt. Sie kommt mir auch zuſtatten, denn ich habe mir bei meiner Ankunft dergleichen zuſammengeleimt und habe alles in beſſerer Ordnung als vor dem Jahre.

Deine Briefe ſind glücklich angekommen und wie ich daraus erſehe, auch die meinigen bei euch. Wir hätten es uns aber bequemer machen können, wenn wir ſie gleich anfangs numeriert hätten. Da braucht es nicht ſo viele Wiederholungen, deswegen will ich auch gleich die gegenwärtigen Blätter oben in der Ecke mit a und ſo fort bezeichnen, denn ich werde dir doch von hier aus noch mehr als einmal ſchreiben.

Mit dem 3. Bande geht es ſeinen Gang. Das erſte Buch und den größten Teil des 2. habe ich nach Dresden geſchickt, adreſſiert an Auguſt. Wahrſcheinlich nimmt es Peucer mit nach Weimar. Ich werde mich nicht vom Platze bewegen, bis ich mit den übrigen ſo weit bin, daß es mir nicht fehlen kann.

So eine Arbeit iſt viel größer, ja ungeheuerer, als man es ſich vorſtellt. Da ich aber noch 5 Monate Zeit habe, ſo brauche ich mich nicht grade zu ängſtigen.

Da dir das kalte Bad zwiſchen Weimar und Belvedere wohl bekommen iſt, ſo brauchſt du dich über die Whiſtmarken nicht zu betrüben. Wenn du ſie nicht wieder erhältſt, ſo finden ſich wohl in Dresden dieſelben oder andere ...

Ich ſehe nun faſt gar niemand mehr, denn da die Sachen überhaupt ſo konfus und ungewiß ſtehen, ſo ſind die Menſchen noch konfuſer und ungewiſſer. Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder tun muß, er mag ein Geſchäft oder ein Handwerk haben, welches er will.

Daß du dich ſo gut eingerichtet haſt, freut mich gar ſehr. Deine Gegenwart erſpart uns wenigſtens die Hälfte von dem, was es ſonſt koſten würde, denn du kannſt doch gar manches ableiten und das Unvermeidliche wohlfeiler einrichten; auch ſoll dir dafür der ſchönſte Dank geſagt werden und ich hoffe, wir wollen das, was uns übrig bleibt, noch vergnüglich genießen.

Auch Uli grüße beſonders. Sie ſoll gelobt ſein, daß ſie mein Weſtchen auch zur Zeit der Not nicht zurückgeſetzt hat. Ich verlange ſehr danach. Vielleicht habt ihr den glücklichen Gedanken gehabt, es des Herzogs Leuten mitzugeben. Es iſt auch recht ſchön und glücklich, daß ſie ſich den fatalen Verluſt nicht allzuſehr zu Herzen nimmt. Bleibt immer hübſch einig und vergnügt unter unſrem Dache und wir wollen noch eine Zeitlang zuſehen ...

d. 27. Juni.

Die Sonntage fahren fort, ſich immer ſehr gut gegen mich zu betragen und ſo hab ich geſtern ſpät endlich den Brief durch Fr. v. Berg erhalten. Er machte mir viel Freude, weil ich auch zurück ſah, daß Ihr euch den Umſtänden nach leidlich und immer tätig und reſolut verhalten habt. Allen tüchtigen Menſchen bleibt durchaus nichts weiter zu tun und wenn der Schmied immer ſein Hufeiſen ſchmiedet und die Köchin immer kocht, ſo

iſt das Notwendige und rechte getan im Krieg wie im Frieden. Alles reden, ſchwätzen und klatſchen iſt von Übel...

Von Wien habe ich wieder einen himmliſchen Brief und es iſt ſehr glücklich, daß man von Südoſt etwas Erfreuliches vernimmt, da von Nordweſt nichts als Unheil zu erwarten ſteht. Niemand kann auch nur für den nächſten Tag gut ſagen. Meine Lage wird durch die Ankunft des Herzogs ſehr geſichert, denn es mag erfolgen, was da will, ſo iſt er davon doch immer eher unterrichtet als wir Particuliers und es iſt meine Schuldigkeit und zugleich mein Vorteil, mich an ihn anzuſchließen. Haltet euch nur an eurer Stelle ſo gut ihr könnt und wegen meiner ſeid unbeſorgt; ich will ſchon das Meinige tun, damit meine Abweſenheit unſerem Zuſammenſein zum Vorteil gereiche.

d. 28.

Was die nächſte Zeit und Zukunft betrifft, ſo wollen wir ganz ruhig ſein. Dies wiederhole ich dir: tue nur jedes in jedem Augenblick das Seinige.

Wegen John wird manches zu beſprechen ſein, er iſt gut aber krank, durch körperliche Anlage und vielleicht durch Schuld. Diesmal übertrag ich's, es koſtet mich, aber es hat mir noch nicht geſchadet. Man muß jetzt alle Verhältniſſe reſpektieren und Gott danken, wenn man leidliche Tage hat. Mein Befinden iſt ſehr gut und läßt mir alles zu, was ich will und ſoll. Wir erwarten den Herzog zur Kur, die Großfürſtin Katharina als Durchreiſende. Ich will aber mein Paket ſchließen, damit es der nächſte Bote, an dem es nicht fehlen wird, mitnimmt. Lebe wohl. Liebe mich.

Erfahrung giebt Zutrauen, Zutrauen Hoffnung und Hoffnung läßt nicht zu ſchanden werden. So ſtehts ohngefähr geſchrieben."

Teplitz d. 1. Juli 1813.

„Ich will immer noch ein neues Blatt anfangen, da ich doch noch manches zu erzählen habe. Die Großf. Katharina war

geſtern hier auf einem kleinen Umweg, den ſie macht, nach Karlsbad zu gehen. Ich ward veranlaßt, ſie zu ſehen und habe ſie der Großf. Marie ſehr ähnlich gefunden. Sie iſt um weniges größer, aber im Geſicht, an Geſtalt und Betragen erkennt man das ſchweſterliche. Sie war ſehr freundlich und mir iſt es höchſt angenehm, ihr aufgewartet zu haben.

Eine merkwürdige Bekanntſchaft habe ich ſodann gemacht, einen Rittm. v. Schwanefeld, der den Geſandten in Gotha überfallen, Schwebeln entführt und ſonſt auf dem Thüringer Wald ſein Weſen getrieben hat. Es iſt ein junger Mann von ſtarkem Körperbau, regelmäßigem Geſicht, dem Bart und ſtraubige Haare etwas wildes geben. Im Geſpräch iſt er zwar kurz gebunden, aber bedeutend, und wenn er ſeine Abenteuer erzählt, ganz charmant, ja geiſtreich. Da er in dieſem Feldzuge, ſo kurz er war, viel gewagt, getan und gelitten hat, ſo iſt er heimlich ergrimmt, daß nichts aus allen den Anſtalten geworden iſt und ſpricht unter Vertrauten ganz offen über die vielen Verſehen und Fehler, die von Anfang vorkamen. Er macht die Perſonen, ihre Reden und Betragen, beſonders die alten Generale gar treffend nach und ſagt überhaupt viel, was ich ihm nicht nachſagen möchte. Er kommt abends in den Garten herunter und wenn nicht zuviel Perſonen beiſammen ſind, iſt er offen und unterhaltend. Er hat mich mehr als einmal bis zu Tränen lachen gemacht.

Von dieſen Dingen ſagt ihr nur den Vertrauteſten. Meine Briefe überhaupt gebt ihr nicht aus Händen, erzählen und vorleſen daraus werdet ihr mit Vorſicht. Ich wünſche nur, daß wir wieder ſoweit ſein mögen, um reden zu dürfen wie dieſer Soldat, der als paſſionierter Teilnehmer vernünftiger und mäßiger von allem ſpricht als die ſämtlichen müßigen philiſterhaften Zuſchauer.

Die Verlängerung des Waffenſtillſtandes beruhigt uns hier, die Einrichtung der Stadt Gitſchin zu einem Kongreß gibt die beſten Hoffnungen denen die den Frieden wünſchen. Worunter

J. Raabe: Goethe 1811

ich denn auch im Stillen gehöre. Denn laut darf man mit ſolchen Geſinnungen nicht ſein. Lebe recht wohl. Du hörſt bald wieder von mir; grüß alles. G.

am 3. Juli.

Nun kann ich euch noch vermelden, daß euer Brief vom 26. Juni bei mir angekommen iſt und ich freue mich daraus zu erſehen, daß es euch leidlich geh... Ich tröſte mich damit, daß ihr oft etwas in Briefen vergeßt und auslaßt, was man gern wiſſen möchte. Lebe recht wohl. In Prag war ich noch nicht. NB. Desport hat von Dresden ein Paket an Auguſt mitgenommen. Gebt mir bald eine Nachricht ſo wie von der Rolle.

13. Juli.

So eben erhalte ich euren Brief mit der Nachricht von Auguſts Krankheit und ziemlicher Geneſung, dagegen habe auch nur Klagen zu ſchreiben, denn John hat einen Rückfall gehabt und die Ärzte wollen, er ſoll nach Carlsbad gehen. Ich habe mich möglichſt zuſammengenommen, daß ich in der Hauptſache nicht gehindert ward, aber Unannehmliches und Koſten genug hat es mir verurſacht. Ich will ihn bald nach Carlsbad ſchicken und ihm das Michaelsquartal vorſchießen, mehr kann ich nicht tun. Es wird daher notwendig, daß man ſeinen Eltern die Sache zwar ſchonend aber deutlich vorſtellt, damit ſie für ſeinen ferneren Aufenthalt und Rückreiſe ſorgen. Er wird ſeine Zuſtände ſelbſt geſchrieben haben, ſie waren und ſind ſehr ſchlimm. Überlegt alſo die Sache und ſprich mit der Mutter ſchonend aber vernehmlich und meldet mir das Weitere gelegentlich."

Solches unbedingtes Vertrauen erwieſen Chriſtianen auch andere. Von allen Seiten wurde ſie zur Vermittlung angerufen und es war ſo bekannt, daß ſie ihren Mann beſſer kannte und verſtand als irgend jemand anderes, daß nicht nur Frau Rat ihr diplomatiſche Aufträge gab und ſie bat, zu gelegener Zeit dem geliebten Sohne ein Anliegen vorzutragen, wie es im Brief vom 21. April 1806 geſchehen war. Auch Freunde ſuchten

durch ihr Urteil oder ihre Vermittlung ſich Erkundungen über des Geheimderats Stimmung zu verſchaffen.

So ſchreibt Voß 1804: „Die Vulpius erzählte mir, daß es Goethe immer ſo viel Freude machte, wenn er hörte, dieſer oder jener habe mich recht lieb.“ Und wieder: „An einem der letzten Tage ſagte mir die Vulpius: ‚Sie hätten gar keine ſchönere Zeit zum Beſuche wählen können, denn ſo fortwährend heiter hat weder der Profeſſor Wolf noch Ihre Eltern den Geheimrat gefunden‘.“ Und am 18. Mai 1805 ſchreibt er auch: „Abends beſuchte ich die Vulpius; die ſagte mir, er ſei noch auf ſeinem Zimmer eine Zeitlang bewegt geweſen. Unter anderm hat er geſagt: ‚Voß wird ſeinem Vater nach Heidelberg folgen und auch Riemer wird man über kurz oder lang wegziehn und dann ſteh ich ganz allein‘.“

Und nicht nur Urteile über Stimmungen, vertrauliche Äußerungen ſuchte man bei Chriſtiane, man hoffte und wünſchte auch bei ihr Vermittlung und Beeinfluſſung des Herrn Geheimrats. So ſchreibt Chriſtiane am 30. November 1808 an ihren Sohn Auguſt nach Heidelberg:

„Lieber Auguſt.

Den 23. ſind wir glücklich hier angelangt und haben ſo ziemlich alles unverändert gefunden. Mit dem Frühjahre wird alles von Deinen Freunden nach Heidelberg ſtrömen, denn wir hören gar nicht auf, es zu loben.

Wir hatten ſehr große Mühe von Frankfurt fortzukommen, denn man hatte uns im Theater erkannt und Willemers beſuchten uns ſchon ganz früh. Ich glaube, wenn wir noch eine Stunde dageblieben wären, ſo wären alle Baſen und Vettern, die es nur gab, erſchienen, und wir würden wohl vor dem neuen Jahre nicht fortgekommen ſein.

Deine Freunde hat Caroline am Sonntag im Flug (?) faſt alle geſprochen und von Dir gegrüßt. Die Neugierde iſt ſo groß geweſen, und die Fragen ſo viel, daß ſie ſich ganz heiſer geſprochen hat, denn ein jeder wollte wiſſen, wie es Dir in Hei-

delberg ging und gefiel. Bei Schumanns war die Neugierde ſo groß, daß ſie Caroline gleich den Donnerstag einladen ließen. Das Wort Dämmern hat hier ſehr viel Beifall gefunden.

Heute habe ich meine Viſiten gemacht, nämlich bei der Fr. v. Wolzogen, Fr. v. Schiller, Schardts, Egloffſteins und der Schopenhauer.

Der Geheimer. hat das Theater völlig niedergelegt, aber der Herzog will es durchaus nicht zugeben; man ſchickt täglich ſowohl an mich als an den Geheimerat Leute ab, die ihn bereden ſollen, es nicht aufzugeben; aber ſein Entſchluß iſt feſt, daß er es entweder ganz allein haben will oder gar nicht. Ich bin es ſehr wohl zufrieden und ſehe ein, daß es durchaus nicht anders angeht. Die Sache iſt nämlich ſo. Es hat ſollen Sargin gegeben werden, Morhard hat aber ſo einen fürchterlichen Katarrh bekommen, daß es ohnmöglich war. Die Jagemann hat aber geäußert: „Wenn der Hund nicht ſingen kann, ſo ſoll er bellen, und er muß ſingen.“ Da das aber nicht möglich war und Morhard nicht in die Probe kam, ſo hat ſie ſich an den Herzog gewendet, und dieſer hat Morhard noch denſelben Abend wollen über die Grenze bringen laſſen, wo ihm denn der Geheimer. nur geſchwinde hat Wache geben laſſen, um es zu mildern. So ſtehen jetzt die Sachen. Der Herzog iſt am Dienstag nach Jena, und wir wiſſen nun noch nicht, wie es werden wird. Lebe recht wohl.

Deine Mutter C. v. Goethe.“

Am 10. Dezember ſchreibt Chriſtiane weiter, und erweckt in ihrem Sohne die Hoffnung, daß der Konflikt ſich noch beilegen laſſe:

„Lieber Auguſt!

Du mußt mir verzeihen, daß ich Dir nicht gleich das Kiſtchen mit Deinen Weihnachtsgeſchenken ſchicke, eine kleine Unpäßlichkeit nach meiner Rückreiſe, die aber gänzlich wieder gehoben iſt, als auch die vielen fremden Beſuche, als Humboldt,

Dr. Meyer, der Maler Kügelgen, welcher jetzt Deinen Vater malt, haben mich davon abgehalten, ich will es aber in einigen Tagen packen, wo Dir Deines Vaters Bild gewiß Freude machen wird, welches Lortzing recht hübſch kopiert hat, und es mit nächſter Poſt überſchicken.

Hier folgt einſtweilen Dein Geburts- und Weihnachtsgeſchenk, ich wünſche, daß es grade zum erſten Feiertage ankommen möge, welchen wir auch hier feiern wollen. Ich werde mich meinem Verſprechen nach zum erſten Mal gut kleiden und alle Theaterfreunde und alte Bekannte dazu einladen, welche Dich alle herzlich grüßen, beſonders Deny.

Neues iſt hier nichts Merkwürdiges vorgefallen, kein Reſſourcenball iſt hier auch noch nicht geweſen.

Mit dem Theater macht es ſich vielleicht noch, es iſt aber darüber noch nichts zu ſagen; ſobald alles beſtimmt iſt, erfährſt Du es von mir.

Caroline iſt ſehr viel bei mir und Du wirſt nächſtens von ihr einen recht langen Brief erhalten, ſie denkt noch immer mit Freuden an Heidelberg zurück.

Lebe recht wohl und ſchreibe bald, welchen Tag Du das Geld erhalten haſt.

Das Käſtchen ſoll bald folgen.

Grüße alle Bekannte von mir, beſonders Voſſens und Thibauts. C. v. Goethe."

Und die endliche Beilegung des Konfliktes meldet ſchließlich der Brief vom 31. Dezember 1808 (ſiehe S. 134). Aber Chriſtiane hat ſich nirgends darüber geäußert, ob ihr Einfluß das Geringſte mit dieſer Löſung zu tun habe.

Wenn ſie hier dem Sohne davon erzählt, daß man ſie zu einer Vermittlerrolle auserſehen will, ſo hat ſie vermutlich gerade für den Sohn oft vermittelt, ohne daß ſie es ihm zu wiſſen gibt. Wenigſtens möchte ich Chriſtianens Brief vom Anfang Juni 1808 und die Briefe vom 8. Januar und Ende Januar 1809 ſo deuten:

„Lieber guter Auguſt!

Ich freue mich ſehr, daß ich gehört habe, daß Du ſo fleißig biſt und daß es Dir ſo wohl gefällt. Sei nur wegen der Ausgaben ruhig und denke nur, daß der liebe Vater ſo gut iſt, daß er Dir gewiß geben wird, was Du brauchſt, wenn er weiß, daß Du es ordentlich anwendeſt, und auf eine Kleinigkeit von mir kannſt Du auch immer rechnen. Wenn ich kann, ſo findeſt Du in dieſem Brief etwas, oder von Lauchſtädt aus. Aber zu Michaeli ſollſt Du mehr haben.

Aber ſehnen tu ich mich ſehr nach Dir und um 11 uhr iſt mir immer, als müßteſt Du aus der Schule kommen, und ich ſehe mich immer nach Dir um, und bei allen meinen kleinen Geſellſchaften wird immer Deine Geſundheit getrunken.

Briefe habe ich vom Vater. Der befindet ſich ſehr wohl, beſſer als voriges Jahr. In der Lotterie habe ich nicht mehr als 75 Gulden gewonnen und davor nehme ich mir ein neues Los und da gewinn ich gewiß und wenn Dir eine Not ſollte mit Geld vorkommen, ſo rate ich Dir, Dich an die Bettine zu wenden; doch dies tu nur im Notfall, der Vater wird es alsdann doch bezahlen.

Den 22. geh ich nach Lauchſtädt, da ſchreibe mir ja bald, ich will Dir von da auch ſchreiben. Leb wohl. Alle gute Freunde grüßen Dich, beſonders Deny; ſchreib ihm doch, von dem wirſt Du alsdann einen rechten langen Brief erhalten. Lebe recht wohl und ſei brav.

Deine Dich herzlich liebende Mutter

C. v. Goethe."

„Lieber Auguſt!

Dein Brief hat uns große Freude gemacht. Wegen des Geldes können wir Dir aber jetzt nicht gleich welches ſchicken, da wir dieſe Weihnachten ſehr viel Ausgaben gehabt und viel Abzug wegen der Kontribution haben. Auf Oſtern ſollſt Du das Beſtimmte, was Du noch von Vater gebeten haſt, erhalten. Die Ausgaben hier überſteigen meine Einnahme, ſodaß

mir auch alles ganz knapp zugeſchnitten iſt; richte Dich alſo bis Oſtern ein, alsdann kannſt Du alles wieder bezahlen. Schreibe doch, ob Du den Kaſten von der Poſt erhalten haſt und ſchreib überhaupt Deinem Vater bald wieder.

Auf dem Reſſourcenball am Neuen Jahr war es ſehr voll, 365 Menſchen waren da. Der Geheimer. Müller, die Schopenhauer, Egloffſteins und mehrere gaben auf dem Ball ein Soupé, wo wir dabei waren, und ich habe von 8 uhr bis 3 uhr alles getanzt, was getanzt worden iſt, ſo auch Caroline, welche ſich gleich an den erſten Dreher in Heidelberg erinnerte. Die bewußte empfindſame Schöne ſchlich ganz verlaſſen umher. H. v. Humboldt iſt wieder abgereiſt, davor hat ſich aber der H. v. Knebel und Frl. v. Winkel eingefunden, ſodaß wir die Gäſte gar nicht los werden.

Daß Du aber dem Baggeſen ſeine Bekanntſchaft gemacht haſt, freut mich und den Vater ſehr. Grüße alles von mir und lebe recht wohl, ſchreibe aber nur bald wieder.

Hier ſchickt Dir der gute Vater die verlangten 50 Tlr., es ſind 51 Tlr. gutes Geld, damit Du Dich von Schulden los machen kannſt, weil doch nichts dabei herauskommt, wenn man auf Pump lebt. Auf Oſtern erhältſt Du 25 Tlr. Zuſchuß von hier, und ſo ſoll es alle ¼ Jahre folgen. Dein guter Vater hat Dich herzlich lieb und freut ſich ſehr, nur immer etwas von Dir zu hören. Ich bin ſehr froh, daß auf Oſtern doch ſchon ½ Jahr vorüber iſt und ſich von da an Deine Abweſenheit mit jedem Tag verkürzt. Dieſes Jahr wird ja auch vorübergehen. Sei nur fleißig und brav wie immer, ſo wollen wir Dich auch recht herzlich und freundlich empfangen.

Wir haben jetzt die Geburtstagsredoute, welche der Vater einrichtet, vor uns; es muß alles in Charaktermasken erſcheinen. Du ſollſt nächſtens eine Beſchreibung davon haben, wir machen einen Aufzug von 50 Perſonen. — Büttner und Bartholomäi machen meinen und Carolinens Begleiter. Ausführ-

lich erhältſt Du eine Beſchreibung, ſobald alles vorbei iſt. Leb recht wohl und ſchreibe bald.“

Chriſtiane dürfte aber dieſe Beeinfluſſung des „guten Vaters“ nicht ſchwer geworden ſein, hatte er ſich doch den milden Micio aus den „Adelphi“ des Terenz zum Vorbild genommen und war bemüht, ſeinen Sohn durch Güte und Nachgiebigkeit zu leiten. Er ſcheint alle ſeine Sorgen um den Sohn ſo wie ſeine Freude über ihn mit Chriſtiane beſprochen zu haben, wenigſtens kehrt er in vielen der Briefe als Gegenſtand der Korreſpondenz wieder. Nicht nur in den frühen Briefen, wo er das „artige“, das „gute“ Kind iſt, das Chriſtiane grüßen oder küſſen ſoll, dem Erdbeeren oder Kirſchen oder Zuckerwerk geſchickt wird, das ihn aufheitert und ermuntert, ſondern auch ſpäter noch, und dann werden die Geſchenke koſtbarer und dauerhafter, die Goethe dem „guten Knaben“, wie er auch dann noch genannt wird, durch Chriſtiane ankündigen läßt.

Im Mai 1808 ſchreibt Goethe aus Karlsbad an Chriſtiane: „Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß, beide übereinſtimmend unter ſich und mit dem, was wir von Auguſt wiſſen. Er macht ſeine Sache ganz artig und ſelbſt, daß er nicht unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadeln. Die Zeit, die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemütlich zubringen.“

Bald ſcheinen bei Goethe Sorgen ſich zu regen, denn in ſeinem Brief vom 29. Mai verbindet er ſeinen Dank an Chriſtiane für ihr ganzes Weſen mit einer etwas ängſtlichen Überlegung wegen Auguſt. Nach ſeiner Art läßt er ſich in derlei Gedankengeſpinnſten nicht lange gehen.

„Da habe ich denn Zeit allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich deiner und aller Liebe und Treue erinnre, die du an mir tuſt und mir das Leben ſo bequem machſt daß ich nach meiner Weiſe leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für dich und den guten Auguſt ſorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was du von Heidelberg gehört haſt,

mir auch alles ganz knapp zugeſchnitten iſt; richte Dich alſo bis Oſtern ein, alsdann kannſt Du alles wieder bezahlen. Schreibe doch, ob Du den Kaſten von der Poſt erhalten haſt und ſchreib überhaupt Deinem Vater bald wieder.

Auf dem Reſſourcenball am Neuen Jahr war es ſehr voll, 365 Menſchen waren da. Der Geheimer. Müller, die Schopenhauer, Egloffſteins und mehrere gaben auf dem Ball ein Soupé, wo wir dabei waren, und ich habe von 8 uhr bis 3 uhr alles getanzt, was getanzt worden iſt, ſo auch Caroline, welche ſich gleich an den erſten Dreher in Heidelberg erinnerte. Die bewußte empfindſame Schöne ſchlich ganz verlaſſen umher. H. v. Humboldt iſt wieder abgereiſt, davor hat ſich aber der H. v. Knebel und Frl. v. Winkel eingefunden, ſodaß wir die Gäſte gar nicht los werden.

Daß Du aber dem Baggeſen ſeine Bekanntſchaft gemacht haſt, freut mich und den Vater ſehr. Grüße alles von mir und lebe recht wohl, ſchreibe aber nur bald wieder.

Hier ſchickt Dir der gute Vater die verlangten 50 Tlr., es ſind 51 Tlr. gutes Geld, damit Du Dich von Schulden los machen kannſt, weil doch nichts dabei herauskommt, wenn man auf Pump lebt. Auf Oſtern erhältſt Du 25 Tlr. Zuſchuß von hier, und ſo ſoll es alle 1/4 Jahre folgen. Dein guter Vater hat Dich herzlich lieb und freut ſich ſehr, nur immer etwas von Dir zu hören. Ich bin ſehr froh, daß auf Oſtern doch ſchon 1 Jahr vorüber iſt und ſich von da an Deine Abweſenheit mit jedem Tag verkürzt. Dieſes Jahr wird ja auch vorübergehen. Sei nur fleißig und brav wie immer, ſo wollen wir Dich auch recht herzlich und freundlich empfangen.

Wir haben jetzt die Geburtstagsredoute, welche der Vater einrichtet, vor uns; es muß alles in Charaktermasken erſcheinen. Du ſollſt nächſtens eine Beſchreibung davon haben, wir machen einen Aufzug von 50 Perſonen. — Büttner und Bartholomäi machen meinen und Carolinens Begleiter. Ausführ-

lich erhältſt Du eine Beſchreibung, ſobald alles vorbei iſt. Leb recht wohl und ſchreibe bald.“

Chriſtiane dürfte aber dieſe Beeinfluſſung des „guten Vaters“ nicht ſchwer geworden ſein, hatte er ſich doch den milden Micio aus den „Adelphi“ des Terenz zum Vorbild genommen und war bemüht, ſeinen Sohn durch Güte und Nachgiebigkeit zu leiten. Er ſcheint alle ſeine Sorgen um den Sohn ſo wie ſeine Freude über ihn mit Chriſtiane beſprochen zu haben, wenigſtens kehrt er in vielen der Briefe als Gegenſtand der Korreſpondenz wieder. Nicht nur in den frühen Briefen, wo er das „artige“, das „gute“ Kind iſt, das Chriſtiane grüßen oder küſſen ſoll, dem Erdbeeren oder Kirſchen oder Zuckerwerk geſchickt wird, das ihn aufheitert und ermuntert, ſondern auch ſpäter noch, und dann werden die Geſchenke koſtbarer und dauerhafter, die Goethe dem „guten Knaben“, wie er auch dann noch genannt wird, durch Chriſtiane ankündigen läßt.

Im Mai 1808 ſchreibt Goethe aus Karlsbad an Chriſtiane: „Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß, beide übereinſtimmend unter ſich und mit dem, was wir von Auguſt wiſſen. Er macht ſeine Sache ganz artig und ſelbſt, daß er nicht unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadeln. Die Zeit, die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemütlich zubringen.“

Bald ſcheinen bei Goethe Sorgen ſich zu regen, denn in ſeinem Brief vom 29. Mai verbindet er ſeinen Dank an Chriſtiane für ihr ganzes Weſen mit einer etwas ängſtlichen Überlegung wegen Auguſt. Nach ſeiner Art läßt er ſich in derlei Gedankengeſpinnſten nicht lange gehen.

„Da habe ich denn Zeit allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich deiner und aller Liebe und Treue erinnre, die du an mir tuſt und mir das Leben ſo bequem machſt daß ich nach meiner Weiſe leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für dich und den guten Auguſt ſorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was du von Heidelberg gehört haſt,

mag für den Anfang recht gut ſein; wenn er nur nicht des guten zu viel tut und zunächſt müde wird. Doch das wird ſich alles geben und eins aus dem andern entwickeln.“

Am 15. Juni wird es ihm in finanzieller Beziehung ein wenig bange, da er wohl die Geldnöte des jungen Studenten erfahren hat. Er berechnet ſelbſt ſeinen Verbrauch und beſchließt dann, dem Sohne nach einer kleinen Zeit der Sorge, die er offenbar für erziehlich hält, beizuſpringen:

„Unſre Haushaltungsordnung iſt ſich die erſten vier Wochen ſehr gleich geblieben, wir brauchen zur Beſtreitung alles nötigen wöchentlich etwas über 20 rh. Das Papiergeld fällt noch immer, dergeſtalt daß man bei den fixen Ausgaben einigen Vorteil hat; denn Handwerker und Handelsleute ſteigern ihre Preiſe von Zeit zu Zeit.

Auguſtens Briefe machen mir viel Freude. Es iſt freilich was eignes ſo allein in der Welt zu ſtehen und alles baar bezahlen zu müſſen, da man zu Hauſe ſo vielen Hinterhalt und Ausflüchte hat. Er mag ſich noch ein wenig hinhelfen, damit er ſieht, was das Geld wert iſt; dann kann man ihm ja wohl mit etwas außerordentlichem beiſpringen.

Übrigens werden wir beyde ſelbſt recht wohl tun wenn wir wieder zuſammen kommen, daß wir unſre Finanzpläne, die ſeit dem 14. Okt. noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten gemeinſchaftlich bedenken und aufs neue einrichten.“

Da Auguſt im Herbſt erkrankt war und Chriſtiane ihn nach ſeiner Geneſung in Frankfurt trifft, beauftragt Goethe ſie „den guten Auguſt aufs beſte zu pflegen“ und in Heidelberg allen und jeden Freunden ſchönſtens zu danken. Als Chriſtiane dann nach Heidelberg fährt, um ſich mit eigenen Augen über das Leben des Sohnes zu orientieren, da hat Goethe Auguſt inſtruiert, was er von ihm an geſellſchaftlichen Rückſichten erwarte und verlange, und er ſchreibt am 7. November 1808 an Chriſtiane darüber:

„An Auguſt habe ich nach Heidelberg geſchrieben und was

ich dort von euch wünſche; beſonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau v. Luck beſucht. Es iſt mein Wunſch; du weißt, daß ich nicht gern ſage mein Wille. Auguſt drückt ſich von ſolchen Verhältniſſen weg, das nehm ich ihm nicht übel. Aber du mußt dieſe Perſonen mit ihm ſehen. Du fühlſt warum, und die Sache iſt ja nur eine Spazierfahrt. Lebe recht wohl."

Als Auguſt im Herbſt 1809 von Heidelberg zurückkehrt, erhält Chriſtiane im Brief vom 20. September Verhaltungsmaßregeln für dieſen:

„Auguſt ſoll mir auf das ſchönſte willkommen ſein, um ſo mehr da er grade nach meinen Wünſchen anlangt. Ich gönne ihm und euch ein fröhliches Zuſammenſein. Er ſoll ſich erſt recht zu Hauſe fühlen, ſeine Freunde, ſein hinterlaſſenes Muſeum, Haus, Garten, Theater und was ſonſt erfreulich iſt, genießen und ſich dabei wohl behaben. Dazu braucht es einige Zeit und es wird mir viel Freude machen, wenn er mir ſo oft es die Gelegenheit giebt, einige Worte meldet.

Ich brauche wenigſtens noch 8 Tage, um mit demjenigen in Ordnung zu kommen, was ich mir vorgenommen habe; nicht allein mit dem Druck des Romanes muß ich im Reinen ſein, ſondern auch mit Briefen, welche ich dieſe Zeit her ſchuldig geworden, und mit andern Dingen. Wenn ihr euch alſo unter einander vergnügt; ſo denkt nur, daß ich die nächſten Tage zubringe, um bald mit euch ohne Störung vergnügt zu ſein. Ich bitte dich inſtändig, mir alle Beſuche abzuhalten; jedes wahre Geſchäft läßt ſich ſchriftlich abtun, beſonders wenn es ordentlich gedacht und gut vorgetragen wird.

Auguſt wird vor allen Dingen ſich ruhig verhalten, wie ihn auch der Mangel der Garderobe ſelbſt nötigt. Allein wie er einigermaßen ausgehen kann, und ehe er ſonſt wohin, oder herumgeht, ſo wartet er dem Herrn Geh. Rat Voigt auf, und empfiehlt ſich ihm, mehr durch gutes Betragen als durch Worte. Soviel für heute, da wir ja einen jeden Tag einander ſchreiben und von einander Nachricht haben können."

Die Freude des Wiederzuſammenſeins war groß, aber am 30. März 1810 erwacht wieder die Sorge um den Sohn und um ſeine Entwicklung:

„Auguſt kommt wieder zu euch hinüber und ich freue mich ſeiner, auf mehr als eine Weiſe; aber es iſt doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht überſehe und bedenke, ſo iſt mir ſein Heidelbergiſcher Aufenthalt lieber als ſein Jenaiſcher: es kommt ſchon etwas Kümmeltürkiſches in ihn. Ich habe niemals einen ſo deutlichen Begriff von dieſem Wort gehabt als jetzt. Ich will ihm ſeinen Sommer nicht verderben und du brauchſt ihm hievon nichts merken zu laſſen: aber wenn es ſo fortgeht, ſo muß er auf Michael wieder in eine andre Welt, nach Göttingen oder wohin es auch ſein mag. Da viel Zeit bis dahin iſt, ſo wollen wirs beſprechen; aber ich ſage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten.“

Doch dann legen ſich die Sorgen wieder und auch davon gibt Goethe der Mutter ſofort Nachricht; er ſchreibt ihr am 7. Mai: „Die Gegenwart von Auguſt war uns geſtern ſehr erfreulich. Wir haben allerlei Späße zuſammen gehabt, von denen er Dir wird erzählt haben.“

Am 1. Auguſt 1910 ſchreibt er ihr aus Karlsbad:

„Von Auguſt habe ich endlich auch einen ganz verſtändigen Brief, er ſcheint auch auf ſeine Weiſe vor ſich hinzugehen und wenigſtens immer einiges zuzulernen. Das erſte halbe Jahr war es wirklich ein Verderb für ihn daß Schömann ein Gegner von Thibaut iſt, den Auguſt ſo ſehr verehrt und deshalb jenen nicht leiden konnte. Leider hats in Jena wieder Händel geſetzt mit Landmannſchaftlichen und dergleichen Verhältniſſen. Auguſt hat ſich aber wie mir H. v. Hendrich ſchreibt aus allem entfernt gehalten. Es iſt ſehr gut, daß er das Zeug in Heidelberg durchgearbeitet hat. Vielleicht haben dir Schmidt und Bülow das Nähere erzählt.“

So erfährt Chriſtiane alle Sorgen und alle Freuden aus

erſter Hand. Und nichts iſt ſo klein, daß er ihr nicht darüber Mitteilung machen wollte. Rührend und komiſch iſt es zugleich, wenn er ſich ihr gegenüber als Hausvater aufſpielt und ihr von ſeiner Wirtſchaftsführung berichtet. Ein liebenswürdig-kindlicher Stolz zeigt ſich da und immer oder faſt immer ſtellt er alles von der guten Seite dar, um ihr, wenn ſie abweſend iſt, keine Sorgen zu machen, die Reiſefreuden nicht zu verkümmern. Nur während ſeiner Beſuche in Jena ſchreibt er oft kläglich über die Eſſensverhältniſſe und ſucht ihr Mitleid zu erregen, damit ſie für ihn koche und brate und ihm beſondere Leckerbiſſen zukommen laſſe. Doch iſt er dafür auch wieder für ſie beſorgt und ſchickt, wie er ſchon von der Campagne in Frankreich ſchrieb, „einiges in die Wirtſchaft“.

Am 21. Juni 1803 ſchreibt er ihr nach Lauchſtädt:

„Mit dem ſchlechten Wetter müßt Ihr freylich Geduld haben und ſehen wie ihr euch in Sälen und ſonſt unterhaltet, dagegen kann es bald recht ſchön werden und ich ſehe gern, wenn Du ſolange dort bleibſt als dir's gefällt. Im Hauſe vermiſſen wir dich ſehr und Erneſtine wird für Sorgen ſchon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüß oder ſonſt was zukaufen, weil das Ausgeſetzte nicht reichen will. Das iſt aber eigentlich ein Spas und Auguſt iſt ſehr tätig bey dieſer Gelegenheit. Er wird dir ſelbſt ſchreiben. Wir kommen faſt nicht von einander und er iſt gar unterhaltend und artig. Nach Lauchſtedt möchte er gar zu gern. Vor allem will ich Schillers Reiſe abwarten und dann auch an die meinige denken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke und will ſehen, wie weit ich komme. Fahre nur fort, mir täglich zu ſchreiben, wenn es auch nur wenig iſt. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen, wie du deine Zeit hinbringſt. Lebe wohl und gedencke mein. Ich liebe dich herzlich.“

Am 12. Juli 1803 ſchreibt er wieder:

„Seit meiner Rückkehr von Jena greift ſich die Köchin beſonders an und kocht ſehr gut. Die Bohnenſtangen ſind auch

angekommen, die noch fehlten, das war das einzige was im Garten abging, und ich wüßte überhaupt nichts was dir Sorge zu machen brauchte."

Und im nächsten Jahr, am 17. Juli, beruhigt er sie wieder: „Im Hause geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geistchen scheint darin umzugehen und alles anzuordnen. Alles grüßt." Am 1. August 1804: „Im Hause geht alles recht gut und ich kann durchaus zufrieden sein."

Ist Goethe entfernt, sucht er allerlei Leckerbissen und kleine Genüsse, die er Christiane schicken kann, so schreibt er ihr am 15. Juni 1808 aus Karlsbad:

„Nun lebe recht wohl. Ich habe einen sehr artigen Brief von der Bardua aus Dresden, die sich dir schönstens empfiehlt. Zum Schlusse sag ich nur noch, daß ich dir ein Paar köstliche Rindszungen gekauft habe und will sehen sie nach Leipzig zu bringen, von wo du sie leicht erhalten wirst. Ich freue mich auf Nachrichten von dir."

Wenn Christiane etwas sendet, wie im November 1808, aus Frankfurt, dann soll sie auch die Freude des Eröffnens haben, er schreibt am 7.: „Dein Eingemachtes und Kastanien sind glücklich angekommen. Die Kasten und was Du sonst schickst, sollen nicht eröffnet werden, bis Du selbst dabei präsidierst."

Am 30. Mai 1809 schreibt Goethe aus Jena, wohin er sich seiner Arbeit wegen zurückzog:

„Du wirst nun wohl Herrn Kaaz bei dir einlogiert haben und was das häusliche Behagen betrifft, wird er meine Abwesenheit nicht bemerken. Ich schreibe ihm selbst und Herrn Hofr. Meyern zu gleicher Zeit und ich bin überzeugt, daß seine Ausstellung und was er sonst wünscht, gleichfalls gut geraten werde. Ich werde mit Vergnügen davon durch die rückkehrenden Boten und mehr noch künftigen Sonnabend belehrt werden. Wende alles was du kannst die nächsten 8 Tage von mir ab: denn ich bin grade jetzt in der Arbeit so begriffen, wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich

jetzo geſtört, ſo wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir ſehe und was in kurzer Zeit zu erreichen iſt. Wie geſagt, mein Kind, laß nur die nächſten 8 Tage nichts an mich heran, was abzuhalten iſt. Alle Geſchäfte ſind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an euch denken und euch von Zeit zu Zeit einen Fiſch und ein gut Stück Wildpret ſchicken, damit ihr es in gutem Frieden genießet und euch weiter nichts anfechten laſſet."

Für ſolche Sendungen verlangt er auch Gegenleiſtungen, oder vielmehr, er klagt und regt auf dieſe Weiſe Gegenleiſtungen an:

„Es geht mir noch immer vor wie nach. Ich habe mich über nichts zu beklagen, als etwa daß das Eſſen nicht immer das erfreulichſte iſt. Die Freundinnen tun noch immer mit Spargel und ſonſt noch das Beſte."

Am 8. September heißt es dann: „Die Feigen, die Du mir ſchickteſt, waren zum Teil noch nicht völlig reif, laß ſie immer noch einen oder ein paar Botentage hängen, bis ſie völlig reif werden ... Wenn Du uns etwas Gutes erzeigen wollteſt, ſo ſchicke uns eine geräucherte Zunge aber ſchon abgekocht, herüber."

Die Feigenkultur, ſo wie der geliebte Garten überhaupt müſſen einen großen Raum in Chriſtianens Leben eingenommen haben, und das iſt gewiß nicht verwunderlich bei der Gattin vom Entdecker der Pflanzenmetamorphoſe, der das ſchöne Gedicht darüber zugeeignet war. Goethe ſchickt immer wieder Pflanzen und Samen, er läßt die Zucht neuer Gemüſe von ihr ausprobieren, er ſchickt ihr ja ſogar ein Gedichtchen auf die Artiſchocke und er berichtet an Knebel, daß ſeine Frau ihm einen Begriff von ihren Feigen beizubringen und ihm deshalb eine Koſtprobe zu überſenden wünſche. Chriſtianens Garten muß wirklich etwas beſonders Schönes und Gepflegtes geweſen ſein, wenigſtens ſchreibt Knebel darüber an Goethe am 2. Juli 1810:

„Nun muß ich dir noch ſagen, daß ich ganz kürzlich ein paar

Tage in Weimar zugebracht habe und mir die Freiheit genommen, in Deinem Hauſe abzutreten, wo mich Deine Frau mit ihrer gewöhnlichen Liebe und Freundſchaft aufgenommen hat. Ich habe ein paar der ſchönſten Frühmorgen in Deinem Garten zugebracht und durch die Güte Deiner Frau mich mit dem Egerbronnen erfriſcht, der mir ſehr gut bekam. Der Garten gefiel mir ſeiner Ordnung, Lage und Einrichtung nach ganz ungemein und ich würde ihn zu den behaglichſten Winkeln in ganz Weimar rechnen. Alles ſteht da ausgewählt und gut und in manchem Betracht beſſer als hier in Jena, wo ſich die Trockne doch ſchon mehr anjetzt bemerken läßt. Die Sorgfalt und Ordnung Deines Gartens iſt über alles zu loben. Sie wird in dieſer Woche noch, wie ſie geſagt, nach Lauchſtedt abreiſen."

Auch andere Fernerſtehende ſcheinen die Anerkennung für Chriſtianens Garten- und Küchenerzeugniſſe geteilt zu haben. Wenigſtens ſchreibt Goethe am 3. Januar 1813 an den Prinzen Friedrich von Gotha:

„Den trefflichen und bewunderungswürdigen Iffland habe ich wirklich abreiſen laſſen, ehe ich Ew. Durchl. für das neuerliche gnädige Andenken durch Herrn v. Hornſtein geziemenden Dank ſage. Noch bis auf die letzte Vorſtellung hoffte ich Ew. Durchl. hier zu verehren. Allein das Vergnügen, das uns der unübertreffliche Schauſpieler gewährt, ward leider beſonders in meinem Hauſe durch Ew. Durchl. Außenbleiben ſehr verkümmert, die Frauenzimmer wollten ſich gar nicht zufrieden geben. Kapuſchekarten waren rießweiſe übereinander getürmt, Picalillo und Gurken und was zu einer leichten Abendkollation, wie Ew. Durchl. ſie lieben, ſonſt noch gehören mag, häuslich bereit, und nun die erſt verzögerte, ſodann aber völlig vereitelte Hoffnung höchlich beklagt und bedauert. Damit aber die Haushälterinnen nicht ganz umſonſt gearbeitet haben, auch ihre Sorgfalt aus der Ferne beweiſen mögen, tragen ſie mir auf, 2 Fäßchen an Ew. Durchl. zu ſpediren, welches hiermit unter den angelegentlichſten Empfehlungen geſchieht, und damit der

Poſtwagen nicht verſäumt werde, nur mit eiliger und herzlicher Verſicherung begleitet, daß wir Ew. Durchl. alle wie immer und für immer ergeben ſind.

Ihrem Durchlauchtigſten Herrn Bruder, welcher mich mit gnädigem erheiterndem und belehrendem Beſuche zweimal erfreut, bitte mich zu ferneren Gnaden untertänig zu empfehlen."

Da iſt denn auch von der „Rapuſche" die Rede, vom Whiſtſpiel, das in Goethes Tagebuch-Aufzeichnungen eine ſo große Rolle ſpielt. Immer wieder finden wir: „Nachher Whiſt geſpielt mit den Frauenzimmern", oder kurz „Whiſt", oder abends „Rabuſche mit den Frauenzimmern". Ebenſo häufig ſind die Eintragungen, daß er den Frauenzimmern vorgeleſen habe. Nicht nur ältere Arbeiten, wie „Hermann und Dorothea", auch „Dichtung und Wahrheit" hat er während ihres Entſtehens vorgeleſen. Und überhaupt hat er jede kleine Einzelheit, jeden Ausflug ſeiner Frau notiert, jeden Beſuch, den ſie machte. So knapp ſeine Eintragungen ſind, ſo laſſen ſie uns doch die Bedeutung ahnen, die alles für ihn gewann, was ſich auf ſeine Frau bezog, denn über andere ihm naheſtehende Menſchen finden ſich nur ſelten Bemerkungen im Tagebuch. Nur ganz wichtige Ereigniſſe in bezug auf Auguſt oder Ausflüge, bei denen der Sohn den Vater begleitete, ſind erwähnt, während Chriſtianens Abweſenheiten immer regiſtriert werden. Vor der Eheſchließung ſteht meiſt „Dem. Vulpius", oder „die Meinigen" im Tagebuch, nachher heißt es immer „meine Frau", und wenn es ſich um Briefeintragungen handelt, ſo ſind ſie an „Frau Geheimrätin von Goethe" gerichtet. Aus dem friedlich ſtillen Sommeraufenthalt in Berka von 1814 hat er ſogar die Gevatterſchaft ſeiner Frau verzeichnet, die dieſe bei einem Ortskind übernommen, und die ihr die Sympathien der Bevölkerung zugewandt habe, wie ſie ſelbſt berichtet.

Sie war eben ein Zentrum für ihn, an das ſich alles, auch das Befremdlichſte und unter ſich Verſchiedenartigſte anſchloß und kriſtalliſierte, ſie war ſeine Gattin im höchſten Sinne des

Wortes, wie keine andere es ihm zu ſein vermocht hätte. Charakteriſtiſch hierfür ſind alle ſeine Briefe an ſie, alle dieſe Häufungen der verſchiedenartigſten Sorgen und Überlegungen, Freuden und Anerkennungen, die er mit ihr teilt. Ich will zum Beweis dafür nur wenige Briefe hier einreihen, die ich aus der Fülle des Materials beinahe blind herausgreife. Erſt ein Schreiben aus Jena vom 27. April 1810:

„Für das Überſendete ſollſt du vielen Dank haben. Laß es uns nicht an Nöſſeln Franzwein und an halben Braten nicht fehlen. Schickteſt du mir etwas Spargel, der doch nun auch hervorkriechen ſollte, ſo würde ich es auch gut aufnehmen. Die Freundinnen haben mir hier die Erſtlinge zugeteilt. Du erhältſt hiermit mancherlei. Ich hoffe einen Aal. Aalraupen haben wir auch verzehrt, welches wirklich kein ſchlechter Fiſch iſt. Pflanzen erhältſt du und auch Federnelken. Dagegen bitte ich dich inſtändig: ſchicke mir Kaſten und Schachteln zurück! Es iſt noch einer drüben von den erſten Federnelken. Eine Schachtel die Wagnern gehört. Nun kommt wieder ein Kaſten. Laß den nicht bei dir ſtehen. Die Leute geben ſehr gerne den Inhalt, aber die Gehäuſe wollen ſie wieder haben.

Mache dem guten Rinaldo einmal eine Artigkeit und ſage, daß ſie von mir komme. Das artige Kind hat mir ein paarmal geſchrieben und Zeichnungen geſchickt; aber ich komme nicht dazu auszudenken, wie ich ihm auch etwas Erfreuliches erzeigen könnte ...

Denke nur ja auf alles, was es etwa zu meiner Abreiſe noch bedarf, oder was vorher entſchieden ſein muß: denn ich möchte ſie beeilen ſoviel als möglich. Das Carlsbad, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr iſt, was man ſagt, wird dies Jahr ſo voll, daß man nicht früh genug anlangen kann. Lebe recht wohl und verſäume nicht das Tagebuch."

Dann ein Schreiben vom 28. Auguſt desſelben Jahres aus Töplitz:

„... Die Bäder bekommen mir außerordentlich wohl. Dies

J. Raabe: Chriſtiane von Goethe

war umſo erwünſchter als ich diesmal in Karlsbad kein Glück hatte. Von meinen Uebeln blieb ich nicht ganz frei, die Arbeit wollte nicht vom Flecke, das Wetter war abſcheulich und die Geſellſchaft in politiſchen Spannungen. Deshalb ich ſeit Abreiſe der Kaiſerin kaum einen vergnügten Tag hatte. Die hieſigen Bäder dagegen haben mich auf eine wunderwürdige Weiſe hergeſtellt. Du erinnerſt dich daß der Capellmeiſter Müller ſie mir ſehr dringend empfahl. Grüße ihn ſchönſtens und ſage ihm: es ſei wirklich alles gute für mich daraus erfolgt. Auch für deine Zuſtände würden ſie ſehr heilſam ſein. Vielleicht brauchſt du ſie nächſtes Jahr und ſiehſt Dresden bei dieſer Gelegenheit das nur 7 Meile von hier liegt. Der Herzog geht den 31. ab. Ich will noch eine Woche länger bleiben, ſodann über Dresden und Freiberg nach Hauſe gehen und zu Michael bei euch ſein. Die Gegend iſt hier außerordentlich ſchön., beſonders zum Spazierenfahren, denn es liegen viel Schlöſſer, Städtchen und Luſtörter umher. Alle Menſchen ſind gutmütig, gaſtfrei und würden im Himmel ſein, wenn die unſeligen politiſchen Spaltungen nicht wären. Uebers Jahr gehe ich wieder hieher und dann kannſt du mit Carolinchen nachkommen. Zu tanzen gibts wenig; aber deſto mehr Rutſcherchen.

An Aeugelchen fehlts nicht an jungen und alten, bekannten und unbekannten und was das Beſte iſt alles geht geſchwind vorbei. Die Herzogin v. Kurland hat mich freundlich auf ihr Gut geladen, das bei Altenburg liegt. Wahrſcheinlich beſuche ich ſie auf der Rückreiſe. Sehr wichtig iſt mir daß ich den König von Holland habe kennen lernen, mit dem ich in einem Hauſe wohne. Ich ſehe ihn öfter und er hat Vertrauen und Güte gegen mich, wovon ich dir manches zu erzählen habe.

Im Schauſpiel bin ich wenig; ſie haben einen einzigen Akteur der brav iſt, die übrigen ſind unglaublich ſchlecht und die Liebhaberinnen ſehr häßlich. Einen Brief von Auguſt habe ich erhalten. Grüße ihn ſchönſtens und ſo auch die Theaterfreunde. Richte alles ordentlich ein, damit wir einen frohen Winter

haben. Ich wünſchte öfter Freunde bei Tiſch und die Muſikübungen recht tätig und treulich fortgeſetzt. Wenn Carolinchen artig iſt ſoll ſie übers Jahr hier auch baden.“

Am 24. Juli 1804 ſchrieb er ſchon: „... Ich bin am Götz und wenn ich noch 14 Tage fortfahre; ſo kann ich damit zu Rande kommen.

Nun dächte ich du ſchickteſt Sonntag den 29ten den Wagen, da könnte Dienstag d. 31. Jul. Guſtel und Herr Riemer abfahren und es hinge von dir ab Montag d. 6. Aug. oder 8 Tage ſpäter zurückzukommen. Solange dirs Freude macht, ſolange bin ich es auch zufrieden. Die Stunden die ich ſonſt mit dir verplaudere arbeite ich am Götz und ſo wird auch dir ein Vergnügen auf deine Rückkunft bereitet.“

Am 16. Juli 1807 berichtet er ihr am Ende eines ausführlichen und liebenswürdigen Plauderbriefes über ſeine Freunde Reſident Reinhard, und es klingt, als ſollte der Vergleich zwiſchen Chriſtiane und der Gattin des Freundes zu der erſteren Gunſten gezogen werden, denn obzwar Frau Reinhard eine gute Mutter und tätige Gattin iſt, hat ſie doch allerlei Eigenſchaften, die Chriſtiane ſich nicht eben anmaßt und die Goethe, wenn wir dem Urteil ſeiner Epiſteln glauben dürfen, durchaus nicht ſympathiſch an Frauen ſind:

„Reſident Reinhard mit ſeiner Familie geht morgen ab über Dresden und kommt wahrſcheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sey freundlich gegen ſie, wenn ſie dich beſuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu ſehen und kennen zu lernen. An ihm wirſt du einen ernſthaften, ſehr verſtändigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern du zu ihr einiges Verhältnis haben kannſt, wird ſich geſchwind zeigen. Sie iſt eine gute Mutter und thätige Gattin, aber beleſen, politiſch und ſchreibſelig: Eigenſchaften, die du dir nicht anmaßeſt. Sie kennt Mme. Schopenhauer und hofft auch mit ihr in Weimar zuſammen zu treffen. Mehr wüßte ich jetzt nicht zu ſagen,

als daß ich dich erſuche, die Herrn Wöchner und die übrige Geſellſchaft zu grüßen. Unſerm berliniſchen Kleeblatt gönne ich deine Ankunft in Lauchſtädt. Aus den Relationen Genaſtens und des H. Rochlitz konnte ich ſchon ſehen wie es eigentlich mit ihnen ſtand. Es iſt eben auch eine Prüfung, durch die ſie hindurch mußten. Da ſich Mme. Beck als Gaſt bey der Geſellſchaft aufhält, ſo kannſt du ja wohl einleiten, daß die Hageſtolzen gegeben werden. Lebe übrigens recht wohl und in der Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehens."

Am 7. Auguſt 1808 iſt er um ihre Geſundheit beſorgt, und ihre üble Laune, die zweifellos zu den Krankheitsſymptomen gehört, will er durch Troſt und Vergleiche mit der ſchlimmen Lage anderer Freunde beſſern, gleichzeitig regt er zu Zerſtreuungen an, damit neuer Unterhaltungsſtoff gegeben werde:

„Die Schachtel wird nun angekommen ſein, auch wirſt du nach Kappes Verordnung nunmehr verfahren und ich hoffe es ſoll beſſer werden, da denn doch das Uebel von keiner Bedeutung zu ſein ſcheint. Wir wollen künftig uns aber nicht ſo lange mit Unglauben hinſchleppen und beſonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erſt recht kennen gelernt, was das für ein trefflicher Mann und Arzt iſt. Wenn die gute Laune ſich nicht einſtellen will; ſo denke nur über welche ungeheure Uebel wir hinausgekommen ſind und wie es uns vor Millionen Menſchen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrat v. Stein, ſeine junge ſchöne liebe Frau iſt ihm geſtorben, die einzige Tochter ſehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden wie es in der Welt ausſieht, da von allen Enden Menſchen zuſammen kommen. Es iſt ein Jammer nur hinzuhorchen.

Du tuſt wohl in Lauchſtedt bis zu Ende zu bleiben und mir geſchieht eine große Liebe. Denn ohne dich weißt du wohl könnte und möchte ich das Theaterweſen nicht weiter führen. Wenn wir wieder zuſammen kommen, machſt du mich mit den Ereigniſſen des Sommers bekannt und über den Winter wol-

len wir auch ſchon hinauskommen. Auf die Muſik freue ich mich bei Eberweins Wiederkehr.

Dein Geburtstag iſt doch glücklich und fröhlich gefeiert worden?

Sollteſt du nicht auf einige Tage nach Deſſau gehen? Ich wünſche daß du dieſe Sachen in der ſchönen Jahreszeit ſäheſt. Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine neue Unterhaltung. Daß du nicht nach Carlsbad kamſt war wohlgetan, ich habe mich an den Gegenden ſchon ſo abgelaufen, daß ſie kein Intereſſe mehr für mich haben. Uebers Jahr müßteſt du gleich Anfangs mit mir her, nach deinen Zuſtänden taugt dir zwar der hieſige Brunnen nichts; aber es wäre dich umzuſehen und wir könnten am Eger Brunnen länger verweilen, der dir doch wohltätig iſt.

Was mich betrifft; ſo mag ich von hier nicht fort; ich komme ſobald nicht wieder in die Arbeit, wie ich jetzt im Zug bin, in Weimar bin ich nicht nötig; ja, der Herzog hat mir von Töplitz ſehr freundſchaftlich geſchrieben, ich ſolle mir nach Möglichkeit wohl ſein laſſen. Alſo will ich es noch eine Weile ſo forttreiben, bis es unvermeidlich iſt von Wöchnern und Austeilungen zu hören."

Übrigens iſt dieſer Brief noch aus einem anderen Grunde intereſſant und wichtig. Kappe hat nämlich in ſeiner Verordnung den Genuß von rotem Wein beſtimmt — ſchwerlich würde die ärztliche Verordnung an eine Trunkſüchtige Weingenuß enthalten haben, am wenigſten in jener Zeit, wo man die Entziehungskuren nicht ſo langſam und individuell kontrollierend einzurichten verſtand wie heute. —

Am 19. Auguſt 1808 ſchreibt Goethe ihr aus Karlsbad über menſchliche Schwierigkeiten, über die Klatſchereien, gegen die ſie auch als ſeine Gattin nicht geſchützt war, was er wohl auch früher erkannt und gewußt hatte:

„Wenn die Leute dir deinen guten Zuſtand nicht gönnen, und dir ihn zu verkümmern ſuchen; ſo denke nur, daß das die

Art der Welt iſt, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum; ſo heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht ſich jetzt ein Geſchäft daraus meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort. Ich habe die wunderbarſten Anträge, die wir zuſammen überlegen wollen."

In einem kurzen Brief vom 2. Juni 1809 aus Jena kommt wieder eine Fülle von Mitteilungen und Aufträgen, neben der Beſorgung des Konzeptpapiers, ſteht der ausführliche Bericht über die Hamlet-Aufführung:

„Heute weiß ich dir, mein liebes Kind, wenig zu ſagen. Geſtern iſt Fr. v. Stein, Fr. v. Seebach und Fräul. Boſe hier geweſen und wir haben bei Knebels zuſammen geſpeiſt. Meine Arbeiten gehen ganz ordentlich fort, und ich denke in 14 Tagen ziemlich weit zu ſein ... Du haſt mir allerlei Papiere geſchickt, aber kein Konzeptpapier; es liegt in demſelbigen Schränkchen aber ganz unter den andern. Es iſt ziemlich grau und du wirſt es leicht unterſcheiden können. Ich ſchicke gegenwärtiges durch Sprung, der uns den Hamlet ankündigt. Vielleicht ſiehſt du Beſuch von Jena. Ich bin recht neugierig, wie er zum zweitenmale geht. Paſſe wohl auf und ſchreibe mir darüber. Lebe recht wohl."

Goethe muß alſo Zutrauen zu Chriſtianens Urteilsvermögen gehabt haben, denn um eine Hamlet-Aufführung beurteilen zu können, muß man den Hamlet ſelbſt verſtehen und erfaſſen, das wird der Hamletkenner und Autor des „Wilhelm Meiſter" ſich klar gemacht haben.

Der Brief vom 9. September 1809 iſt einer der wenigen, der perſönliche Verhältniſſe der Menſchen, das, was man gewöhnlich Klatſch nennt, behandelt, und er enthält eine diplomatiſche Miſſion für Chriſtiane, deren Takt und Geſchicklichkeit Goethe auch hierbei vertraut:

„Da du einmal kommen willſt; ſo ſage ich dir lieber gleich, daß es mir ſehr angenehm ſein wird, denn es gibt doch mehr zu beſprechen als man glaubt. Da iſt zum Exempel der alte

Handel zwiſchen Riemer und der Nachbarinn, von dem du mir ſchon früher erzähltеſt, ausgebrochen. Ich bin überzeugt daß es nichts iſt als eine lüſterne Liebelei die weiter nichts hinter ſich hat. Aber die Frau iſt krank geworden und hat dem Mann Gott weiß was erzählt. Du weißt das alles wohl ſchon beſſer. Auf alle Fälle wünſchte ich, du ließeſt die Premsler kommen, die eine Art Vertraute gemacht hat und hörteſt wie dies ſteht. Sprächſt allenfalls Hirſchfelden ſelber damit womöglich das Aufſehen nicht ärger wird. Denn der Mann droht mit Scheidung und was ſonſt noch alles vorgeht. Du wirſt durch deine Klugheit und Tätigkeit alles zu vermitteln ſuchen.

Jetzt ſage ich weiter nichts als daß ich dich herzlich liebe und mich freue für dich und das Bübchen zu leben und fleißig zu ſein."

Am 12. September 1809 ſind es wieder Theater- und geſellſchaftliche Pflichten und Sorgen, die Goethe ſeiner Frau überträgt:

„Unſere Theaterangelegenheiten empfehle ich dir aufs Neue. Mir wäre gar nicht bange dafür, wenn wir nur gute Stücke hätten, damit ſich ſowohl die Schauſpieler als ich für die Aufführungen wirklich intereſſiren könnten. Indeſſen wollen wir unſer beſtes tun und vielleicht kommt uns irgend ein Zufall zu Hülfe..."

Am 22. September klagt er ihr über ſein Befinden und über ſtörende Beſuche:

„Die geſtrigen Freunde ſind mir nicht zu gelegener Zeit gekommen. Ich war ſchon des Morgens nicht ganz wohl und hätte mich abwarten ſollen. Da ich mich aber zwang bei Tiſche zu erſcheinen; ſo wurde mir's zuletzt ſo ſchlimm daß ich fortgehen mußte und nicht Abſchied nehmen konnte. Doch bin ich durch die Beihülfe unſeres Starke diesmal ziemlich ſchnell über die Sache hinausgekommen und habe die Nacht ganz gut obgleich unterbrochen geſchlafen. Heute bin ich im Bett geblieben; wir können aber unſere Arbeiten demungeachtet fortſetzen."

Und am 17. April 1810 iſt es wieder Fürſorge für die Verwandten Vulpius:

„Dein Bruder hat mir alles recht ordentlich überliefert und ich ſchreibe mit dem Boten mehr. Dieſes gebe ich mit den Bouteillen an den Kutſcher, der euch ſelbſt erzählen mag, wie es zugegangen iſt, daß er unterwegs umgeworfen hat. Der Bibliothekar hat am Backen einigen Schaden genommen, der aber durch guten Hendrichiſchen Wundbalſam auf dem beſten Wege der Heilung iſt. Ich ſage dies nur, damit nicht etwa die klatſchige Fama das Uebel größer macht als es iſt, damit ſie etwas zu ſagen habe ...

Alles andere was von uns ſelbſt abhängt geht ſehr gut und wir werden zur rechten Zeit fertig. Daß der Bibliothekar ſchon heute kommt, hindert daß der Schreiber dieſes nicht mit dem Wagen zurückkehrt. Ich wiederhole, daß der kleine Unfall den der Bibliothekar gehabt, von keiner Bedeutung iſt. Wegen Carolinchen iſt, hoffe ich, ſchon ein Reſkript an die Regierung gegangen."

Dann kommen wieder einmal im Brief vom 7. Mai Geſangchor-Angelegenheiten und allgemeine Verhaltungsmaßregeln: „Eberwein hat mich auch gefreut. Er iſt gar verſtändig und ordentlich, geſchickt, fleißig und anhaltend, welches zu ſeinem Metier und zu ſeinen Zwecken beſonders nötig iſt. Ich zweifle nicht, daß er ſeinen Singunterricht ſowohl im Einzelnen als bei unſerer Anſtalt recht gut fortſetzen wird. Im Ganzen weiß ich nur zu ſagen: Wer ſich nähert, den ſtoßt nicht zurück, und wer ſich entfernt, den haltet nicht feſt, und wer wiederkommt, den nehmt auf, als wenn er nicht weg geweſen wäre. Alles kommt darauf an, daß der Faden nicht abreißt, das Uebrige will im Einzelnen alles nichts heißen."

Am 3. Juni hat Goethe einen Shawl für Chriſtiane beſorgt und er ſchickt ihn ihr aus Karlsbad, aber auch Karolinen, der treuen Geſellſchafterin und Sekretärin Chriſtianens ſchickt er ein Tüchlein mit und hat ſich orientieren laſſen, wie es zu ver-

wenden iſt. Neben dieſen Kleinigkeiten ſtehen dann wieder Nachrichten über das Gedicht an die Kaiſerin von Öſterreich, die Goethe ebenſoſehr als Fürſtin wie als Menſch ſchätzte:

„Dieſer Brief iſt liegen geblieben und geht nur erſt einen Tag vor dem Shawl ab, welcher alſo bald wohl nachfolgen wird. Was das kleine Tüchelchen für Carolinen betrifft, ſo wird es nur an den Seiten geſäumt, wo es abgeſchnitten iſt. Die Franzen bleiben wie ſie ſind und dienen zum Zierrat.

Es liegen ein Dutzend Exemplare eines Gedichtes bei, der Kaiſerin bei ihrer Ankunft von der Carlsbader Jugend überreicht. Beſorge, daß etwa 4 nach Hof, 3 in die Stadt, 3 nach Jena kommen und ein paar behalte für dich. Das Wetter iſt ſeit 8 Tagen ganz abſcheulich. Es hat gegraupelt, geregnet, geſchneet und wir haben einheizen müſſen. Uebrigens aber geht alles vergnügt und luſtig zu und ich befinde mich beſſer als ſeit langer Zeit."

Am 3. Juli ſchreibt er wieder: „Seit der Abreiſe der Kaiſerin habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin ſchon die Perſonen der erſten Zeit und die meiſten meiner Bekannten fort. Indeſſen kommt unter ſovielen Menſchen immer ein mal ein alter Bekannter oder es findet ſich etwas intereſſantes Neues. Von Augelchen hat ſich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kaiſerin wird für mich nicht ohne Folgen ſein, man hat mir vertraut, daß ſie mir eine Artigkeit erzeigen werde, die mich um ſo mehr freuen müſſe, weil ſie ſich ſelbſt etwas ausgedacht. Du ſagſt niemand davon, denn ſo etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwiſchen kommen, daß die Abſichten der Großen hindert." Wie ſicher muß Goethe von Chriſtianens Diskretion überzeugt geweſen ſein, daß er ihr ſolche Mitteilungen machen kann, obwohl er ſich klar war, daß bei den empfindlichen Beziehungen zu Großen eine unkluge Wendung, ein zu früh angedeutetes oder ausgeplaudertes Geheimnis alles menſchlich Wertvolle zerſtören und überdies den Stempel der Lächerlichkeit dem vorſchnell Redenden

ausdrücken konnte. Im selben Brief gibt er ihr wieder Theater-Aufträge und erkennt damit ihre Stellung als Unterleiterin an:

„Den 12. Juli wollen wir mit den besten Wünschen feiern. Ich hoffe indessen von euch zu hören. Es geht mir ganz wohl und wünsche dir das Gleiche. Dabei bin ich ziemlich fleißig und habe schon allerlei zu stande gebracht.

Ich lege die Gedichte bei, die ich zusammen drucken ließ. Jedes wurde durch eine besondere Gelegenheit veranlaßt, das letzte durch die Kaiserin selbst, welche verlangte, daß ich in ihrem Namen den Carlsbadern etwas freundliches sagen sollte. Ihr werdet sehen, wie ich mich aus der Sache gezogen habe. Grüße Herrn Genast zum schönsten, er wird mir wohl schon geschrieben haben, wenn Gegenwärtiges ankommt. Auch die Uebrigen grüße und trage wie sonst alles bei, daß die Sache ordentlich und gut geht. Richte dich auf alle Fälle ein, solange zu bleiben wie die Gesellschaft; denn ich werde meine Nachhausreise nicht beschleunigen. Ich muß noch gar manches vorher tun und ausrichten. Leb recht wohl und sei meiner eingedenk."

Am 22. Juli wiederholen sich die Theater-Ratschläge und Aufträge. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, als spreche Goethe durch die Mittlerperson Christiane in verbindlicherer und inoffizieller Form seine Kritik über Ereignisse und Benehmen den verantwortlichen Personen aus:

„Daß Lauchstedt sich bevölkert dazu wünsche ich dir Glück. Lasse dir Cur und Zerstreuung wohlbekommen. Herrn Müller sei freundlich und versichere ihn meiner besten Neigung. Es wird mich sehr glücklich machen, wenn er mit mir überzeugt ist: daß es gar nicht nötig ist, sich immer zu ärgern in einer Sache, die eigentlich zum Vergnügen gereichen soll.

Halte deshalb zu allen Gliedern des Theaters ein gutes Verhältnis in so fern es nur möglich sein will. Grüße Genasten, er wird sich nach seiner Art wohl durchhelfen. Freilich spürt man in solchen Fällen, was Unentschlossenheit und allerlei Ne-

benrückſichten für Schaden bringen. Mögen ſie's doch in ihrer Kaſſe fühlen.

Lebe recht wohl. Schreibe mir von nun an nach Töplitz in den 3 Aepfeln. Unterhaltet euch gut mit alten und neuen Verehrern. Karolinchen viel Grüße. Von Auguſt habe ich einen Brief."

Am 20. Auguſt kommt wieder Bericht über buntes Allerlei und ein Auftrag auf einem ganz anderen Gebiet. Frau von Heygendorf hat einen jungen Sohn, zu dem Goethe am 15. Auguſt Glück wünſchen ließ und nun läßt er den Auftrag ihr beizuſtehen folgen. Chriſtiane muß mit dieſer in gewiſſem Sinn Schickſalsgenoſſin nahe verbunden geweſen ſein, denn wir wiſſen aus Goethes Tagebuch, daß ſie Chriſtiane an einem ihrer letzten Lebenstage auf ihrem Krankenlager beſucht hat.

Während des Sommers 1812 war Chriſtiane in Karlsbad und Goethe ſchrieb ihr verſchiedentlich Berichte über ſeinen Aufenthalt in Töplitz, denn nur eine kurze Zeit war er mit den „Frauenzimmern", wie er ſie im Tagebuch bezeichnet, in Karlsbad zuſammen. Der Brief vom 1. Auguſt iſt beſonders charakteriſtiſch und beweiſt wieder Chriſtianens ganze Zuverläſſigkeit:

„Dein lieber Brief iſt geſtern Abend angekommen und ſo will ich denn gleich wieder etwas vermelden. Das Baden bekommt mir ſehr wohl, ob ich es gleich weder ordentlich noch mit Ruhe brauchen kann. Meine Stunde iſt morgens von 5 bis 6, da ich denn ganz gewiß ein friſches Bad finde, den übrigen iſt nicht zu trauen. Die Kaiſerin ſehe ich täglich bei ihr ſelbſt, auf Spaziergängen und Fahrten, bei Tafel und immer iſt ſie ſich gleich, heiter, geiſtreich, anmutig, verbindlich und dabei kann man ſagen, daß ſie ſich immer von neuen Seiten zeigt und jedermann in Verwunderung ſetzt. Sie hat ein klein Theaterſtück in dieſen Tagen geſchrieben, das ich ein wenig zurechtgerückt habe. Es ſoll geſpielt werden die nächſte Woche. Hievon ſagſt du niemanden. Ich leſe täglich vor, heute waren Fürſt Moriz und ſeine Gemahlin gegenwärtig. Sie brachten mir einige Nach-

richt von dir. Die Churprinzeß von Heſſen iſt gar eine liebe Dame. Es freut mich, daß du ſie geſehen und geſprochen haſt. Den 10. Abends geht hier alles fort, womit ich bisher gelebt, ich denke den 12. bei euch zu ſein, erwartet mich aber nicht zu beſtimmt, man weiß nicht was vorkommt. Es iſt ganz recht, daß ihr bleibt, der andre Vorſchlag brachte keinen Vorteil noch Zeitgewinn.

Was du mir wegen der Haushaltung ſagen wirſt, ſoll mir ſehr willkommen ſein, ſo wie auch, daß ich in Jena beſſer leben kann. Zwar dieſen Herbſt werde ich wenig drüben ſein können. Richte nur vorläufig unſer Weimariſches Weſen gut ein. Da ich den Wagen hier habe, bin ich viel in der Gegend umher gefahren, auch war ich in Außig, wo die Elbe vorbei fließt und eine ſehr angenehme abwechſelnde Gegend belebt.

Zum Sechſten wünſche ich das beſte Glück, es tut mir recht leid, ihn nicht gegenwärtig mitfeiern zu können, ich will es in der Ferne tun. Laßt es euch zuſammen wohl ſein. Grüße Uli zum ſchönſten. Danke John für ſeinen Brief. Wenn ich die Sendung durch Beethoven erhalte, ſchreibe ich noch einmal, dann wirds nicht mehr nötig ſein. Lebe recht wohl und liebe mich."

Aus dieſer Theateraufführung iſt dann nichts geworden, Goethe erkrankte wieder, und die Sache zerſchlug ſich. Aber die Veränderung im Haushalt wurde durchgeführt, ſie beſtand darin, daß Chriſtiane und Caroline ſich während Goethes Aufenthalt in Jena ohne Köchin behalfen und daß Goethe die Köchin nach Jena mitbekam. Nun fühlte er ſich in Jena ganz als Hausvater und lud die Seinen zu ſich ein. Am 6. und am 17. November berichtet er über ſeine Wirtſchaftsführung, wie es ſeine Art iſt, halb ernſthaft und halb humoriſtiſch:

„Da man euch liebenswürdige unruhige Ungetüme doch einmal nicht los wird, man mag ſich ſtellen wie man will, ſo ſoll es mir recht angenehm ſein zu hören, daß ihr in der Sonne glücklich angekommen ſeid. Laßt es mir melden und wenn es ſchön Wetter iſt, ſo kann der Morgen noch zu Spaziergängen

und Beſuchen, iſt es häßlich, zu Reviſion meiner Haushaltung angewendet werden. Ich bin ſehr zufrieden mit Heinrichen und der Köchin, ja der Ernſt, womit wir die Sache treiben, iſt eine Luſt und ein Spaß. Um nicht aus dem Gleiſe zu kommen, habe ich einen Karpfen von Winzerle für mein Geld kommen laſſen und die Polniſche Sauce gleich aus der Taſche bezahlt. Das dient zur Unterhaltung, will aber zugleich ſoviel ſagen, daß ihr hoffentlich ſoviel mitbringen werdet, um die genaue Wirtſchaft für das herrliche Gaſtmahl zu entſchädigen, welches euch bereitet iſt, und das ich ſoeben mit der Köchin verabredet habe.

Ein Brief, den du inzwiſchen erhalten haſt, hat dir geſagt, daß ich mich wenigſtens für den Augenblick an den Languedoc halten muß. Bringe alſo von dieſem ein halb Dutzend Flaſchen mit, von dem Elſaſſer dagegen können wir einige mit zurücknehmen.

Es iſt mir ſehr angenehm, daß wir gerade am Ende von dieſen 8 Tagen alles beſprechen können. Wenn es ſich fortſetzen läßt, wie es angefangen iſt, ſo kann es von den ſchönſten Folgen ſein. Nur bedaure ich euch freilich, daß ihr in Abſicht auf die Küche nun leidet; doch kann es euch in dieſem Punkte niemals ſo ſchlimm ergehen, als es mir ergangen iſt.

Ein herzliches Lebewohl, auf Wiederſehen.

Nachſchrift.

Geſtern Abend habe ich auch Minchen wieder geſehen. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zuſammen kommen ſollte. Der hat ſich auch recht artig erwieſen, und es war eben recht. Sie iſt nun eben um ein paar Jahre älter. An Geſtalt und Betragen u. ſ. w. aber immer noch ſo hübſch und ſo artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, ſie einmal mehr als billig geliebt zu haben.

Überhaupt kommt mir diesmal in Jena alles völlig wie vor mehreren Jahren vor. Knebel iſt ganz allerliebſt, und eine gewiſſe vernünftige Tätigkeit und Denkweiſe ſcheint wieder auf-

zutauchen, da wir bisher unter Beſtialitäten mancherlei Art gelitten haben. Wenn des guten Voigts Coffre nicht wäre, ſo wüßte ich nichts zu wünſchen, denn was meine Arbeiten betrifft, ſo iſt für die kurze Zeit genug geſchehen."

„Wir können nicht anders ſagen, als daß vor wie nach alles ſehr gut geht; die Köchin ſowohl als Heinrich gehen ihre Regel fort und ſo weiß man täglich und wöchentlich woran man iſt, worauf denn doch am Ende alles ankommt. Meine Geſchäfte und Ausarbeitungen machen ſich auch gut, ja es tut ſich ſogar noch manches unerwartet angenehme hervor.

Carl hat auf ſeiner Durchreiſe nach Carlsbad Abſchied genommen und ich habe ihm das noch zugeſagte Vierteljahr ausgezahlt. Es iſt mir ſehr lieb, daß ein Verhältnis, das ſo lange gedauert und das doch zuletzt nicht mehr haltbar war, ſich noch ſo leidlich auflöſte. Ich habe ihn mit einigen Ermahnungen und Hoffnungen entlaſſen.

Wir vernehmen, daß große Bewegungen in Jena waren, wegen Tag und Stunde des Tanzens, auch ſind uns die allerverſchiedenſten Nachrichten davon zugekommen. Nun aber ſcheint es gewiß, daß Sonntag ein Thé dansant ſein ſoll damit ja nicht die Weimaraner in Nichtachtung des Theaters den Jenenſern ein böſes Beiſpiel geben.

Wie es hernach zu halten ſei, wird ſich beſprechen laſſen, vorzüglich aber will ich anraten, daß an Victualien und ſonſt allem Guten ein hinreichender Transport mit herüberkomme, damit nicht wie ſchon mehr geſchehen, mein Ende das Mittel und den Anfang aufzehre.

Denn bis jetzt haben wir uns löblich gehalten und nach dieſem Anſchnitt kann ich künftig in Jena einen recht zufriedenen Aufenthalt haben. Verzeihe mir aber, wenn ich, um künftig einem verdrüßlichen allgemeinen Aufwaſchen vorzubeugen, im einzelnen nörgle, wie ich es jetzt mit Heinrichen um die Lichtſtümpfchen tue. Carl reiſte nicht als ſelbſtändiger Herr von uns ab, wenn wir ſelbſtändige Herren geweſen wären.

Denn übrigens wollen wir an unſerm Leibe und Gaumen nicht ſparen, noch auch ſonſt knickern, deswegen ſende und bringe noch etwas Languedoc, welcher nun einmal an der Tagesordnung iſt.

Hiermit wollen wir denn abgeſchloſſen haben; denn ich wüßte nichts weiter hinzuzutun. Sehr angenehm würde es mir ſein, zu vernehmen, wie Romeo und Julie reüſſiert, wie es mit dem Herbſttag abgelaufen. Ich weiß recht wohl, daß ihr ein ſo raſches Leben habt, daß ihr an Abweſende nicht denken könnt, aber daß ihr, ſo wie der Aſſeſſor von den unendlich langen Tagen nicht einmal eine Viertelſtunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaiſchen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr ſolltet bedenken, daß es mit den Augelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn ihr gar zu ſorglos ſeid. Mit dieſer Drohung empfehle ich mich zum ſchönſten."

Dieſe Briefe werden bedeutend durch die Anſpielung auf Minchen Herzlieb, von der Goethe mit einer Offenheit zu ſeiner Frau ſpricht, die etwas Erſchütterndes hat. Sie weiß alſo von dieſem Intermezzo, ſie hat ſeine Liebe gekannt, und ſie ſteht ſoweit über dieſen Dingen, daß Goethe ihr über ſeine Empfindungen beim Wiederſehen ſprechen kann, ja ſogar, daß er bald nach dieſem Bekenntnis-Brief, denn das iſt er in unſeren Augen, die wir die vielen perſönlichen und perſönlichſten Geſpräche, die zwiſchen Goethe und ſeiner Gattin geführt wurden, nur ahnend erraten können, ſcherzhaft mit neuen Augelchen drohen darf. Was hat nun Chriſtiane die Sicherheit gegeben, daß ſie mit Ruhe Bekenntniſſe und Drohungen anhören konnte? Eine gleichgültige kühle Natur war ſie nicht; was wir von ihr ſehen und hören, läßt auf ein friſches ſtarkes Temperament ſchließen. Sie hat Goethe unbedingt mit großer Innigkeit und Leidenſchaft geliebt. Wollen wir den Sehnſuchtsausbrüchen in ihren Briefen mißtrauen, ſo ſprechen die Taten um ſo deutlicher, denn

eine gleichgültige Natur hätte gewiß um eines Geliebten willen nicht ſo viel gelitten und getragen, wie Chriſtiane es um Goethes willen tat. Was alſo war es? Die unendliche Liebe, die zu allen Zeiten in Goethes Briefen an Chriſtiane zum Ausdruck kam, die Zärtlichkeit und Sehnſucht, die er bald ernſt, bald ſcherzhaft laut werden ließ, die Opfer, die auch er für ſie brachte, ſeine Rückkehr zu ihr nach allen Trennungen innerer und äußerer Art, die haben ihr das gegeben, was ſie am nötigſten brauchte, um das Leben an ſeiner Seite in der Weiſe führen zu können, wie es ſeiner beweglichen und nicht im alltäglichen, nur im höchſten Sinne treuen Natur entſprach.

Wenn er ihr am 20. Juli 1803 nach Lauchſtädt auf ihre Mitteilung, daß ſie ſchon ſeit einer Woche mit ihren Gedanken in Weimar bei Goethe ſei und es nur dem Kinder zu Liebe noch in der Ferne aushalte, denn „es iſt mit danzſen und aeuchellen guſt genuch“, antwortet: „Ob ich Dir gleich alles Gute gönne und Dir mit Auguſt eine Reiſe nach Deſſau wohl gewünſcht hätte, ſo iſt es mir doch auch ſehr angenehm, daß Du früher zurückkommſt, denn freilich fehlſt Du mir an allen Enden“; wenn er am 20. Auguſt nach Rudolſtadt neckt: „Damit Du aber ſiehſt, daß es nicht gut iſt, wenn man immer in der Welt herumfährt und gar nicht zu Hauſe bleiben kann, ſo vermelde ich Dir, daß geſtern das Schwarzköpfchen (vermutlich der Schauſpieler Unzelmann) hier geweſen iſt und ſich eine ganze Hand voll Haare ausgeriſſen hat, als er Dich nicht fand“, dann war ihr das eben ein Liebesbekenntnis und gab ihr die Sicherheit, die ſie brauchte. Und ſo ein Brief, wie der vom 1. Auguſt 1804, in dem ſteht: „Daß Ihr den Montag wiederkommt, freut mich ſehr, ich wollte, Ihr wärt ſchon da. Wenn man zuſammen iſt, ſo weiß man nicht, was man hat, weil man es ſo gewohnt iſt. Wir wollen recht vergnügt dieſe ſchönen Monate noch zuſammen leben“, der mußte ſie beglücken, und ihr beweiſen, daß eine Ehe, ob nun behördlich beſtätigt oder nicht, eben doch etwas anderes iſt, als eine Liebe, die, von Stimmung

und Laune abhängig, heute aufglüht und morgen von einer anderen Empfindung verdrängt wird.

Und wenn Goethe 1807 ſich vollkommen auf ſeiner Karlsbader Reiſe als junger Ehemann fühlt, und trotz der vielen „Aeugelchen“ mit Marianne von Eybenberg und Silvie von Ziegeſar und Pauline Gotter ſich nichts beſſeres weiß, als Geſchenke für ſie zu kaufen und ihr ſchöne Einrichtungsſtücke für den Hausſtand zu ſchicken, ihr am 3. Juli auch noch ſchreibt:

„Dabey bleibt mein Hauptſpaß allerley für dich auszudenken. Denn ich muß dir nur verrathen daß ich dir noch eine Kopfkette machen laſſe von künſtlichen Steinen, die ſo ſchön ſind als die natürlichen nicht ſeyn können und welche dir gewiß viel Freude machen wird. Ich habe das Werk auf allerley Weiſe ausſtudiert und zuſammengeſchafft, ſo daß es recht vergnüglich werden muß. Das Glasweſen kommt auch nach und nach herbey.“

Und am 16. Juli wieder:

„Sehr ſchönes Glaswerk habe ich angeſchafft, das eigentlich auch nicht theuer iſt; womit du Tafel und Theetiſch zum ſchönſten ausputzen kannſt; und ſonſt iſt auch noch allerley Geld vertändelt worden für Sachen, womit ich aber doch dir und andern einige Freude zu machen hoffe.“

Und am 10. Auguſt:

„Ich lege abermals ein Endchen Spitze bey, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich und bereite mir einen geſelligen Winter.“

So mußte ſie wiſſen, wozu ſie ihn in einem ſpäteren Briefe auffordert, daß er über all die Augelchen ſeinen „älſten Schatz“, das iſt eben ſie, nicht vergeſſen kann.

Dieſe Sicherheit geht ſo weit, daß ſie nicht einmal in ihrem letzten Lebensjahr 1815, als Goethes Tagebuch vom 17. Juni bis 12. September keinen Brief an Chriſtiane verzeichnet, weil er in all der Zeit zu erfüllt von ſeiner Neigung zu Marianne von Willemer war, um ihr ſchreiben zu können, daß ſie auch da nicht zweifelt, obwohl ſie ihm klagt, daß ſie auf die Fragen

J. Raabe: Auguſt von Goethe

des Hofes, der ſich gegen ſie ſehr gnädig erweiſt, über ſein Befinden und ſeinen Verbleib nicht habe Auskunft geben können, weil ſie ſo lange ohne Nachricht iſt. Sie iſt aber doch ganz überzeugt, daß er ſie lieb hat. — Ob es nicht die Erinnerung an derartige Ausſprüche war, die Goethe hinderte, Marianne nach dem Tode ſeiner Gattin noch einmal wiederzuſehen? Wir wiſſen es nicht. Wir kennen nur die Tatſachen, und wollen vorſichtig Deutungen vermeiden, die uns leicht in die Irre und in Phantaſterei führen können.

Chriſtianens Briefe aus den letzten Jahren ſind merkwürdig; leider ſind uns aus den Übergangsjahren kurz nach ihrer Legitimierung keine erhalten, wir können daher nicht mit Sicherheit ſagen, wie ſehr oder wie wenig dieſes Ereignis auf ſie eingewirkt habe. Sie ſchreibt faſt nie mehr eigenhändig, Caroline Ulrich, Riemers ſpätere Gattin, Riemer ſelbſt und Sekretär Kräuter ſchreiben nach ihrem Diktat. Das beeinflußt den Stil, der dadurch weniger naiv, weniger zärtlich wird, nur die zahlreichen, wenn auch ganz kurzen Nachſchriften ſind von der alten Art: „Behalt mich lieb, wie ich Dich! Denk an Deinen Schatz!“ Aber die Anrede iſt „Lieber Geheimrat“, oder „Lieber beſter Geheimrat“, und wenn der Sekretär die Unterſchrift mit übernimmt, dann „empfehlen wir uns zu Gnaden“ oder „zum Wohlwollen“. Dafür werden die Berichte länger und ausführlicher. Was aber immer an ihnen auffällt, iſt, wie wenig Klatſch ſie enthalten, wenn man ſie mit den anderen Korreſpondenzen der Zeit vergleicht.

Manchmal iſt Chriſtianens Art in dieſen diktierten Schreiben nicht wiederzuerkennen. Beſonders deutlich wird das, als Chriſtiane einmal in einem von Kräuter geſchriebenen Brief ein früheres, ſehr kurzgefaßtes Schreiben damit entſchuldigt, daß ihr Sekretär ſie damals nicht recht habe verſtehen können, ſie ſei nicht mit ihm fertig geworden, Kräuter, der eben dieſe Entſchuldigung für ſie ſchreibt, verſtehe ſie viel beſſer. Und nun hat Kräuter es ſich offenbar angelegen ſein laſſen, Chriſtianens

Gedanken ſo ſchön wie möglich zum Ausdruck zu bringen, ein phraſenhaft gewundener, blumiger Stil iſt dabei herausgekommen, der dem „kleinen Naturweſen“ ſo fremd iſt wie nur möglich.

Rührend iſt, wie Chriſtiane in ihrem letzten Schreiben kurz vor ihrem Tode Goethe noch um Verzeihung bittet, daß ſie ſeinem Rat nicht gehorcht und nicht zur Zeit zur Ader gelaſſen habe. Ob ihr der Aderlaß noch geholfen hätte? Sie ſoll an Blutkrämpfen, worunter wir uns vielleicht Urämie zu denken hätten, geſtorben ſein. Aber es iſt merkwürdig, daß Goethes Tagebuch (ſiehe S. 23) die gleichzeitige Erkrankung von zwei weiblichen Hausgenoſſen an ähnlichen Zufällen feſtſtellt. Das widerſpricht lebhaft der manchmal gehörten Zumutung, Chriſtiane wäre an den Folgen der Trunkſucht zugrunde gegangen.

Wie hat Goethe den Tod ſeiner Frau überwunden? Wir wiſſen aus ſeinem Tagebuch (ſiehe Seite 25) wie ſchnell er einſchneidende Veränderungen im Haushalt und in ſeiner inneren Umgebung vorgenommen hat, um nicht auf Schritt und Tritt an ſeinen Verluſt erinnert zu werden; wir wiſſen auch, daß er im nächſten Winter die Aufnahme Augnſts in die Theaterkommiſſion betrieb, um an dem Sohne die Stütze zu haben, die ihm bisher hinter den Kuliſſen die Gattin geweſen war, und wir wiſſen ferner, daß er ſchon im nächſten Jahr die Verheiratung ſeines Sohnes mit Ottilie von Pogwiſch herbeiführte oder beſchleunigte, wohl zum Teil, um den weiblichen Einfluß im Hauſe und dem Sohne gegenüber nicht lange entbehren zu müſſen. Alles das läßt darauf ſchließen, daß er ſchwer gelitten hat und nur nach ſeiner Art nicht untätig dem Leide zuſah, ſondern Wege ſuchte, um es zu lindern, wenn ihm ſchon nicht abzuhelfen war. Aber wir haben überdies noch eine Reihe unmittelbarer und perſönlicher Ausbrüche der Klage, wie ſie ſonſt nie bei Goethe zu finden ſind, in Briefen an näher- und fernerſtehende Freunde während Chriſtianens Krankheit und nach ihrem Tod. So an J. F. H. Schloſſer am 5. Juni 1816:

„... Mehr ſage ich nicht, verhindert von häuslichen ſchweren Unbilden.“

An Riemer am 4. Juni:

„Mögen Sie, mein lieber Riemer, beikommenden Heften einige Aufmerkſamkeit ſchenken und ſie kritiſch durchgehen. Bei ganz geſunden Sinnen würde mir ſchwer ſein, die Mängel zu entdecken, weil ich zu ſehr, das was da ſteht, gewohnt bin. Jetzt in den mitkrankenden habe ich beſonders aufs einzelne gar kein Urteil mehr.“

An Zelter am Ende eines langen Briefes vom 8. Juni:

„Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdenſohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in dieſen Tagen verlaſſen, ſo weißt du, was es heißen will.“

Am 8. Juni an S. Boiſſerée (in einem langen, ungewöhnlich trüben Brief):

„Füge ich hinzu, daß meine liebe kleine Frau uns in dieſen Tagen verlaſſen, ſo nehmen liebe Freunde gewiß Teil an meinem Zuſtande.“

An Louiſe Seidler am 12. Juni:

„Den lieben Jenaiſchen Freunden und Nachbarn tauſend Dank für ihre tröſtlichen Worte. Bei dem großen Verluſte kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorerzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben iſt.

Sagen Sie mir, meine Beſte, wie ſieht es mit Ihrem Bilde aus, wann ſind Sie ſo weit, daß man darüber wieder einmal beraten kann und ſoll, ich würde mit Hofr. Meyer, wenn auch nur auf kurze Zeit hinüberkommen.“

An Schopenhauer am 16. Juni:

„Das ſchwarze Siegel meines Briefes muß mir abermals bei Ihnen, mein werteſter Herr Doktor, zur Entſchuldigung dienen, wenn ich beinahe nur den Empfang Ihres wohlgedachten Aufſatzes melde. Die Krankheit meiner lieben Frau und ihr erfolgtes Ableben hat mich allem Wiſſenſchaftlichen und namentlich der Farbenlehre entriſſen, in die ich durch ihre Arbeit, durch den

Abdruck des Schulz'ſchen Aufſatzes, welcher beiliegt, und bei dem Transport meines ſämmtlichen chromatiſchen Apparats nach Jena wieder hineingelockt werde."

An S. Boiſſerée aus einem Brief vom 24. Juni:

„Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum ſollte man großtun, daß mein Zuſtand an die Verzweiflung grenzt, deshalb ich auch, indem ich mich zu zerſtreuen ſuchte, auf das allerfalſcheſte Mittel geraten bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgend eine Produktion des Augenblicks von mir zu erwarten. So habe ich die alten derelinquierten Papiere hervorgeſucht, wo zwar manches Erfreuliche und Brauchbare ſich findet, aber auch ein Wuſt von erſt durchgeſchmolzenem Geſtein, wo man ein ſchreckliches Feuer und Schmiedearbeit anwenden müßte, um das Bißchen metalliſche herauszugewinnen, und doch kann man es nicht über ſich gewinnen, dergleichen Blätter zu vertilgen, weil es immer Denkſteine vergangener Zuſtände bleiben."

An Cotta am 26. Juni:

„Ew. Wohlgeboren

haben gewiß Anteil an meinem Zuſtande genommen, wenn Ihnen die Nachricht zukam, daß meine liebe kleine Frau, deren Anmut Sie kannten, mich in dieſen Tagen verlaſſen hat. Die Verwirrung, die daraus in meinem Hausweſen entſtand, ließ beiliegenden Brief von Herrn Frommann vergeſſen; eben dadurch wurde auch die gegenwärtige Sendung verſpätet."

An W. v. Humboldt am 26. Juni:

„Mit dem Gefühl des Verluſtes, in das mich das Abſcheiden meiner guten kleinen Frau verſetzt, weiß ich nichts tröſtlicher, als umherzuſchauen, wie viel Gutes und Liebes mir noch übrig bliebe.

Von Ihnen, teuerſter Freund, hab ich in undenklicher Zeit nichts gehört und ſehne mich wiederum nach einem lieben Worte von Ihrer Hand und der Verſicherung Ihres Wohlbefindens. Leider muß ich Verzicht tun, Sie am ſchönen Main zu ſehen. Die Ärzte und ein gewiſſer Trieb weiſen mich nach

Böhmen und noch könnt ich ſelbſt nicht ſagen, was ich ausführen werde. Laſſen Sie mich bald was von ſich hören und ſenden mir wieder einmal etwas Bedeutendes von Handſchriften. Mit alten hergebrachten Liebhabereien ſchmeichelt man ſeinem Schmerz.

So bin ich auch Ihrem Herrn Bruder eine liebliche Tröſtung ſchuldig geworden, da ſein ſo bedeutendes und aufregendes Heft: Sur les lois p. gerade in den traurigſten Momenten zu mir kam und ſein Recht an mir ausübte, und ſo iſt es auch zeither der tägliche Text meiner Betrachtungen geworden. Laſſen Sie ihm die dankbare beiliegende Karte zukommen."

An J. F. H. Schloſſer am 13. Juli 1816 (am Ende eines langen, ſich auf Frankfurter Verhältniſſe und ſpeziell auf Schloſſers Stellung beziehenden Briefes, in dem Goethe Schloſſers Vorgehen teils angezweifelt, teils getadelt hat):

„Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, auf die ich nach dem großen Verluſte der mich betraf, als auf ein wichtiges Gut zu zählen Urſache habe."

So muß man wohl zuſammenfaſſend ſich mit den Worten Riemers einverſtanden erklären, die gewiß aus genauer Perſonalkenntnis entſprungen ſind. Und wenn dieſe Worte nicht erſchöpfen, ſo mögen ſie doch im Zuſammenhang mit dem bereits Geſagten das Charakterbild Chriſtianens ergänzen und vervollſtändigen:

„Es iſt ſein (Goethes) häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich bürgerlichen Weiſe geführt, auch nach ſeiner endlichen Conformation mit Sitte und Convenienz einer levis notae macula nicht hat entgehen können, ſelbſt jetzt wo der St. Simonismus, eine Emancipation in der Liebe durchzuſetzen bemüht, gelinder über etwas urtheilen ſollte, das keineswegs aus ſo gefährlichen revolutionären Grundſätzen und Raiſonnements hervorgegangen war; ſondern nur dem damaligen Zeitſinne folgte, der zwiſchen klöſterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Cölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen

Ehe einen mittleren Zuſtand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei ſittlichen Weſen von ſelbſt in diejenige feſte Treue und dauernde Freundſchaft übergeht, welche die geſetzlich vollzogene Verbindung zwar präſumiert, aber nicht zu garantieren vermag.

G. hatte die Liebe als Jüngling von ihrer erſten aufbrechenden Knoſpe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; — begünſtigt von Natur und Schickſal, wie es ſcheint, um ſie — auch als Entwicklungskrankheit — in allen ihren Phaſen dem Menſchengeſchlechte ſchildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewieſene Laufbahn und die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe, in die er eintrat, erlaubten oder begünſtigten wenigſtens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menſchen ſie gleich beim Antritt eines Amts in Ausſicht ſtellen. Jedoch fehlte es nicht an Verſuchen und ernſten Bewerbungen, die aus unbekannten Urſachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt ſich nicht aufhalten und G. hätte mehr als ſein halbes Daſein ohne das Glück eines häuslich-geſelligen Zuſtandes hingebracht, deſſen Innigkeit er ſchon früh empfand, wenn er ſich nicht nach einem teilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Weſen umſah, und es in einer Perſon fand, die ganz geeignet war, ſowohl für ſeinen Haushalt zu ſorgen, als durch anſpruchsloſe und naive Munterkeit ſeine durch Unbilden des Lebens wie der Menſchen getrübte Laune zu erheitern, den Mismuth zu verſcheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunſt, Wiſſenſchaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein ſolches weibliches Weſen bedurfte er zu freier und möglichſt ungehinderter Entwicklung ſeiner ſelbſt und keine auf Rang und Titel anſpruch machende, in gelehrten Zirkeln wohl gar ſelbſt als Schriftſtellerin glänzen wollende Dame hätte ſie fördern oder nur ſein eheliches Glück und häusliches Behagen machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen ſpäter und früher belehren ſollten.

G.'s Bekanntwerden und nachheriges Zuſammenleben mit dieſem Frauenzimmer ſchildert einer der neueſten Berichterſtatter, wahrſcheinlich aus weiblicher Nachrede, gehäſſig und falſch. Nicht ſogleich als G. aus Italien kam, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß ſeine Freunde ſie ihm zugeführt hätten; ſondern auf einem Spaziergang im Park bei Überreichung einer Bittſchrift für ihren Vater. Auch nahm er ſie nicht ſogleich zu ſich ins Haus, ſondern viel ſpäter, ſie beſuchte ihn nur und leiſtete ihm bei ſeinen botaniſchen und chromatiſchen Beſchäftigungen anmutige Geſellſchaft. Das Gedicht „Die Metamorphoſe der Pflanzen" ſchildert das ſchöne Verhältnis beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, ſie als lernbegierige Geliebte, die bereits immer ſich angehören.

Sie hatte auch mit der Wirthſchaft zuerſt Nichts zu tun, deren ſie ſich erſt in der Folge aus eigenem Antrieb und Liebe muſterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus beſaß, wurden auch ihre Tante und Stiefſchweſter darein aufgenommen und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er ſelbſt kleidet dies ganze Verhältnis, ſeine Entſtehung, Begründung und Folge in eine der ſchönſten Parabeln, die er noch ſpät 1813 verfertigte und die nun auf einmal durch Obiges ihre Deutung und volles Verſtändnis erhält.

Damals in erſter Jugendblüte muß ſie ſehr hübſch geweſen ſein, ſogar reizend. Ihre ſpätere Erſcheinung, ich meine ihr körperliches Ausſehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasſelbe gemacht werden.

Wer ſie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Weſen, mit vollem rundem Geſicht, langen Locken, kleinem Näschen, ſchwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzluſtigen Füßchen gekannt hätte, würde G.s Geſchmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel ſie ſeiner Mutter, die zwar erſt ſpäter ſie von Perſon kennen lernte, aber früher ſchon in dem herzlichſten Briefwechſel mit ihr ſtand, indem dieſe waht-

haft geniale und dabei doch protestantisch-fromme Frau das Verhältnis nicht mißbilligte und wegen seiner glücklichen Beschaffenheit jeder conventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, sogar vorziehen mochte.

Nach der ersten persönlichen Vorstellung im Jahre 1797 an seine Mutter erfolgte deren vollkommenste Zufriedenheit und Belobung seiner Wahl, wie die Briefe der alten Rätin unwiderleglich gegen den Böttigerischen hinter der Kirche ausgebrüteten Klatsch beweisen...

In jener jugendlichen allgemein ansprechenden Gestalt bewahrt sie noch ein Familienbild, ein Aquarellgemälde von G.s Hausfreunde Heinrich Meyer ausgeführt in einer der Madonna della sedia verständig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgeborenen im Arm. Eine weit spätere Büste enthält zwar die Grundzüge der ersten jugendlichen Bildung, wirkt aber durch das Übergewicht der Fleischpartien bei nicht gehöriger Beleuchtung ungünstiger als es im Leben der Fall war.

Möge man nun von diesem Verhältnis denken was man will, möge es nach einer strengen theoretischen Moral oder nach einer praktisch modifizierten, d. h. mit theologischen oder kavalieren Augen betrachtet, ohne jedoch mit der Zeitung für die elegante Welt (Böttiger) eine grobe bürgerliche Schwäche, oder mit einem neuesten Cato eine Undeutschheit darin finden zu wollen, so viel bleibt ausgemacht gewiß, daß — alle übrigen Vorteile nicht in Betracht gezogen — in diesem häuslichen und wirtschaftlichen Zusammenleben nicht die gewöhnlichen Ehestandszenen und Gardinenpredigten vorfielen, die selbst in dem legitimsten Ehestande seiner nächsten Freunde nicht selten waren, noch weniger eine so unwürdige Zumutung wie die, mit der Köchin Abrechnung zu halten oder das Herausgeben des täglichen Bedarfs zu besorgen, wovon wir auch Beispiele zu geben wüßten.

Von einer weitergehenden Herrschaft der geliebten Freundin als über das Gesinde; von Einmischung in Amts- und Autor-

geſchäfte, von Eiferſucht und Schmollen konnte nie unter Perſonen die Rede ſein, wovon wenigſtens der eine Part eine mehr als nötige Fülle von Vernunft, Verſtand und Menſchenkenntnis, Anſtand und Sitte beſaß; der andere aber voll Pietät und Anhänglichkeit zu keiner Zeit vergeſſen mochte, daß ſie dieſe ihr und ihren Verwandten convenierende Exiſtenz und Wirkſamkeit in einer ihr angemeſſenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte.

G. ſchätzte und liebte wirklich ſeine Frau ... und ſo bewies er auch die zärtlichſte, ja ängſtlichſte Teilnahme bei ihrer letzten tödlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht und in ſeinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt oder ſogar Sonette und ſonſtige Trauergedichte auf ſie verfertigte, liegt in der Zartheit ſeines Gefühls und ſeiner Geſinnung. Der Schmerz den er um ihren Verluſt empfand, war ein viel zu gründlicher in ſeine Exiſtenz eingreifender und bis an ſein Ende dauernder, da er ſie nach dem Ableben ſeines einzigen Sohnes, der ihm bisher in allen häuslichen und wirtſchaftlichen Angelegenheiten ſo treu und ſorgſam beigeſtanden, noch von neuem vermiſſen ſollte, als daß er ihn mit Worten ausſprechen und entweihen mochte. So hielt er es immer mit allem, was tief in ſein Inneres ſchnitt; er ſprach nicht davon aus Scheu, den Schmerz mit Worten zu berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwiſchen. — Und wiſſen wir denn, ob er nicht dennoch ſeine Stimmung verſteckterweiſe ausgeſprochen? 4 Zeilen von wenig Worten deuten den Verluſt und ſeine Trauer auf eine Weiſe an, die alle langen Epicedien übertrifft:

„Du verſuchſt, o Sonne, vergebens,
durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
iſt ihren Verluſt zu beweinen!“

Er ſchrieb ſie an ihrem Todestag den 6ten Juni 1816.

Und wenn nun gar Geſtändniſſe wie folgende:

„Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis.“

ſich auf ſie beziehen ſollten, wer könnte daran zweifeln, daß ſie in vielen ſeiner Lieder unſichtbar erhalten ſei?“

Niemer verteidigt noch, er ſucht zu entſchuldigen, das halten wir heute, wo wir dem perſönlichen Geklätſch und den ſonſtigen Bedenken weit genug entrückt ſind, nicht für nötig, wir ſchließen, wenn wir an Chriſtiane denken, mit den Worten, mit denen Goethe einen ſeiner letzten perſönlichen und intimen Briefe an Chriſtiane endet, den vom 7. Juni 1815 aus Wiesbaden:

„Die Liebe das Beſte.“

Drittes Buch

Christiane und Goethes Dichtung

Wollen wir zwei Menſchen in ihren Beziehungen untereinander beurteilen, ſo werden wir uns fragen müſſen, welche Wirkung haben dieſe beiden aufeinander gehabt? Wie haben ſie einander beeinflußt? Es iſt ſchwer, da Grenzlinien zu ziehen und zu entſcheiden, ob eine Handlungsweiſe von dieſem oder von jenem der beiden angeregt worden iſt. Oft können es die Menſchen ſelber kaum, wie viel weniger kann es der unbeteiligte Zuſchauer.

Handelt es ſich um einen produktiven, künſtleriſch ſchaffenden Geiſt, dann werden wir wenigſtens von einigen ſeiner Werke mit Sicherheit ſagen dürfen: „Dieſe wurden ausgelöſt, hervorgerufen, durch die Geliebte, durch die Gattin!“ Aber wir müſſen uns dabei klar ſein, daß wir nur in ſeltenen Fällen, nur da, wo es ſich um deutliche Bekenntniſſe, teils in den Werken ſelbſt, teils in den Bemerkungen darüber durch den Schöpfer handelt, mit Beſtimmtheit ſolche Behauptungen aufſtellen können, und daß wir andererſeits ſehr vorſichtig ſein müſſen, eine Teilnahme, eine Anregung abzuſtreiten, denn die Geſetze des künſtleriſchen Schaffens ſind zu individuell verſchieden, zu ſehr von einander abweichend, zu wenig erforſcht noch, um Sicheres darüber ſagen zu können. In einem Gedichte des Schweizers Konrad Ferdinand Meyer ſchildert er, wie ihm die „Liederſeelen“, Stapfen im Schnee, ein im See geſpiegeltes Wölkchen, ein totes Kind, ein Blumenkranz, in Elfengeſtalt erſcheinen und ihn darüber belehren, daß ſeine Wahl und die Gunſt der Stunde entſcheide, welche von ihnen ſich zum Lied entwickeln dürfe. Derartiges, ausgeſprochen oder unausgeſprochen, erlebt jeder ſchaffende Künſtler und es würde vielleicht die intereſſanteſte Geſchichte des geiſtigen Schaffens geben, wenn Dichter ſich entſchließen könnten, den erſten Keim einer Dichtung neben dieſer mit kurzen Worten zu bemerken, ſo weit er ihnen ſelbſt bewußt werden konnte.

Goethe, der durchaus ſubjektiv war, der dem Augenblick, der Gelegenheit gerne das Gedicht ſchrieb, hat öfters in Briefen oder Tagebuch-Bemerkungen uns dieſe Notiz zur Entſtehung ſeines Werkes hinterlaſſen. So wiſſen wir ſie für das Lied „An den Mond", das durch den ſelbſtgewählten Tod in der Ilm angeregt wurde, den eine junge Hofdame aus unglücklicher Liebe geſucht hatte; ſo iſt uns die Anregung zu der Elegie „Amyntas" erhalten in der kurzen Tagebuch-Notiz vom 19. September 1797 auf der Schweizer Reiſe: „Wir fuhren einen Teil des geſtrigen Wegs. Der Baum und der Efeu Anlaß zu Elegie." Aber im ganzen fließen dieſe Quellen ſehr ſpärlich.

Doch eines wiſſen wir genau, haben es unzähligemal von ihm ſelbſt als authentiſche Äußerung geleſen: daß er ſich in ſeiner produktiven Schaffenskraft gehemmt fühlte, wenn er keine Teilnahme, kein Echo bei ſeiner Umgebung fand. Er hat es ausgeſprochen: „Dichter lieben nicht zu ſchweigen, wollen ſich der Menge zeigen. Lob und Tadel muß ja ſein!" Und ſo dürften wir aus dieſer Eigenart von Goethes Weſen, oder vielleicht Eigenart der dichteriſchen Produktionskraft überhaupt, den Schluß ziehen, daß Goethe nicht 28 Jahre lang an der Seite einer Gattin hätte leben können, wenn ſie nicht Teilnahme, Verſtändnis für ſein tiefſtes und ureigenſtes Weſen, für ſeine dichteriſche Produktion gezeigt hätte. Es wäre ein einfacher Verſtandesſchluß: — ohne geiſtige Stagnation wäre ein ſo lange andauerndes Zuſammenleben mit einem teilnahmloſen und verſtändnisloſen Geſchöpf auch für einen Goethe nicht möglich geweſen, ſelbſt wenn man ſeiner unerſchöpflichen und ſelbſtändigen Produktionskraft im weiteſten Sinne Rechnung tragen will. Aber dieſer Verſtandesſchluß iſt nicht nötig: wir haben die handſchriftlichen dokumentariſchen Beweiſe dafür, daß Chriſtiane mit Liebe und Verſtändnis an Goethes Werk teilgenommen hat.

Und um nur einen kurzen Überblick über das dichteriſche Schaffen Goethes in der Zeit ſeines Zuſammenlebens mit Chri-

ſtiane zu geben, alſo in der Zeit von 1788—1816, will ich hervorheben, daß „Reineke Fuchs“, „Hermann und Dorothea“, die „Römiſchen Elegien“, die „Venezianiſchen Epigramme“, der größte Teil der Balladen, „Wilhelm Meiſter“, die „Wahlverwandſchaften“, „Dichtung und Wahrheit“, der „Weſtöſtliche Diwan“, die „natürliche Tochter“, die „Pandora“, und eine Unzahl Feſtſpiele, Gedichte, ſowie Teile des „Fauſt“ uſw. in dieſer Epoche entſtanden ſind. Ich habe die Werke nicht chronologiſch geordnet angeführt, — könnte man doch eigentlich immer nur das Jahr ihres Abſchluſſes mit Sicherheit angeben, denn wer will ſagen, wann eine Dichtung begonnen wurde.

Wenn wir einen Brief leſen, wie den vom 3. Januar 1794, in dem Goethe Chriſtianen ſchreibt: „An das Gedicht habe ich wenigſtens gedacht und werde den Plan ausarbeiten, ſo weit mir nur möglich iſt, ſo kann es alsdann einmal, ehe wir es uns verſehen, fertig ſein...“ dann wiſſen wir, daß Chriſtiane Teilnahme für das Werk des Gatten hatte. Am 3. März desſelben Jahres ſchreibt er wieder: „Nun kann ich Dir die gute Nachricht ſagen, daß das Gedicht wieder im Werk iſt und daß es wahrſcheinlich in kurzem fertig ſein wird. Ein leidiger Katarrh, den ich mir wahrſcheinlich durch einen Spaziergang zuzog, hat mich dieſer Tage her geplagt, jedoch weil ich zu Hauſe bleiben mußte, meine Arbeit mehr gefördert als gehindert. Man kann ſchon zufrieden ſein, wenn das Übel nur zu etwas gut iſt. — Ich ſehe indeſſen auch die erſten Geſänge durch und ſo wird eins mit dem andern fertig werden. Bis heute über acht Tage wird alles entſchieden ſein, und ich wünſche zu hören, daß dir's recht wohl geht.“ Am 6. Juni berichtet Goethe dann weiter über die Schickſale von „Hermann und Dorothea“, denn die ſind „das Gedicht“, um das es ſich handelt: „Der Schluß des Gedichtes hat ſich noch nicht gezeigt, dagegen habe ich aber eine große Geſpenſterromanze (die Braut von Korinth) für den Almanach in dieſen Tagen fertig gemacht. — Wir müſſen nun eben noch ſo manches abwarten und uns in der Stille zu un-

ſerer Expedition vorbereiten." Und am 9. Juni ſchreibt er ihr von neuem:

„Für deinen langen Brief danke ich dir recht ſehr, es geht ſchon wirklich mit dem Schreiben, wenn du es nur recht üben willſt.

Hier ſchicke ich dir einen Brief meiner Mutter, daraus du ſehen kannſt, wie gut ſie denkt. Alle Einrichtungen können nunmehr auf's beſte gemacht werden und ehe 14 Tage herumgehen, kann alles in der beſten Ordnung ſeyn.

Die beſte Nachricht, die ich dir zu geben habe, iſt denn doch wohl, daß das Gedicht fertig iſt, und ſo wäre es recht gut, wenn ich nur ſonſt ruhen könnte; es wird aber jetzt unermüdet am Almanach gearbeitet, der denn auch recht ſtattlich ausgeſtattet werden ſoll."

Und viele Jahre ſpäter, als Karoline Ulrich längſt als Geſellſchafterin Chriſtianens, ſeiner rechtmäßigen Gattin, im Goetheſchen Hauſe weilte, hat er laut Tagebuchnotizen den „Frauenzimmern" „Hermann und Dorothea" vorgeleſen.

Nicht nur damals, in jener immerhin frühen und vielleicht geſteigert leidenſchaftlichen Epoche, als Goethe Chriſtiane ſeiner Mutter vorſtellen wollte, ließ er ſie an ſeinem Werk teilnehmen; immer wieder verzeichnet noch das Tagebuch, daß er die Wirkung eines Gedichtes an den „Frauenzimmern" ausprobiert habe, und gar über die „Wahlverwandſchaften" hat er Briefe an Chriſtiane und ihre Sekretärin gerichtet. Am 15. September 1809 ſchickt er ihnen das Manuſkript oder richtiger einen Teil davon und ſchreibt dazu:

„Zuerſt danke ich dir und deiner ſchönen Begleiterin für den angenehmen Beſuch; ſodann ſchicke ich ein Bändchen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1. Daß Ihr es bei verſchloſſenen Türen leſet.
2. Daß es niemand erfährt, daß ihr's geleſen habt.
3. Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4. Daß mir zugleich alsdann etwas geſchrieben werde, von dem was unter euch beim Leſen vorgegangen.

Ausblick auf Goethes Garten

ſerer Expedition vorbereiten." Und am 9. Juni ſchreibt er ihr von neuem:

„Für deinen langen Brief danke ich dir recht ſehr, es geht ſchon wirklich mit dem Schreiben, wenn du es nur recht üben willſt.

Hier ſchicke ich dir einen Brief meiner Mutter, daraus du ſehen kannſt, wie gut ſie denkt. Alle Einrichtungen können nunmehr auf's beſte gemacht werden und ehe 14 Tage herumgehen, kann alles in der beſten Ordnung ſeyn.

Die beſte Nachricht, die ich dir zu geben habe, iſt denn doch wohl, daß das Gedicht fertig iſt, und ſo wäre es recht gut, wenn ich nur ſonſt ruhen könnte; es wird aber jetzt unermüdet am Almanach gearbeitet, der denn auch recht ſtattlich ausgeſtattet werden ſoll."

Und viele Jahre ſpäter, als Karoline Ulrich längſt als Geſellſchafterin Chriſtianens, ſeiner rechtmäßigen Gattin, im Goetheſchen Hauſe weilte, hat er laut Tagebuchnotizen den „Frauenzimmern" „Hermann und Dorothea" vorgeleſen.

Nicht nur damals, in jener immerhin frühen und vielleicht geſteigert leidenſchaftlichen Epoche, als Goethe Chriſtiane ſeiner Mutter vorſtellen wollte, ließ er ſie an ſeinem Werk teilnehmen; immer wieder verzeichnet noch das Tagebuch, daß er die Wirkung eines Gedichtes an den „Frauenzimmern" ausprobiert habe, und gar über die „Wahlverwandſchaften" hat er Briefe an Chriſtiane und ihre Sekretärin gerichtet. Am 15. September 1809 ſchickt er ihnen das Manuſkript oder richtiger einen Teil davon und ſchreibt dazu:

„Zuerſt danke ich dir und deiner ſchönen Begleiterin für den angenehmen Beſuch; ſodann ſchicke ich ein Bändchen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1. Daß Ihr es bei verſchloſſenen Türen leſet.
2. Daß es niemand erfährt, daß ihr's geleſen habt.
3. Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4. Daß mir zugleich alsdann etwas geſchrieben werde, von dem was unter euch beim Leſen vorgegangen.

Ausblick auf Goethes Garten

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu ſagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden."

Leider iſt uns die Antwort nicht erhalten geblieben, aber ſie muß zufriedenſtellend ausgefallen ſein, denn am 22. September ſchreibt er:

„Weil ihr euch über den erſten Teil des Romans ſo freundlich geäußert habt, ſo ſoll die Hälfte des 2. bis an einen Abſchnitt die nächſte Woche unter eben den Bedingungen zu euch gelangen. Du ſchickſt mir den Band wieder den du in Händen haſt und wir hoffen nun das Ende bald zu erreichen. Doch brauchen wir, wenn kein Hindernis dazwiſchen kommt, immer noch 10 Tage. Wenn du etwa hören ſollteſt, daß jemand zu mir herüberkommen will, ſo lehne es ja ab: denn es kommt doch, wie ich auch diesmal geſehen habe, für die Beſuchenden auch nicht das geringſte heraus. Lebe recht wohl und grüße Carolinchen."

Und ſo haben wir dokumentariſche Belege für eine Tatſache, die wir verſtandesgemäß hätten annehmen müſſen. Chriſtiane hat an Goethes litterariſchen Arbeiten Anteil genommen, obgleich ſie keinen ſehr ausgebildeten Verſtand gehabt hat, wie Frau von Knebel von ihr ſagt. (Siehe S. 124.) Wir haben auch ſchon an anderer Stelle darauf hingewieſen, wie viel Vertrauen Goethe zu ihrem Litteraturverſtändnis gehabt haben muß, ſonſt hätte er ihr gewiß in bezug auf das Theater und deſſen Leitung nicht ſoviel anvertraut. (S. 148—151; S. 185.)

Aber Chriſtianens Teilnahme an Goethes Produktivität in bezug auf ihre Kritik blieb natürlich nur untergeordnet. Auch darin unterſcheidet ſich ja Goethes Produktion von der ſeines Freundes Schiller, daß dieſer ſich durch fremde Einflüſſe, zum Beiſpiel durch die der Frauen beſtimmen ließ, weil er alle Pläne voraus beſprach. (Siehe Goethes Mitteilungen an Eckermann vom 16. März 1831.) Eine andere Art der Teilnahme Chriſtianens intereſſiert uns hier viel mehr und wenn wir uns ein vollſtändiges Bild von ihrem Weſen machen wollen, müſſen

wir ſie eingehend berückſichtigen. Das iſt die Teilnahme der unbewußten und unwillkürlichen Anregerin und Inſpiratorin für eine ganze Reihe von Gedichten.

Schon lange, ehe Goethe Chriſtianen perſönlich kannte, haben ähnliche Lebensmotive, ähnliche Naturen ihn zum Schaffen gereizt, wir brauchen nur an das Gretchen im „Fauſt“, an „Egmont“ und Klärchen zu denken. Wir müſſen uns nur der Friederike von Seſenheim und ihrer Wirkung auf den Straßburger Studenten erinnern.

Als Chriſtiane in ſein Leben eintrat, waren es zuerſt die „römiſchen Elegien“, in denen Goethe unter dem Deckmantel ſeiner römiſchen Liebe zu Fauſtina ſeine Beziehungen zu Chriſtiane darſtellte und verherrlichte. Daß dieſe Gedichte wirklich auf Chriſtiane gedichtet ſind, darauf würde ſchon eine kleine Tatſache hinweiſen: Goethe bezeichnet in ſeinem Brief an Herder (ſiehe S. 95) und an verſchiedenen andern Stellen Chriſtiane bald als „Erotion“, bald als „Erotikon“, als kleinen Liebesgott oder als Liebesgedicht, und ſeine „römiſchen Elegien“ werden auch nie oder ſelten anders als „Erotika“ genannt. Einige von ihnen mögen freilich ſchon in Rom entſtanden ſein, oder von römiſchen Erinnerungen abhängen, andere, die unbedingt zu den römiſchen Elegien gehören müßten, ſind an anderer Stelle zu finden. So ſtehen:

„Süße Sorgen.
Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſein, ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!“

die Goethe am 16. November 1788 dem Brief an den Herzog mit der Bemerkung: „Hier ein Erotikon“, beigelegt hatte, in der Abteilung: „Antiker Form ſich nähernd“. Und unter den

„venezianiſchen Epigrammen“ werden wir viele finden, die in die Ordnung der „römiſchen Elegien“ gehörten, das heißt, die ganz deutlich die Verherrlichung und dichteriſche Ausgeſtaltung von des Dichters glücklicher Liebe zu Chriſtiane bezwecken; ſie ſind eingeordnet worden zwiſchen Klagen der Sehnſucht während der Abweſenheit in Venedig und zwiſchen Darſtellungen von Goethes Liebe oder Verliebtheit, „Augelchen“, wie ſein Terminus technicus lautet, mit Bettine, der kleinen venezianiſchen Seiltänzerin. Und andere Epigramme allgemein ſatyriſchen und ſpeziell für die Farbenlehre polemiſierenden Charakters wurden noch bunt darunter gemiſcht.

Wie hat Goethe ſein Liebesleben dargeſtellt! Nicht in der erſten Elegie, die, vielleicht um die Maske des römiſchen Lebens feſter zu halten, nur eine Verherrlichung Roms bezweckt, aber gleich in der zweiten, in der der Dichter ſo deutlich ausſpricht, wie wohltätig das unlitterariſche Weſen der Geliebten auf ihn einwirkt. Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß Chriſtiane zu der eben hervorgehobenen verſtändnisvollen Teilnahme an des Dichters Weſen und Werk erſt allmählich heranwuchs und in dieſen erſten Jahren, in die die Entſtehung der „Elegien“ fällt, tatſächlich nur das „kleine Naturweſen“ war, als das Goethe ſie gerne bezeichnete; beſonders charakteriſtiſch hierfür iſt die ältere Faſſung von Vers 1—8 und Vers 13—28, die ich zum Vergleich dazu ſetze und die zeigen können, wie die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen die redigierende Arbeit Goethes bei dieſem Gedicht beeinflußt hat.

Römiſche Elegien II.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Ruhmen und Tanten,
Und dem gebundnen Geſpräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.

Wiederholet politiſch und zwecklos jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wut über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen „Malbrough“ den reiſenden Briten
Einſt von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär er nach Smyrna geſegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough! im Hafen das Lied.
Und ſo mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, ſchelten der Könige Rat.
Nun entdeckt ihr mich nicht ſo bald in meinem Aſyle,
Das mir Amor, der Fürſt, königlich ſchützend verlieh.
Hier bedecket er mich mit ſeinem Fittich; die Liebſte
Fürchtet, römiſch geſinnt, wütende Gallier nicht:
Sie erkundigt ſich nie nach neuer Märe, ſie ſpähet
Sorglich den Wünſchen des Manns, dem ſie ſich eignete, nach.
Sie ergötzt ſich an ihm, dem freien, rüſtigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Hütten erzählt;
Teilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbar beherrſcht römiſchen Buſen und Leib.

(Vers 1—8 ältere Faſſung.)

Fraget nun, wen ihr auch wollt! Mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Lotten gelebt? Ob denn auch alles fein wahr ſei?
Welche Stadt ſich mit Recht Lottens, der Einzigen rühmt?
Ach, wie hab ich ſo oft die törichten Blätter verwünſchet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menſchen gebracht!
Wäre Werther mein Bruder geweſen, ich hätt ihn erſchlagen,
Kaum verfolgte mich ſo rächend ſein trauriger Geiſt.

(Vers 13—28 ältere Faſſung nur:)

Glücklich bin ich entflohn! ſie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der ſie ſich eignete, kaum.
Sie erkennet in ihm den freien rüſtigen Fremden,
Der in Bergen und Schnee hölzerne Häuſer bewohnt.

Aber noch viel inniger iſt die dritte Elegie, die mit Beiſpielen aus der antiken Mythologie die Gewiſſensſkrupel des Mädchens hinwegzuſcherzen und zu liebkoſen ſucht.

Da er ſich einmal darauf eingelaſſen hat, der Geliebten von antiker Mythologie zu erzählen, fährt er ſchalkhaft fort und ſchafft ſich und ihr in der vierten Elegie eine neue Gottheit, die Gelegenheit, in deren Geſtalt er Chriſtiane ſelbſt verherrlicht. Aber die Anſpielung iſt zu deutlich, die geſchilderte Geſtalt zu wenig römiſch, und mit neuer ſchalkhafter Wendung verleugnet er die ringellockige Geliebte und, in dichteriſcher Freiheit die Zeiten vertauſchend, verweiſt er ſie ins Reich der Vergangenheit und ruft das Bild römiſcher Flechten hervor.

Die fünfte Elegie ſchildert weimariſche Liebesfreuden, überträgt ſie aber auf römiſchen Boden. Unendlich anmutig iſt das Bild, wie die ſkandierende Bewegung der Hand zur Liebkoſung für die Geliebte wird.

Die ſechſte Elegie ſchlägt einen ganz anderen Ton an; wieder ſind weimariſche Verhältniſſe auf römiſchen Boden übertragen, aber wenn wir dieſes Gedicht leſen, erinnern wir uns an Briefe Goethes, wie der vom 10. September 1792 aus Verdun (ſiehe S. 100):

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarin Zeugen,
Daß die Witwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.

Biſt du ohne Bedacht nicht oft bei Mondſchein gekommen,
Grau, im dunklen Surtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſein — gut der Prälate biſt du!
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich, leider! und jung und wohl bekannt den Verführern,
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albanis mich mit gewichtigen Zetteln
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab ich von Herzen
Rotſtrumpf immer gehaßt und Violettſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen",
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! Ihr ſeid der Frauen nicht wert! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt ihn küſſend ans Herz, Tränen entquollen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennet das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Glut ſtürzend und jählings verhüllt;
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

Indeſſen, ſolche trübere Stimmungen ſollen nicht lange vorhalten. Hat der Dichter ſchon am Schluß des Gedichtes geſagt, daß ſolche Kämpfe nur dazu dienen, um die Liebesflamme heller erſtrahlen zu laſſen, ſo ſtimmt er in der ſiebten Elegie laute

Jubeltöne an. Sie beziehen ſich auf Rom, ſind entweder ſchon in Rom entſtanden, oder verherrlichen, was mir noch wahrſcheinlicher erſcheint, römiſche Erinnerungen, und erſt das achte Gedicht wendet ſich wieder ausſchließlich Chriſtiane zu, und iſt, wie ſchon auf Seite 10 bemerkt, das einzige überlieferte Dokument für ihre Kindheit und erſte Jugend.

Nummer neun und zehn verherrlichen wieder Chriſtiane, neun ſchildert ſie in ihrer ſpeziellen Begabung der Liebenswürdigkeit, denn zweifellos iſt die Liebenswürdigkeit ein beſonderes Talent, das nur wenigen Menſchen gegönnt iſt, und das keine Erziehung verleihen kann. Die zehnte Elegie preiſt die Liebesfreuden im allgemeinen und ähnlich wie Goethe ſich in dem Gedicht des „weſtöſtlichen Divans“ über die Perſönlichkeit neben die größten Dichter und allenfalls über den Kaiſer erhebt, ſo ſchildert er hier, wie tote Fürſten ihn um ſeine lebendige Liebe beneiden müſſen.

In der elften Elegie iſt wieder ein allgemeines mythologiſierendes Liebesſpiel dargeſtellt, in der zwölften aber iſt die Beziehung der Mythologie auf das tatſächliche Erleben ganz deutlich gemacht. Man mag ſich gerne vorſtellen, wie der Dichter der Geliebten plaudernd von der Liebe der Gottheiten erzählte und wie ſie beide lachend und ſcherzend ſich freuten, daß ihr Glück die Menſchen nicht gefährde, wie Götterliebe es tut. Da ſich der Dichter einmal im mythologiſierenden Liebesſpiel gefällt, ſo fährt er darin auch fort, er läßt Amor ſelber ihn zur Geliebten führen. Das Glück, das ſie ihm ſchenkt, es iſt ihm Geſchenk des Gottes, es iſt ihm aber auch zugleich Aufgabe, Stoff zu Geſängen. Nur ſchade, daß eben der Stoff Zeit und Kraft zu ſeiner dichteriſchen Ausgeſtaltung raube! Ähnliche Klänge, ähnliche ſcherzhafte Klagen finden wir auch in mehreren der „venezianiſchen Epigramme“.

Verwandt im Stoff, wenngleich ganz anders im Ton, iſt das an „Lida“ (der dichteriſche Name für Frau von Stein) gerichtete Gedicht: „Der Becher“. Die Parallele zeigt, daß das ſcherz-

haft mythologiſierende Spiel mit Liebeserlebniſſen durchaus nicht nur ſich auf Chriſtiane bezog. Auch „Amor als Landſchaftsmaler“, das an die ſchöne Mailänderin Maddalena Riggi gedichtet wurde, wäre hier heranzuziehen.

Die kurze vierzehnte Elegie, die die ganze Sehnſucht der Erwartung malt, iſt ſo ſelbſtverſtändlich und gewiß ſo oft erlebt, daß ſie ſich auf Chriſtiane wie auf jede andere Geliebte beziehen kann.

Aber die beiden folgenden Elegien tragen deutlich die Merkmale römiſcher Reminiſzenzen oder römiſcher Entſtehung. Sie ſind in keine unmittelbare Verbindung mit Chriſtiane zu bringen. Die ſiebzehnte freilich, die ſcheint wieder deutlich auf Weimarer Verhältniſſe hinzuweiſen, auf den Weg über den Hof, den Chriſtiane zu ihren heimlichen Beſuchen nehmen mußte und den der wachſame Hund des Nachbars gefährdete.

In der achtzehnten Elegie wäre es ein leichtes, an die Stelle des römiſchen Namens Fauſtine den vertrauteren Chriſtine zu ſetzen in Vers 9. Denn die Liebesſicherheit, die hier geprieſen iſt, die hat Goethe in Chriſtiane gefunden. Und im vorletzten Vers drängt ſich anſtatt der Quiriten, die ſich gewiß nicht um das Liebesleben des Fremden gekümmert haben, faſt unwillkürlich auf: „Gönnet mir, Weimaraner, das Glück“, denn die Mißgunſt und das Geklätſch der Weimaraner hatte Goethe mehr Grund zu fürchten, als der Fremde in Rom das der Römer.

Und ſo leitet uns dieſes geprieſene ſichere Liebesglück des nicht mehr jungen Mannes faſt unwillkürlich zu den Gefahren hinüber, die die zweite der nicht veröffentlichten römiſchen Elegien ſchildert, und die gerade für den, der nicht unberührt durchs Leben gegangen war, doppelt drohend erſcheinen mußten. Es iſt ſehr ſchade, daß wir dieſe Elegie die durchaus den Eindruck eines Bekenntniſſes macht, nur in verſtümmelter Form überliefert haben, aber die verſtorbene Großherzogin Sophie von Weimar ließ nur dieſe verkürzte Form in die Weimarer Aus-

gabe aufnehmen und ſoll die Urſchrift eigenhändig eingeſiegelt haben — indeſſen, das Überlieferte ſagt vielleicht genug:

„Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter geſcholten,
Grauſend kennt ſie die Welt Jahre die tauſende ſchon,
Python dich und dich, lernäiſcher Drache! Doch ſeid ihr
Durch die rüſtige Hand tätiger Götter gefällt.
Ihr zerſtöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wieſen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes geſandt?
Überall ſchleicht er ſich ein, und in den lieblichſten Gärtchen
Lauert tückiſch der Wurm, packt den Genießenden an.
Sei mir, heſperiſcher Drache, gegrüßt, du zeigteſt dich mutig,
Du verteidigteſt kühn goldener Äpfel Beſitz!
Aber dieſer verteidiget nichts — und wo er ſich findet
Sind die Gärten, die Frucht, keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er ſich im Buſche, beſudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
O! wie glücklich warſt du, Lukrez! du konnteſt der Liebe
Ganz entſagen und dich jeglichem Körper vertraun!
Selig warſt du Properz!...

Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen ſchreckte,
Untreu fand ſie dich zwar; aber ſie fand dich geſund.
Jetzt wer hütet ſich nicht, langweilige Treue zu brechen,
Wen die Liebe nicht hält, hält die Beſorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt iſt jegliche Freude.
O, der goldenen Zeit, da Jupiter noch, vom Olympus
Sich zu Semele bald, bald zu Kalliſto begab.
Ihm lag ſelber daran, die Schwelle des heiligen Tempels
Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
Gegen ſie der Gemahl giftige Waffen gekehrt.

Doch wir ſind nicht ganz wie alte Heiden verlaſſen,
Immer ſchwebet ein Gott über der Erde noch hin,
Eilig und geſchäftig, ihr kennt ihn alle, verehrt ihn!
Ihn, den Boten des Jeus, Hermes den heilenden Gott.
Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweis kaum noch den Platz alter verehrender Pracht,
Wird des Sohnes Tempel doch ſtehn und ewige Zeiten
Wechſelt der Bittende ſtets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh ich im Stillen, an euch ihr Grazien wend ich
Dieſes heiße Gebet tief aus dem Buſen herauf.
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Übel von mir, reichet mir Amor die Hand,
O! ſo gebet mir ſtets, ſobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß!"

Würde dieſe Elegie, die zu den Paralipomenis gehört, auch nicht in ſo vollendet künſtleriſcher Form das eigentlich unſagbare ausſprechen, ſo müßte ſie dennoch in dieſem Buche Aufnahme finden, da ihr Bekenntnis durchaus die Anklage widerlegt, die man gegen Chriſtiane zu erheben gewohnt iſt (ſiehe S. 30).

Die letzten der beiden römiſchen Elegien ſind auch ganz mythologiſch gefaßt. Die neunzehnte enthält einen von Goethe ausgeſtalteten Mythos über den Kampf des Amor und der Fama, der erklären ſoll, warum Fama, das Gerücht, die Liebe ſo ſehr mit ihrem Geklätſch verfolgt. Und mit Humor erklärt Goethe ſich bereit, Famas Verfolgungen zu dulden, aber vom Dienſt des Amor will er nicht laſſen.

Hat Goethe hier heiter geklagt, daß er an dem Konflikt der Götter mitzutragen und zu leiden habe, ſo geſteht er in dem nächſten Gedicht, daß es ihm ſelbſt, dem Dichter unmöglich ſei, das ſüße Geheimnis zu wahren. Der Freundin darf er es nicht bekennen, ſie möchte ihn ſchelten (der Gedanke an Frau von Stein drängt ſich unwillkürlich bei dieſer Stelle auf, ſiehe den Brief

S. 91), der Freund dünkt ſeiner Eiferſucht gefährlich, obgleich er volles Vertrauen zu der Geliebten äußert. Dem Hexameter, dem Pentameter vertraut er ſein Glück an.

Aber nicht nur im elegiſchen Versmaß hat Goethe in dieſer Zeit ſeiner Liebe Ausdruck gegeben, nicht nur dieſe Rhythmen hat er zu Vertrauten ſeines Glückes gemacht. Aus derſelben Epoche ſtammen die beiden Gedichte „Morgenklagen“ und „Der Beſuch“. Wenn das erſte davon in anmutiger Form die ſchlafloſe Nacht getäuſchter Liebeserwartung ſchildert und der Ausdruck warmer aber auch rein ſinnlicher Liebe iſt, ſo geht das zweite weiter, es greift tiefer in die Zweifel und Kämpfe hinein, die der Menſch Goethe zu beſtehen hatte, als er dieſes Weſen aus ſo ganz anderen Kreiſen an ſich heranzog, daß ſich nicht leicht in die ſeinen einfügen laſſen wollte. Was durch das Gerede der abratenden Freunde, was durch die eigenen Zweifel in ihm auferweckt wurde, das kommt alles in dem „Beſuch“ zum Ausdruck. Aber auch die Verherrlichung von Chriſtianens ſeeliſchem Liebreiz, der ſich ihm ungewußt und ungewollt an der Schlummernden ebenſo offenbart wie an der Wachenden, iſt rein und lieblich dargeſtellt.

In dieſe Zeit gehört auch ein ganz kurzes Gedicht:

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt,
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind,
Das ſchlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder.

Man hat es nicht auf Chriſtiane beziehen und dagegen einwenden wollen, daß Goethe ſich damals mit ihr noch nicht öffentlich gezeigt habe. Der ganze Ton, der Ausdruck der Empfindung, ſcheinen mir unwiderleglich auf Chriſtiane hinzudeuten, und gerade die Tatſache, daß er ſich damals noch nicht öffent-

lich zu ihr bekennen konnte, erklärt und begründet den Inhalt vollkommen.

In der Zeit und auch im Ton unmittelbar anſchließend wären die „Venezianiſchen Epigramme“ zu erwähnen, die gewiß nicht alle in Venedig 1790 entſtanden ſind, ſondern zum Teil früher geſtaltet wurden. Diejenigen, die ſich auf Chriſtiane beziehen, ſollen hier ausgeſucht und zuſammengeſtellt werden, oder richtiger, diejenigen, bei denen die Beziehung ſich uns unmittelbar deutlich aufdrängt. Eines freilich muß vorausgeſchickt ſein: eine ganze Reihe davon ſollte urſprünglich mit den „Elegien“ vereinigt werden, unter anderem auch das 34. auf den Herzog, von dem Goethe ſchon am 10. Mai 1789 ſchrieb: „Leben Sie recht wohl und gedenken mein unter den Waffen. Dafür bereite ich Ihnen auch ein Lobgedicht an einem Platze, wo ſie es am wenigſten erwarten, und bitte ſchon im voraus um Verzeihung“. Das iſt alſo mit ein Beweis, daß die „venezianiſchen Epigramme“ teilweiſe ſchon vor Venedig geſchrieben wurden, und daß die „römiſchen Elegien“ tatſächlich weimariſche und nur dem Namen nach römiſche waren. Auch in anderen Briefen, zum Beiſpiel vom 10. Auguſt 1789 an Herder iſt von der „Fragmenten-Art erotiſcher Späße“ die Rede, an denen Goethe wieder gearbeitet habe.

Die beiden erſten Epigramme, die gewiſſermaßen eine Einleitung bilden, eine Huldigung an die Form des Epigrammbüchleins und an Italien, an den Süden, haben nichts mit Chriſtiane zu tun, aber Nr. 3, das ſo deutlich die Unluſt an der Reiſe und die Sehnſucht nach den verlaſſenen Lieben ausdrückt, erinnert an die Briefe, die Goethe in dieſer Zeit an Herder richtete:

Immer halt' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

„Weichling!“ ſchölte mich einer, „und ſo verbringſt du die Tage?“

Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens,
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämmrer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillone ſind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir! du ſchieneſt
Paradieſiſch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schoß.

Nr. 10 dürfte auch auf dieſer Reiſe entſtanden ſein, der darin ausgedrückte Gedanke ſtimmt völlig mit den Äußerungen überein, die Goethe zu Herders Gattin getan und die dieſe ihrem Manne mitteilt (ſiehe S. 94).

Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? es will ſich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das und tue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

Liebesſehnſucht drückt Nr. 13 aus, und es klingt ſtark an die „römiſchen Elegien“ an:

Süß, den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüten zu ſehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit ſehnendem Blick.
Aber ſüßer, mit Blumen dem Buſen der Schäferin ſchmeicheln!
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

Und auch Nr. 26 und 27 haben einen ähnlichen Charakter, aber von dieſen möchte ich unbedingt glauben, daß ſie auf der Reiſe entſtanden ſind:

lich zu ihr bekennen konnte, erklärt und begründet den Inhalt vollkommen.

In der Zeit und auch im Ton unmittelbar anſchließend wären die „Venezianiſchen Epigramme“ zu erwähnen, die gewiß nicht alle in Venedig 1790 entſtanden ſind, ſondern zum Teil früher geſtaltet wurden. Diejenigen, die ſich auf Chriſtiane beziehen, ſollen hier ausgeſucht und zuſammengeſtellt werden, oder richtiger, diejenigen, bei denen die Beziehung ſich uns unmittelbar deutlich aufdrängt. Eines freilich muß vorausgeſchickt ſein: eine ganze Reihe davon ſollte urſprünglich mit den „Elegien“ vereinigt werden, unter anderem auch das 34. auf den Herzog, von dem Goethe ſchon am 10. Mai 1789 ſchrieb: „Leben Sie recht wohl und gedenken mein unter den Waffen. Dafür bereite ich Ihnen auch ein Lobgedicht an einem Platze, wo ſie es am wenigſten erwarten, und bitte ſchon im voraus um Verzeihung“. Das iſt alſo mit ein Beweis, daß die „venezianiſchen Epigramme“ teilweiſe ſchon vor Venedig geſchrieben wurden, und daß die „römiſchen Elegien“ tatſächlich weimariſche und nur dem Namen nach römiſche waren. Auch in anderen Briefen, zum Beiſpiel vom 10. Auguſt 1789 an Herder iſt von der „Fragmenten-Art erotiſcher Späße“ die Rede, an denen Goethe wieder gearbeitet habe.

Die beiden erſten Epigramme, die gewiſſermaßen eine Einleitung bilden, eine Huldigung an die Form des Epigrammbüchleins und an Italien, an den Süden, haben nichts mit Chriſtiane zu tun, aber Nr. 3, das ſo deutlich die Unluſt an der Reiſe und die Sehnſucht nach den verlaſſenen Lieben ausdrückt, erinnert an die Briefe, die Goethe in dieſer Zeit an Herder richtete:

Immer halt' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

„Weichling!“ ſchölte mich einer, „und ſo verbringſt du die Tage?“

Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens,
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämmrer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillone ſind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir! du ſchieneſt
Paradieſiſch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schoß.

Nr. 10 dürfte auch auf dieſer Reiſe entſtanden ſein, der darin ausgedrückte Gedanke ſtimmt völlig mit den Äußerungen überein, die Goethe zu Herders Gattin getan und die dieſe ihrem Manne mitteilt (ſiehe S. 94).

Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? es will ſich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das und tue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

Liebesſehnſucht drückt Nr. 13 aus, und es klingt ſtark an die „römiſchen Elegien“ an:

Süß, den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüten zu ſehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit ſehnendem Blick.
Aber ſüßer, mit Blumen dem Buſen der Schäferin ſchmeicheln!
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

Und auch Nr. 26 und 27 haben einen ähnlichen Charakter, aber von dieſen möchte ich unbedingt glauben, daß ſie auf der Reiſe entſtanden ſind:

„Schläfſt du noch immer?“ Nur ſtill, und laß mich ruhen! erwach' ich,
Nun, was ſoll ich denn hier? Breit iſt das Bette, doch leer.
Iſt überall ja doch Sardinien, wo man allein ſchläft,
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

Alle neun, ſie winkten mir oft, ich meine die Muſen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen — mich haben die Muſen verlaſſen,
Und ich ſchielte verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp: du kamſt, mich zu retten,
Langeweile! du biſt Mutter der Muſen gegrüßt.

Nr. 28 iſt ein feines venezianiſches Strandbild, aber das Meer brauſte in Weimar, das Goethe ſein Perlchen zugeſpült hatte:

Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? ihr fragt mich. Ich hab' ſie,
Wie ich ſie wünſche: das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.
An dem Meere ging ich und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen: es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Goethes Vatergefühle finden in Nr. 31 ihren Ausdruck, ſo wie ſie noch in vielen der venezianiſchen Epigramme wiederkehren:

Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelſt, und rührſt mich.
O wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!

Und Nr. 34 und 35 zeigen den Dichter von der frommen, der dankbaren Seite: Die Götter und ſein Fürſt haben ihm alles gegeben, was er zum Leben bedarf, und dafür dankt er ihnen an dieſer Stelle, die ihm doch paſſender erſchienen ſein mag, als der Rahmen der „erotiſchen Späße“.

Kurz und treffend gibt er der Liebesſehnſucht als Quelle ſeiner Dichtungen in Nr. 50 Ausdruck:

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

Und Nr. 72 ironiſiert unter dem Mantel der Selbſtironie die tugendhafte Entrüſtung der Geſellſchaft über ſeine Vorliebe für die Sünderinnen ſowohl in Venedig wie in Weimar:

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch ſo.

Nachklänge der römiſchen Elegien ſind dann die Nummern 33—38:

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O laß Frechheit und Ernſt ferne vom Herzen dir ſein.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegenteil lächelt der ſchelmiſche Gott.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du die lieblichen Mohne,
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

Liebe flößeſt du ein und Begier; ich fühl es und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

Ha ich kenne dich, Amor, ſo gut als einer! da bringſt du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führeſt uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach und die Falſche erliſcht!

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Gibt ſich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der frühe, ſie weckt.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht: mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? es ſei, Liebchen, des Scherzes genug!

Wie eine Briefſtelle mutet uns dann Nr. 90 an:

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu löſen:
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf,
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

Und nun folgt bald eine Reihe von Epigrammen, die Verherrlichungen der Liebe im allgemeinen und der Geliebten im beſonderen enthalten. Da iſt erſt Nr. 92, deſſen Gedankengang auf ein viel ſpäteres Gedicht, auf den „Frühling übers Jahr“ hinweiſt, von dem noch die Rede ſein wird.

Dann Nr. 93, das ein Glücksbekenntnis enthält, wie man es voller nicht leicht hören kann:

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen, wie heut'.

Nr. 95 iſt wieder ganz Nachklang der römiſchen Elegien und Nr. 96 zeigt, wie gegenwärtig die fernen Lieben Goethe auch am Strande des Mittelmeeres waren. Das Meeresleuchten führt ihn wieder zu dem Gedanken an die Liebe, an Amor:

In der Dämmrung des Morgens den höchſten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürſtin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft lockteſt du nachts mich heraus!
Nun erſcheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmliſchen Augen
Meiner Geliebten, und ſtets kommt mir die Sonne zu früh.

Du erſtauneſt und zeigſt mir das Meer: es ſcheinet zu brennen.
Wie bewegt ſich die Flut flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht: das Meer gebar Aphroditen,
Und entſprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

Weiſer: Büſte von Chriſtiane von Goethe

In Nr. 97 macht er es ſich klar, warum ihn der Magnet des Nordens nicht mehr Genuß am Süden empfinden läßt, warum ihm die Schätze des Südens, die ihm früher ſo lockend waren, jetzt nicht mehr Anziehungskraft haben:

Glänzen ſah ich das Meer und blinken die liebliche Welle,
Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

Und in Nr. 98 iſt ſeiner Phantaſie die Geliebte gar gegenwärtig, er zagt um ſie, als ob ſie eine Meerfahrt antreten wollte, und gleichzeitig wird die Eiferſucht, die ſo oft ſchon zum Ausdruck kam, wieder in ihm rege (ſiehe S. 215):

Ach, mein Mädchen verreiſt! Sie ſteigt zu Schiffe! — Mein König,
Äolus! mächtiger Fürſt! halte die Stürme zurück!
Törichter! ruft mir der Gott, befürchte nicht wütende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn ſanft Amor die Flügel bewegt!

Nr. 100 und 101 enthalten denſelben Ausdruck liebevoll ängſtlichen Zweifels. Aber davor ſteht wieder die Schelmerei von Nr. 99, die Zweifel und Sorge nicht allzu tief erſcheinen läßt:

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt noch gefällt.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dies Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrtum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad.

Traurig, Midas, war dein Geſchick: in bebenden Händen
Fühlteſt du, hungriger Greis, ſchwere verwandelte Koſt.

Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſt'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Muſen, ich ſträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Märchen verkehrt.

Darauf folgt in den beiden Epigrammen 102 und 103 eine Freude über das werdende Kind, über das neuentſtehende Weſen, wie man ſie eigentlich nur dem mütterlichen Gefühl zutrauen ſollte. Die natürlichen Dinge ſind auch hier mit einer Andacht, einer anmutigen Schelmerei zugleich zum Ausdruck gebracht, die in der Schlichtheit ihrer Kunſt ergreifend ſind:

Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen! ſo ſagte die beſte
Ängſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet dir leiſe,
Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen,
Alles ſchwillt nun, es paßt nirgends das neuſte Gewand.
Sei nur ruhig! es deutet die fallende Blüte dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du wachſender Liebling —
Liebe bildete dich: werde dir Liebe zuteil!

Nicht alle Epigramme wurden in das der Herzogin Anna Amalia zugeeignete Büchlein aufgenommen; wie die „römiſchen

Elegien“ haben auch die Epigramme Paralipomena, aber es iſt uns hier oft ſchwerer, den Grund zu erkennen, weshalb ſie verſchmäht werden. Einige von dieſen ſind ſo charakteriſtiſch in ihrer Beziehung, daß ſie hier abgedruckt werden ſollen:

Lange ſucht ich ein Weib mir, ich ſuchte, da fand ich nur Dirnen,
Endlich erhaſcht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.

Ob erfüllt ſei, was Moſes und die Propheten geſprochen
An dem heiligen Chriſt, Freunde, das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich, erfüllt ſind Wünſche, Sehnſucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind ſüß mir am Buſen entſchläft.

Weit und ſchön iſt die Welt, doch o, wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beſchränkt, zierlich, mein eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hauſe, was hat ein Gärtner zu reiſen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er ſein Gärtchen beſorgt.

Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beſchäftigt,
Morgen mein Liebchen zu ſehn, das ich acht Tage nicht ſah.

Alles was ihr wollt, ich bin euch immer gewärtig,
Aber einſam des Nachts ſchlafen! O Freunde, verzeiht!

Alle ſagen mir, Kind, daß du mich betrügeſt,
O betrüge mich nur immer und immer ſo fort.

Die Liebesdichtung an Chriſtiane und auf ſie hat mit den Epigrammen keinen Abſchluß gefunden, im Gegenteil, die innigſten und auch die großartigſten und tiefſten Töne hat der Dichter zu ihrem Lob geweckt. Nicht alles iſt großzügig, manches ſchelmiſch-erotiſch, manches warm menſchlich, aber alles klingt beglückt und froh über ihren Beſitz.

Da iſt zuerſt ein kurzes Gedichtchen zu nennen, das freilich nicht an die Geliebte gerichtet, ſich doch auf dieſe bezieht. Es ſind die Verſe an den Herzog vom 24. März 1791:

Zu dem erbaulichen Entſchluß,
Bei dieſem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wiſſens Überfluß,
Die Zeit dir edel zu vertreiben.

Gewiß, du wirſt zufrieden ſein,
Wenn du wirſt die Verwandtſchaft ſehen,
Worinnen Geiſt und Fleiſch und Stein
Und Erz und Öl und Waſſer ſtehen.

Indes macht draußen vor dem Tor,
Wo allerliebſte Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor ſeine Späße vor.

Dieſer Amor hieß Chriſtiane Vulpius, mit der der Dichter alle Liebesfreuden genoß.

Und 1792, bei der Rückkehr von der franzöſiſchen Campagne, fand Goethe den beſten Ausdruck für das Empfinden innigen Behagens, das die Enge ſeiner kleinen Welt in ihm auslöſte, in den Zeilen, die er ſpäter den Schwerdtgeburthſchen Radierungen nach ſeinen eigenen Handzeichnungen, und zwar ſpeziell dem „Hausgarten" beigefügt hatte:

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Tür zu Türe ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Sie drücken dieſelbe Stimmung aus, die Goethe am 15. Juli 1795 Chriſtianen in einem Brief aus Karlsbad ſchrieb:

Von Oſten nach Weſten —
Zu Hauſe am beſten.

Darum hat Chriſtiane wohl auch keine „großen Dichtungen“ in ihm angeregt wie andere Frauengeſtalten, die auf ſein Leben eingewirkt haben, aber ſie hat ihm die Möglichkeit gegeben, die großen Dichtungen zu geſtalten. Und wiſſen wir denn, wieviel mit Chriſtiane Erlebtes, Erfühltes in die „Natürliche Tochter“, in die „Pandora“, in die Schilderungen und Stimmungen der großen Proſawerke hineingefloſſen iſt? Eins iſt gewiß: ohne die idylliſche Stimmung ſeines Lebens hätte er nicht die Idyllen „Alexis und Dora“ und „Hermann und Dorothea“ ſchaffen können, und wenn auch ſtofflich nichts in dieſen beiden ſich auf Chriſtiane beziehen mag, ſo iſt doch, was die Stimmung betrifft, nicht nur die Schilderung der Eiferſucht in der erſten der genannten Dichtungen auf Goethes Empfindungen für Chriſtiane zu deuten.

Aber eine unendlich anmutige und innige Dichtung, die nach dem Tagebuch am 23. Mai 1797 in Jena abgeſchloſſen wurde, iſt in jeder Beziehung Chriſtiane zuzueignen. Darum führt ſie auch die in weite Ferne und alte Vergangenheit deutende Erklärung. Goethe liebte es ja, etwas in die Dinge „hineinzugeheimniſſen“. Ob tatſächlich auch Reminiſzenzen an ein erſtes Zuſammentreffen mit Chriſtiane in der Bertuchſchen Blumenfabrik (ſiehe S. 12) den „neuen Pauſias und ſein Blumenmädchen“ beeinflußt haben, wie eine alte Weimarer Tradition berichtet, weiß ich nicht — und es iſt auch völlig gleichgültig. Wichtig iſt das entzückende Bild inniger Liebe und völligen Ineinanderaufgehens, das der Dichter gemalt hat und das nach 9jährigem freiem Zuſammenleben dieſem mehr Weihe gibt, als eine geſetzliche Trauung hätte geben können.

„Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten miteinander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich malte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſei-

ner beſten gehalten und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Kopie in Athen für zwei Talente. (Plinius Naturalis historia XXXV, 11.)

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen:
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen!
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich tu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyazinthe mir nun und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſei.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schoß dir mit der lieblichen Schar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt! dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerin Geiſt?

Sie.

Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern:
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählſt du ſo lange bei dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer jemand geweiht, den du beſonders bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuße verteil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Maler beglückt, der dieſe Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerſt!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch einen! Die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten; und hier ſei mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geſchäfte des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche verſenkt' ich mich dann und erſchöpfte den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fänd' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz
hier;
Unverwelklich ſprächt' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: Ich liebe?
Nur dich lieb' ich, mein Freund, lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: Ich liebe!
Wie du, himmliſches Kind, ſüß mir es ſchmeichelſt ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geſchenkt.

Er.

Du vereinigeſt alles; du dichteſt und maleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen: die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten, der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hauſe, der erſte Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Roſenknoſpe hineinfiel,
Und du trankeſt, und riefſt: Mädchen, die Blumen ſind Gift!

Er.

Und dagegen du ſagteſt: Sie ſind voll Honig, die Blumen,
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und ſagte: Die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße Geheimniſſe wohl?

Er.

Und du wandeſt dich weg, und wollteſt fliehen; es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefſt ihm gebietend: Das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur, es grinſte der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wut den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, greulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: Ich liebe?
Nur dich lieb' ich, mein Freund, lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: Ich liebe!
Wie du, himmliſches Kind, ſüß mir es ſchmeichelſt ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geſchenkt.

Er.

Du vereinigeſt alles; du dichteſt und maleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen: die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten, der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hauſe, der erſte Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Roſenknoſpe hineinfiel,
Und du trankeſt, und riefſt: Mädchen, die Blumen ſind Gift!

Er.

Und dagegen du ſagteſt: Sie ſind voll Honig, die Blumen,
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und ſagte: Die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße Geheimniſſe wohl?

Er.

Und du wandeſt dich weg, und wollteſt fliehen; es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefſt ihm gebietend: Das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur, es grinſte der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wut den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, greulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hielt'ſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich ſorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchwungnen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie raſch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend trateſt du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirt, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinnre mich noch: ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirt und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warſt mir verſchwunden! Vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Märchen des Tags.

Er.

Blumen ſah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehlteſt mir, aber du fehlteſt der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte los ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz: Da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die ſie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Haus, und ließ ſie verwelken.
Siehſt du? da hangen ſie noch neben dem Herde für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher und fragte nach deiner Behauſung:
Keiner der Eitelſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Ärmere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Not nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir teilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Gerieſel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwein, ſtellt auch der dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schoße den Reſt!

Sie.

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Und wenn man darum manchmal in der Elegie „Amyntas", die auf der Schweizerreiſe desſelben Jahres entſtanden iſt (ſiehe S. 206), ein Bekenntnis ſehen wollte, daß Goethe Chriſtianen auch als erſtickenden Efeu empfunden habe, ſo widerſpricht das nicht nur den Briefen aus derſelben Epoche (ſiehe S. 24 und S. 136), ſondern auch der dichteriſchen Wahrheit, die nicht nur im „neuen Pauſias", ſondern auch und noch ſtärker in der „Metamorphoſe der Pflanzen" ſich bekennt. Freilich iſt es ſehr wohl möglich, daß Goethe den manchmal überflüſſigen Ratgebern und Ärzten, wie Schiller, die ihn von ſeinem Efeu trennen wollten, auf dieſe zarte Weiſe einen Wink zu geben verſuchte. —

Dieſe „Metamorphoſe der Pflanzen", mit der Goethe das beginnende zweite Jahrzehnt ſeiner Ehe feierte, die ſagt mehr

als manches andere Dokument, faſt mehr noch, als Goethes leidenſchaftliche und innige Liebesbriefe, welche Bedeutung Chriſtiane für ihn bekommen hat. Denn wohl wäre es pſychologiſch zu erklären, wenn der Dichter rein leidenſchaftliche glühende Liebeslieder an ein Weſen gerichtet hätte, das ſeinem künſtleriſchen und menſchlichen Streben zu folgen nicht fähig geweſen, aber ein ſolches Denkmal gemeinſamen Denkens und gemeinſamer geiſtiger Arbeit kann eben nur auf tiefer Gemeinſamkeit beruhen. Und für dieſe Art der Gemeinſamkeit kommt es gar nicht an, welche Schulbildung ein Menſch genoſſen hat, wie die Orthographie ſeiner Briefe ausſieht, — nur ſeine menſchliche, ſeine Herzensbildung kommt hierfür in Betracht. Und wenn wir von Chriſtiane gar nichts wüßten, als daß Goethe ihr dies Gedicht ſchreiben konnte, — es wäre Grund genug, uns mit ihr zu beſchäftigen und zu ſuchen, wie weit wir in ihr Weſen eindringen können.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
  Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
  Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern;
  Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Rätſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
  Überliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
  Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüten und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
  Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
  Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
  Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,

Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten getürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Teile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſein.
Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt du aufs neue, ſobald ſich am Stengel die Blume
Über dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,

Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beiſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchoß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Überall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Und die Wirkung dieſes Gedichtes wird, in bezug auf die Beurteilung Chriſtianens wenigſtens, noch erhöht, wenn wir nachleſen, was Goethe darüber in der „Geſchichte meines bota-

niſchen Studiums, Verfolg", wo er 1817, alſo ein Jahr nach Chriſtianens Tod, das Gedicht noch einmal zum Abdruck bringt, zur pſychologiſchen Erläuterung hinzufügt: „Höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten, die das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen, und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unſere ſchöne und vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete; von der übrigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu dulden; ſie parodierten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckiſcher, neckender Anſpielungen."

Auch in ſpäteren Epigrammen, die im Xenien-Almanach unter dem Titel: „Vielen und Einer" aufgenommen und ſpäter in den Gedichten im „Sommer" vereinigt wurden, haben wir Chriſtianens Bild und das von Goethes Liebe zu ihr. Unter den „Vielen" paradiert ſie nur einmal und in recht beſcheidener Form:

Viele der Veilchen zuſammengeknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume: du biſt, häusliches Mädchen gemeint.

Aber die Gedichte „Einer" ſind faſt alle ihr zugeeignet und ſie zeichnen ihr Weſen, wie man es ſich ſchöner kaum denken kann. Ich weiſe vor allem auf das 51. der Epigramme hin: „Kennſt du die herrliche Wirkung ..."

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er ſpielend im Buſen erregt!

Manuſkripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

Immer war mir das Feld und der Wald und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

Das Grab Chriſtianens

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hintereinander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

Ein Epigramm ſei zu kurz, mir etwas Herzlichs zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles verſagt.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr alles zu teilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.

Beinahe unwillkürlich wird der Dichter bei der Verherrlichung der Geliebten hingeführt zum Gedanken an die ehemals Geliebte, Tiefgekränkte, unter deren Nicht-Verſtehen-Wollen er ſchwer leidet, denn es iſt ja nicht wahr, daß der feinfühlige Menſch durch ein Glücksempfinden irgendwelcher Art abge-

ſtumpft werde und am wenigſten kann Liebesglück unempfindlich gegen das Leid anderer machen. Darum kann es uns nicht wundern, wenn wir gerade in dieſem Zuſammenhang die zweifellos an Frau von Stein gerichteten Zeilen finden:

Kränken ein liebendes Herz und ſchweigen müſſen, geſchärfter
Können die Qualen nicht ſein, die Rhadamanth ſich erſinnt.

Aber wenn er auch unter dieſem Mißverſtand und ſeinen Folgen litt, ſo entſprach Chriſtiane doch zu ſehr ſeinem weiblichen Ideal, wie er es in der 2. Epiſtel dargeſtellt hat, ſeinem Begriff von ſchlichter Pflichterfüllung, wie er ihn unzähligemal entwickelte, als daß er ihr jemals auf die Dauer hätte entfremdet werden können. Alle die Einflüſſe vermochten es nicht, von denen wir in den vorigen Teilen dieſes Buches geſprochen haben, vermochten es ſo wenig, daß wir ſehen, wie er auch in den Gedichten immer wieder die Einflüſterungen gegen Chriſtiane und die Trennungsverſuche ſeiner Freunde ablehnt, und darum können wir uns nicht über die immer geſteigerte Innigkeit ſeiner Liebesdichtung wundern.

Chriſtiane hatte das „Ächzen und Krächzen“ ſo völlig abgetan, daß er ihr im Rahmen des „Rechenſchafts“-Liedes einen Preis gab, denn zweifellos dachte er an Naturen wie die ihre, die ſich ohne Sorgen und Plagen der Wirtſchaft annahmen, die nichts vergaßen und durch deren Mühewaltung alle Eſſen fanden, als er die vierte Strophe dieſes Liedes ſchrieb. Er hat ja immer in der Erfüllung der Pflicht, der Forderung des Tages, den Beweis höchſten Menſchentums geſehen, — worin dieſe Pflicht nun beſtand, das war ſeiner Wertſchätzung gleich.

Ein Pflichtgedicht, freilich ganz anderer Art, iſt auch das unterdrückte und nicht in allen Goetheausgaben aufgenommene „Tagebuch“ aus dem Jahre 1810, das mit den für Goethe ſo charakteriſtiſchen Worten ſchließt:

„Wir ſtolpern wohl auf unſrer Lebensreiſe,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,

Zwei Hebel viel aufs irdiſche Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe."

Im Rahmen einer Stanzen-Novelle nach ſehr freier italieniſcher Art enthält es eine Verherrlichung jener höheren ſinnlichen Treue, die ſogar über den Willen und die augenblickliche Begierde hinaus unbewußt der Pflicht höherer Liebe gehorcht. Zweifellos war das Gedicht im Gedanken an Chriſtiane geſchrieben, ob es ſich auf ein tatſächliches Erlebnis bezieht oder nicht, das iſt zur Beurteilung des Gedichtes und der darin geſchilderten Liebesbeziehungen zur Gattin ganz gleichgültig.

Es iſt eben immer wieder „Chriſtianens glückliche Art", von der er im Reiſetagebuch auf der Fahrt nach Töplitz ſpricht (ſiehe S. 65), die ihn anlockt, feſſelt und anregt. Ihr hat er den weimariſchen Feſtkalender „Die Luſtigen von Weimar" geſchrieben, ihr und ihren Freundinnen, von denen eine, die Schauſpielerin Engels, ihr das Lied gleich bei ſeinem Entſtehen am Mittagstiſch am 15. Januar 1813 geſungen.

Aber im gleichen Jahre, nach 25jährigem Zuſammenleben, fand er noch einen anderen Ausdruck für ihr Weſen und für das, was ſie ihm bedeutete: am 26. Auguſt 1813 hat er als produktive Kritik eines Gedichtes von Konrad Pfeffel „Die Nelke" das Lied „Gefunden" im Briefe an ſie geſandt, ſo wie er ihr auch einmal von unterwegs die Umdichtung eines Solbrigſchen Gedichtes: „Ich habe geliebt, jetzt lieb ich erſt recht" (ſiehe S. 65) angekündigt hatte.

Und ſo ſehr hat ihn offenbar das Thema des Liedes beſchäftigt, daß er es noch mehrfach zu geſtalten verſuchte und noch zwei Variationen davon erhalten ſind:

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Da ſtand ein Blümchen
Sogleich ſo nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber ſah.

Ich wollt es brechen,
Da ſagt es ſchleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die ſind gar heimlich.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum ſind die Blüten
So ſchön gerundet.

Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht ſchranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war ſo heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Iſt es nicht merkwürdig, daß Goethe dieſe beiden Variationen, die entweder als Vorverſuche zu dem Gedicht anzuſehen ſind oder als Spielereien mit dem ihm lieb gewordenen Gedankengang, daß er ſie nicht vernichtet hat, obgleich ſie ſich an Schönheit mit dem Gedichte „Gefunden" nicht meſſen können? Vielleicht hat nur ein Zufall uns auch dieſe Verſe überliefert, aber der Zufall beſitzt dennoch eine pſychologiſche Bedeutung, wenn er gerade ein Gedicht betrifft, daß eine ſo zarte Darſtellung der Liebe zum Gegenſtand hat. Wer das Gedicht lieſt und weiß, daß es ſich auf Chriſtiane bezieht, müßte annehmen, daß es in den allererſten Jahren des Zuſammenlebens entſtanden iſt, ſo jung und warm erſcheint die ausgedrückte Liebesempfindung.

Nicht nur in dieſer innig liebevollen Weiſe hat Goethe ſein Verhältnis zu Chriſtiane dargeſtellt, — für das Verhalten des Publikums ihm und ihr gegenüber hat er ſehr ſcharfe Worte gefunden. Da ſind zuerſt die Zeilen zu erwähnen, die Goethe ohne weitere Erklärung am 14. April 1816 an Zelter geſandt hat:

Das Publikum:

„Wir haben dir Klatſch auf Geklatſche gemacht,
Wie ſchief!

Und haben dich ſchnell in die Patſche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus!
Ade!“

Herr Ego:

„Und red' ich dagegen, ſo wird nur der Klatſch
Verſchlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patſch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus:
Ich mach' mir nichts draus.
Ade!“

Aus einer ganz ähnlichen Stimmung ſcheint „Wanderers Gemütsruhe“ im „weſtöſtlichen Divan“ entſtanden zu ſein:

Übers Niederträchtige
Niemand ſich beklage;
Denn es iſt das Mächtige,
Was man dir auch ſage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem ſchaltet es
Ganz nach ſeinem Sinne.

Wandrer! — gegen ſolche Not
Wollteſt du dich ſträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot
Laß ſie drehn und ſtäuben!

Und die ganze Bitterkeit, der ganze Zorn, der gegen die klatſchſüchtige Geſellſchaft in ihm gekocht haben muß, findet in

ſolchen Verſen einen zwar ſcharfen aber immer noch humorvollen Ausdruck. Was er ſo oft an Chriſtiane ſchrieb, daß es eben die Art des Geſchlechtes ſei, lieber zu zerſtören, als aufzurichten, — das erkennt er auch hierin an und läßt es gehen, weil es ihm zu zwecklos ſcheint, dagegen zu kämpfen.

Beinah zur gleichen Zeit mit dieſen Verſen auf das Publikum iſt ein anderes Gedicht entſtanden: „Frühling übers Jahr“ (Frühling während des ganzen Jahres), zu dem ich auch noch das Gedicht „Juni“ hinzuziehen möchte, obgleich einige Anklänge an das „Wanderlied“ auf eine ſpätere Entſtehungsepoche hinzuweiſen ſcheinen. Stimmung und Inhalt, beſonders der Schlußzeile, kann ich nur auf Chriſtiane beziehen:

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was iſt denn das?
Iſt mir doch, als wärſt du Glas,
Und ich wär' nicht weit davon;
Denn ſie kommt, ich ſeh' es ſchon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, ſie weiß es ja!

Nun ſtellt ſich dazwiſchen
Ein kühles Tal mit leichten Büſchen,
Bächen, Wieſen und dergleichen,
Mühlen und Rädern, den ſchönſten Zeichen,
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und ſo immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geſchiecht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Geſichts

Und der zwei Äuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich ſie ſeh'
Vom Zopf zur Zeh!
Sie iſt fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bei ihr.

Wandelt ſie auf ſchroffen Hügeln,
Eilet ſie das Tal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang.
Und auf dieſe Jugendfülle,
Dieſer Glieder frohe Pracht,
Harret einer in der Stille,
Den ſie einzig glücklich macht.

Liebe ſteht ihr gar zu ſchön,
Schönres hab' ich nie geſehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk' ich: ſoll es doch ſo ſein!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn ſie mich liebt,
Daß es noch was Beßres gibt?

Und noch ſchöner iſt die Braut,
Wenn ſie ſich mir ganz vertraut,
Wenn ſie ſpricht und mir erzählt,
Was ſie freut und was ſie quält,
Wie's ihr iſt und wie's ihr war;
Kenn' ich ſie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und ſolch ein Weib!

Frühling übers Jahr.

Das Beet, ſchon lockert
Sich's in die Höh',
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Glut,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln ſtolzieren
So naſeweis,
Schalkhafte Veilchen,
Verſteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling,
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüt.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liebchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen,
Ein Blütenherz,
Im Ernſte freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Ein Blütenherz, das iſt der abſchließende Ausdruck, den Goethe für Chriſtiane fand. Am 15. März 1816 iſt das Lied entſtanden, am 6. Juni ſtarb Chriſtiane. Eine kurze ergreifende Totenklage hat er ihr noch gewidmet:

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtren Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, ihren Verluſt zu beweinen!

Trotz dieſes kurzen Nachrufs hatte Goethe nicht die Empfindung, daß er der Gattin zu wenig getan, daß er ſie zu wenig verherrlicht habe, denn er ſchreibt:

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine!

Gott hab ich und die Kleim
Im Lied erhalten reine,
So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis!

Rein, unverfälſcht hat er ſie dargeſtellt, dieſes Gedächtnis iſt das fröhlichſte Vermächtnis, das er von ihr beſitzt!

Aber ſind wirklich nur die genannten Stellen, nur die angegebenen Dichtungen auf Chriſtiane bezüglich? Viele mögen noch ihr gelten, viele, beſonders unter den Sprüchen, ſie in Scherz und Ernſt preiſen, — wir wiſſen es nicht, Goethe liebte das „Geheimniſſen". Eine Beziehung freilich zwingt ſich uns auf, von der Goethe aus leicht begreiflichen Gefühlsrückſichten nie geſprochen hat. Das iſt die zum „Gott und die Bajadere". Wir wiſſen aus einem Bericht von Sulpice Boiſſerée, daß Goethe es nicht gerne hörte, wenn Marianne von Willemer dieſe Ballade ſang, weil ſie „ihre eigene Geſchichte ſei". Wenn er da die Beziehung empfunden hat, wie viel ſtärker muß ſie ſich ihm im Verhältnis zur eigenen Gattin aufgezwungen haben! Goethe iſt mit ſeinem Stoff, den er vermutlich Sonnerats „Voyage aux Indes" und Abraham Rogers 1663 deutſch erſchienenen Schrift „Offene Tür zu dem verborgenen Heidentum" entnahm, ziemlich frei umgegangen. Er hat das Gedicht 1797, gleich nach Abſchluß der „Braut von Korinth" geſchrieben, zu einer Zeit, aus der uns beſonders innige und reiche Briefe an Chriſtiane erhalten ſind, kurz ehe er mit dieſer und dem Sohn nach Frankfurt zur Mutter reiſte, — und wir ſollten zweifeln, daß ihn bei dieſem Stoff wie bei dem des „neuen Pauſias" die nahe Beziehung auf die Geliebte angereizt hat! Es ſcheint unmöglich! Und es entſpricht ganz Goethes eigenſter Art, das perſönliche Erlebnis zu einem allgemeinen typiſchen Bilde zu erheben und auch in dieſer Form wieder eine Abwehr gegneriſcher Einflüſſe gegen Chriſtiane zu verſuchen.

Wenn es aber ſtimmt, wenn Goethe auch nur im entfern-

teſten bei dieſem Gedichte an Chriſtiane gedacht hat, was kein Menſch widerlegen, wovon niemand mehr das Gegenteil beweiſen kann, dann darf er ſagen, daß er ihr das Gedächtnis rein geſtaltet, denn eine höhere, menſchlichere Ethik als die in dieſem Gedicht ausgeſprochene wird ſich kaum in einer anderen Dichtung finden laſſen, ein ſchöneres Denkmal hätte Goethe der Geliebten Chriſtiane nicht zu ſetzen vermocht.

Schlußwort

Hundert Jahre ſind ſeit dem Tode Chriſtianens von Goethe vergangen, und noch ſcheint der Groll gegen ſie, der Neid auf ihr Glück nicht völlig überwunden zu ſein. Wohl haben einzelne Litterarhiſtoriker, haben Schriftſteller und Dichter begonnen, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, haben einige von den Vorwürfen zu widerlegen geſucht, die man gegen Chriſtiane zu erheben pflegte, — aber eine zuſammenhängende Darſtellung ihrer Perſönlichkeit, eine pſychologiſche Beurteilung ihrer Bedeutung für Goethe hat meines Wiſſens bisher nur ein holländiſcher Schriftſteller in ganz kleinem und unzureichendem Maßſtab unternommen. Die hier vorliegende Arbeit, die übrigens keinerlei Anſpruch auf philologiſche Vollſtändigkeit erhebt, dient einem doppelten Zweck. Sie möchte gerne die Aufmerkſamkeit eines größeren Publikums auf Goethes bisher faſt überſehene oder gering eingeſchätzte Gattin lenken und möchte dabei das Bild unſeres größten Dichters von einer Seite beleuchten, die vielleicht auch bisher zu wenig ins Licht gerückt ward, — ſie möchte Goethe von der rein menſchlichen Seite als Gatte, als Vater, als Hausvater darſtellen.

Zu dieſem Zwecke mußte ich vor allem die Quellen heranziehen, den Briefwechſel zwiſchen Goethe und Chriſtiane, ſo weit mir dieſer zugänglich war (ſiehe Quellenangabe), andere Briefe Chriſtianens und das Urteil nahe- und nächſtſtehender Zeitgenoſſen. Da mir eine kritiſche Sonderung der Urteile über Chriſtiane ferne lag, da ich mich vielmehr darauf beſchränken wollte, eine pſychologiſche Darſtellung ihrer Perſon, ihres Verhältniſſes zu Goethe und beider Verhältnis zur Umwelt zu geben, — ſo konnte und mußte ich litterarhiſtoriſche Arbeiten ausſchalten, oder durfte ſie nur inſoweit heranziehen, als ſie zur chronologiſchen Beſtimmung einzelner Gedichte uſw. nützlich ſchienen. Dafür habe ich aber die Kritik Wilhelm Riemers in ihrem vollen Umfang zitiert, — ich habe auf das Urteil die-

ſes Mannes deshalb ſo viel Gewicht gelegt, weil er als Hauslehrer Auguſts von Goethe, als Sekretär und redigierender Mitarbeiter lange Jahre im Goetheſchen Hauſe lebte, und weil ſeine Gattin Chriſtianens Geſellſchafterin und Sekretärin war. Dazu kommt noch, daß Riemer als ſcharf und gallig verrufen war, daß man Menſchen, von denen man abhängig iſt, ſelten von ihrer günſtigſten Seite kennen lernt, und daß es mir deshalb doppelt bedeutſam ſcheint, daß ich in Riemers weitſchweifigen „Mitteilungen über Goethe“ kein abfälliges Wort über Chriſtiane finden konnte.

Dies iſt alſo der Verſuch zu einem pſychologiſchen Denkmal für Chriſtiane. Vielleicht gibt der 100jährige Todestag, der in ſo aufgeregte Kriegszeiten fällt, wie nicht einmal jene waren, unter denen Goethe und Chriſtiane ſo ſchwer litten, von denen beide ſo viel ſchrieben, — vielleicht gibt er Gelegenheit, daß die Geſellſchaft endlich Frieden ſchließe mit Goethes Gattin, der wir, wenn nichts anderes, ſo doch ſicher durch ihre Fürſorge Goethes Arbeitsfähigkeit in vielen Jahren verdanken, und damit auch eine Reihe ſeiner Werke. Vielleicht findet dann auch Chriſtianens Grab endlich eine würdigere Ausgeſtaltung, daß ihre Ruheſtatt nicht allzuſehr hinter den Grabſtätten jener anderen Frauen zurückſtehe, die in Goethes Leben eine wenn auch nur vorübergehende Rolle geſpielt haben und die mindeſtens eine ehrenvolle Erwähnung fanden. Denn es hat etwas Erſchütterndes zu ſehen, daß der Haß gegen die kleine „Demoiſelle Vulpius“ auch in dieſer Beziehung 100 Jahre lang nachwirken kann, und daß das lateiniſche Sprichwort „Calumniare audacter, semper aliquid haeret“ ſelbſt bei einem Grabe ſeine Wirkung bewahrt.

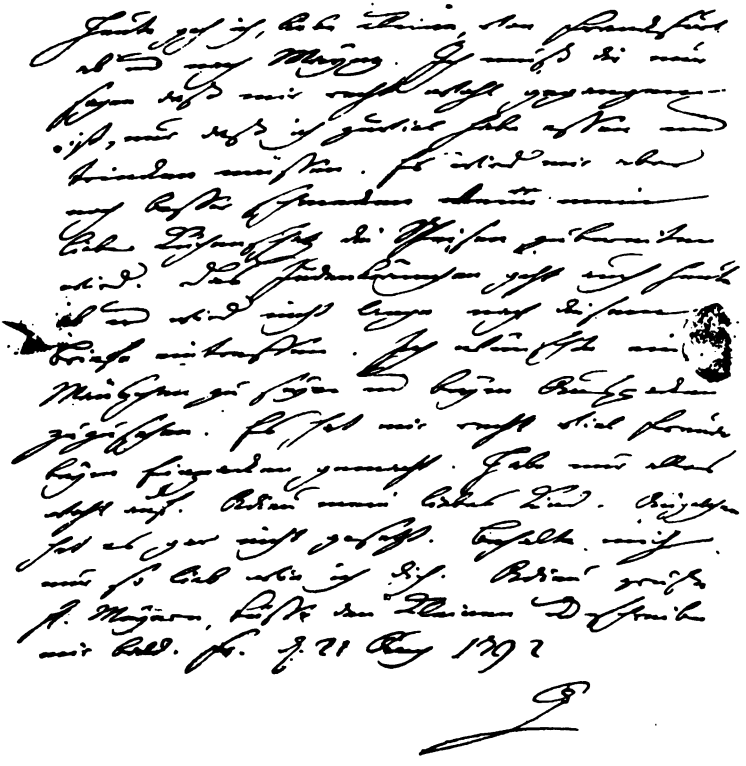
Und vielleicht regt dieſe Arbeit einige Menſchen an, nicht mehr blind mit der Maſſe zu verdammen, ſondern ſelbſt zu prüfen und zu urteilen. Ein ſolches ſelbſtgedachtes Urteil wird ſicher milder ausfallen als das, was man gedankenlos nachſpricht.

Und Chriſtiane hat es mit Goethe verdient, daß wir ihnen durch eigenes Denken Gerechtigkeit und dadurch auch unſere Dankbarkeit erzeigen. Sie waren Vorkämpfer, die erſten klaſſiſchen Beiſpiele einer neuen Auffaſſung von Liebe und Ehe. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, unſer Denken in dieſen Dingen freier, menſchlicher und damit reicher zu machen. Wir wiſſen wohl, was wir Goethe in bezug auf Welt-, Kunſt-, wiſſenſchaftliche Anſchauung verdanken, — wollen wir nicht bekennen, daß er auch auf dem Gebiet der Ehefrage bahnbrechender Vorkämpfer geweſen iſt? Es waren achtbare und anerkennenswerte Rückſichten, die ihn ſeine 18jährige freie Ehe mit Chriſtiane noch legitimieren ließen, die ihn dazu führten, ſich herrſchenden Anſchauungen zu fügen, nicht Feigheit und Schwäche, — und er und Chriſtiane haben in 18 Jahren den Beweis erbracht, daß ſie das Urteil der Menſchen nicht fürchteten.

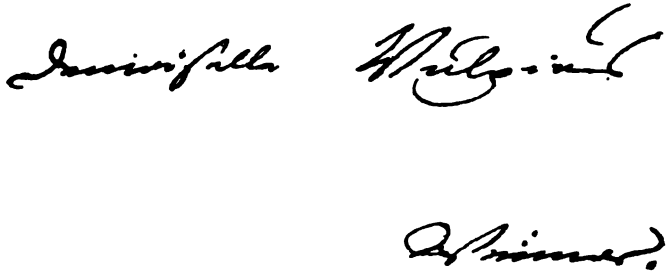
Darum ſtimmen wir mit Goethe überein, der ſagt:

Ihr könnt mir immer ungeſcheut
Wie Blüchern Denkmal ſetzen,
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philiſternetzen.

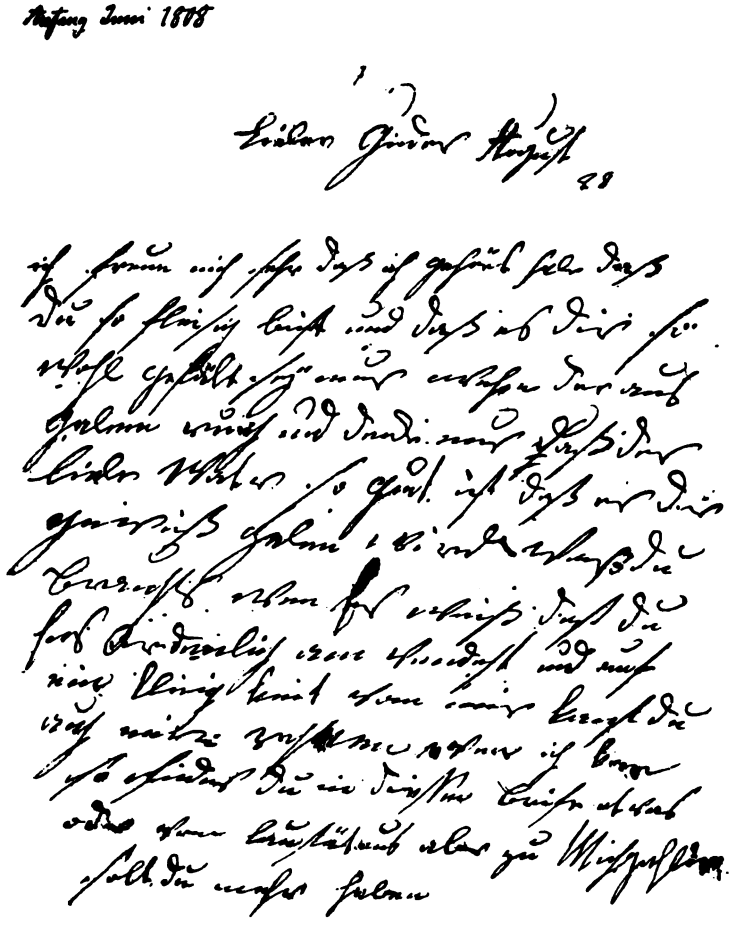
Aber bei dieſem Denkmal darf Chriſtiane nicht vergeſſen werden, die vielleicht am ſchwerſten unter dem Kampf gegen das Philiſtertum gelitten hat!



Brief Goethes an Chriſtiane



Goethes eigenhändige Anſchrift an Chriſtiane



Brief Chriſtianens an ihren Sohn Auguſt

an dir bedienen zu senden doch dass
das mir in Noth fehl der Mutter
schreib es als den das schaffen.
Den 22 Jenner ich noch längst viel die Schwester
mir jetzt bitt ich will dir schon
dir auch schreiben. lebe wohl alle guten
Freunde grüssen dich besonders dein
Schwester ihre dank von den ...
als dann mein ersten Tagen ...
erhalten habe wohl und sei ...

Dein dich herzlich liebende
Mutter Bergerin

Quellenangaben

Die Hauptquelle zu dieſem Buch, Chriſtianens Briefe an Goethe, die, ſo weit ſie noch vorhanden ſind, in den Urſchriften im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrt werden, waren mir nur ſoweit zugänglich, daß ich Einſicht in ſie nehmen, aber keine Abſchriften oder Notizen machen durfte, ohne ſie der Kontrolle der Herren vom Archiv vorzulegen. Ich beſchränkte mich deshalb auf die Einſichtnahme und auf den allgemeinen Eindruck, den mein Gedächtnis bewahren konnte; was an Briefſtellen im Wortlaut aufgenommen iſt, verdanke ich den Anmerkungen zu der Abteilung Briefe der Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Werken.

Von dieſer Ausgabe aus der Abteilung „Briefe“ verwendete ich als Quellen Band IX bis XXX; von der Abteilung „Tagebücher“ Band I bis VI; von der erſten Abteilung „Werke“ Band I bis IV.

Von der Cottaſchen Jubiläumsausgabe Stuttgart und Berlin 1902—1912 verwendete ich auch Band I bis IV; Band XXXIX.

Von der Großherzog-Wilhelm-Ernſt-Ausgabe (Inſel-Verlag) Band III der Dramatiſchen Dichtungen.

Ferners verwendete ich aus den Schriften der Goethe-Geſellſchaft die „Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Chriſtiane und Auguſt von Goethe“ 1889. Und: „Aus dem Goethe-National-Muſeum“ Th. 1 und 2; 1895 und 1896.

Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer, Straßburg 1887.

Chriſtiane von Goethe. Goethes Chriſtiane Gedichten, voorafgaan door en Inleiding van Fr. A. Beuke. Apeldoorn: Dixon 1913.

Friedrich W. Riemer: Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841 (2 Bände).

Goethes Geſpräche. Hrsg. W. Frhr. v. Biedermann; Leipzig 1889—1896 (10 Bände).

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Hrsg. von Ph. Stein; Inselverlag 1908.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hrsg. von H. G. Gräf und A. Leitzmann, Leipzig, Inselverlag, 1912 (3 Bde.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel; Th. 1 u. 2, Leipzig 1851.

Knebels literarischer Nachlaß. Hrsg. von K. A. Varnhagen, von Ense und Th. Mundt. Leipzig 1835—36 (3 Bände).

Briefe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder. Hrsg. von H. Düntzer, Leipzig 1883.

Briefe an Fritz von Stein. Hrsg. u. eingel. von L. Rohmann, Leipzig, Inselverlag, 1907.

Goethe: Das Tagebuch. Vier unterdrückte römische Elegien. Nicolai auf Werthers Grab. Hrsg. von Dr. Max Mendheim; Leipzig, A. Weigel, 1904.

Dr. W. Vulpius: Die Familie Vulpius. Stunden mit Goethe. Hrsg. von Prof. W. Bode.

Ich spreche an dieser Stelle auch noch den Herren vom Goethe- und Schiller-Archiv und vom Goethe-National-Museum, und zwar besonders Herrn Geheimrat Wolfgang v. Ottingen, Herrn Professor Wahle und Herrn Dr. Kröber, ferner dem Herrn Geheimen Kirchenrat Spinner zu Weimar und ganz besonders noch Herrn Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius meinen besten Dank aus für ihre freundliche Unterstützung zum Zustandekommen meiner Arbeit. Herrn Dr. Vulpius habe ich auch noch für Mitteilungen über die Vorgeschichte der Familie Vulpius und über die Bertuchsche Blumenfabrik zu danken; ferners für eine ganze Reihe der Illustrationen, zu denen die Originale sich in seinem Besitz befanden, oder die mir durch seine gütige Vermittlung zugänglich wurden.

Namen- und Sach-Register

(In dieſem Regiſter ſind nur die wichtigſten Perſonen- und nur ganz wenige Ortsnamen aufgenommen, da eine ausführliche Behandlung des Regiſters dieſes viel zu umfangreich für den Rahmen des Buches gemacht hätte. Beſonderer Wert wurde aber auf die Aufnahme aller jener Dichtungen und ſonſtigen Werke Goethes gelegt, die er in Briefen an Chriſtiane erwähnt, oder über die dieſe ſpricht. Da die meiſten Namen allen mit Goethe und ſeiner Zeit nur einigermaßen Vertrauten bekannt ſind, ſo erſchien es überflüſſig, umfangreichere Erklärungen zu geben. Namen, die nur belanglos einmal erwähnt wurden, ſind übergangen, ſo wie ſich auch die meiſten Schauſpielernamen, die häufiger in der Korreſpondenz zwiſchen Goethe und Chriſtiane vorkamen, unter der allgemeinen Zuſammenfaſſung: Theater- und Schauſpielerangelegenheiten finden.)

Alexander, Kaiſer von Rußland, Seite 71, 72.

Anna Amalia, Herzogin von Weimar, Seite 91, 120, 121, 132, 226.

Arnim, Herr von, Seite 57, 133.

Bernhard, Prinz von Sachſen-Weimar, Sohn von Karl Auguſt, Seite 67, 74, 83.

Bertuch, Rat, Seite 11, 12, 48, 229.

Boiſſerée, Sulpice, Seite 195, 196, 249.

Braut von Meſſina, von Schiller, Seite 144.

Buchholtz, Frau Doktorin, Freundin Chriſtianens, Seite 55, 57.

Campagne in Frankreich, Seite 17, 97—102, 171, 228.

Caroline, Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, Seite 110, 132, 133.

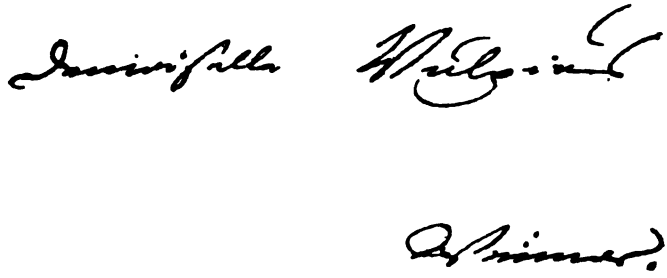
Cotta, Verlagsbuchhändler in Tübingen, Seite 25, 51, 152, 153, 196.

Egloffſtein, verſchiedene Mitglieder der freiherrlichen und der gräflichen Familie, Seite 13, 37, 75, 154, 159, 144, 163, 166.

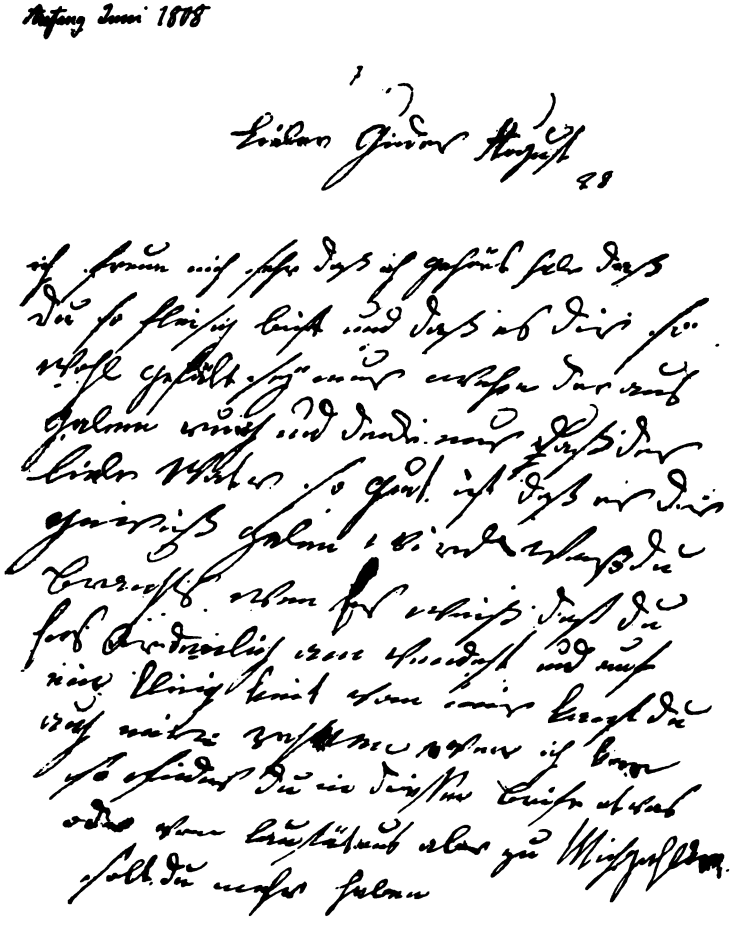
Eybenberg, Marianne von, Seite 130, 131, 192.

Frankfurt, Seite 17, 20—22, 24, 25, 35, 77, 81, 85, 98, 102, 127, 129, 130, 136, 137, 139, 143, 145, 151, 154, 162, 168, 172, 197, 249.
Geiſt, Goethes Sekretär, Seite 27, 119.
Goethe, Auguſt von, Seite 16, 18—21, 25—32, 34, 35, 37, 38, 45, 51—53, 55—59, 68, 73—76, 79—85, 93, 97—104, 106 bis 111, 113—115, 117, 119, 125, 126, 129, 131, 133, 135 bis 142, 145—147, 156, 157, 161—171, 175, 177, 178, 182, 186, 190, 191, 194, 204, 249, 252.
Goethe, Frau Rat, 17—21, 23—25, 27—32, 37, 50—53, 55, 56, 98—101, 103, 104, 113, 129, 137, 139, 142, 161, 199, 200, 208, 249.
Günther, Oberkonſiſtorialrat, Seite 45, 47.
Hamlet, von Shakeſpeare, Seite 151, 181.
Herder, Caroline (geb. Flachsland), Seite 92—96, 121, 221.
Herder, Gottfried, Seite 91—96, 121, 210, 220.
Herzlieb, Minna, Seite 188, 191.
Heygendorff, Frau von (Schauſpielerin Caroline Jagemann), Seite 88, 125, 139, 144, 150, 163, 186.
Humboldt, Wilhelm von, Seite 12, 133, 163, 166, 196.
Huſchke, Doktor, Seite 84, 147.
Indiſche Dichtungen, Seite 84, 85.
Italien und die beiden italieniſchen Reiſen, Seite 13, 20, 22, 23, 90, 91, 93, 95, 96, 101, 138, 199, 210, 211—216, 220—225.
Jena, Seite 11, 26, 31, 47, 53, 56, 59, 60, 63, 68, 79, 80, 82, 95, 103, 106—109, 113, 114, 118, 119, 120—128, 134, 135, 138, 140, 148, 151, 163, 170—172, 174, 176, 181, 184, 187—190, 195, 196, 229.
Jena, Schlacht bei, Seite 38, 40, 45, 46, 48, 51.
John, Goethes Sekretär, Seite 155—157, 159, 161, 187.
Kapp oder Kappe, Arzt in Leipzig, Seite 60, 179, 180.
Karl Auguſt, Großherzog von Weimar, Seite 16, 17, 28, 55, 80, 82, 95, 96, 102, 119, 125, 134, 158, 159, 163, 177, 180, 210, 220, 222, 227, 228.

Karlsbad, Seite 55, 56, 57, 60—62, 72—74, 80, 81, 105, 126, 127, 130—132, 148—150, 154—156, 160, 161, 167, 170, 172, 176, 177, 180, 185—186, 189, 192, 228.
Knebel, Carl, Major von, Seite 12, 50, 56, 82, 84, 93, 119 bis 123, 166, 173, 174, 181, 188.
Knebel, Frau Luiſe von (geb. Rudorff), Seite 120—124, 181, 209.
Knebel, Henriette von, Seite 120, 121.
Körner, Gottfried, Seite 67, 114, 117.
Kräuter, Sekretär Goethes, Seite 82, 85, 193, 194.
Kügelgen, Gerhard von, Seite 71, 133, 165.
Lauchſtädt, Seite 28, 31, 34, 35, 57, 59—61, 116, 127, 129, 145, 148—150, 152—154, 165, 171, 174, 179, 185, 191.
Leipzig, Seite 15, 60, 63, 65, 113, 142, 143, 154, 172.
Luiſe, Herzogin von Sachſen-Weimar, 119.
Mainz, Belagerung von, Seite 102—104.
Maria Ludovika, Kaiſerin von Öſterreich, Seite 159, 177, 184—186.
Maria Paulowna, Erbprinzeſſin von Weimar, Seite 72, 106.
Meyer, Hofrat Profeſſor Heinrich, Seite 21, 25, 26, 64, 75, 77, 79, 80, 82—84, 97—101, 104, 108, 127, 136, 147, 172, 195, 200.
Meyer, Doktor Nikolaus, aus Bremen, Seite 9, 26, 27, 32, 33, 36, 37, 49, 133, 143—147, 163.
Müller, Kanzler von, Seite 51, 85, 166.
Napoleon I., Seite 47, 54, 130.
Rehbein, Arzt, Seite 83, 84.
Riemer, Wilhelm, Seite 38—40, 48, 54, 57, 63, 70, 75, 77, 79, 80, 85, 84, 128, 131, 134, 146, 156, 162, 178, 182, 193, 195, 197—202, 251, 252.
Roßla (von Goethe gekauftes, ſpäter verpachtetes Gut), Seite 28, 63, 114, 118, 119, 153.
Schiller, Charlotte von, Seite 105, 110—113, 117, 132—135, 163.
Schiller, Friedrich von, Seite 19, 26, 29, 34, 85, 96, 105, 109—114, 121, 122, 136, 144, 150, 209, 236.



Goethes eigenhändige Anſchrift an Chriſtiane



Brief Chriſtianens an ihren Sohn Auguſt

an dir bedienen zu wenden doch dachs
daß mir im Hoff fiel der Mutter
schiert ich aber den Tag beschaffen.
Den 22 Jena ich auch bruchstück der schreiber
mir sehr bald ich will dir. von
dir auch schreiben. lebe wohl alle guden
freunde grüßen dich besonders demig
schicke ihm doch von den 18 nach der
also dann mein ersten langen brief
erhalten habe lebe wohl und sey brav

Deine dich herzlich liebende
Mutter Goethe

Quellenangaben

Die Hauptquelle zu dieſem Buch, Chriſtianens Briefe an Goethe, die, ſo weit ſie noch vorhanden ſind, in den Urſchriften im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrt werden, waren mir nur ſoweit zugänglich, daß ich Einſicht in ſie nehmen, aber keine Abſchriften oder Notizen machen durfte, ohne ſie der Kontrolle der Herren vom Archiv vorzulegen. Ich beſchränkte mich deshalb auf die Einſichtnahme und auf den allgemeinen Eindruck, den mein Gedächtnis bewahren konnte; was an Briefſtellen im Wortlaut aufgenommen iſt, verdanke ich den Anmerkungen zu der Abteilung Briefe der Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Werken.

Von dieſer Ausgabe aus der Abteilung „Briefe“ verwendete ich als Quellen Band IX bis XXX; von der Abteilung „Tagebücher“ Band I bis VI; von der erſten Abteilung „Werke“ Band I bis IV.

Von der Cottaſchen Jubiläumsausgabe Stuttgart und Berlin 1902—1912 verwendete ich auch Band I bis IV; Band XXXIX.

Von der Großherzog-Wilhelm-Ernſt-Ausgabe (Inſel-Verlag) Band III der Dramatiſchen Dichtungen.

Ferners verwendete ich aus den Schriften der Goethe-Geſellſchaft die „Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Chriſtiane und Auguſt von Goethe“ 1889. Und: „Aus dem Goethe-National-Muſeum“ Th. 1 und 2; 1895 und 1896.

Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer, Straßburg 1887.

Chriſtiane von Goethe. Goethes Chriſtiane Gedichten, voorafgaan door en Inleiding van Fr. A. Beuke. Apeldoorn: Dixon 1913.

Friedrich W. Riemer: Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841 (2 Bände).

Goethes Geſpräche. Hrsg. W. Frhr. v. Biedermann; Leipzig 1889—1896 (10 Bände).

Goethes Briefwechſel mit Marianne von Willemer. Hrsg. von Ph. Stein; Inſelverlag 1908.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Hrsg. von H. G. Gräf und A. Leitzmann, Leipzig, Inſelverlag, 1912 (3 Bde.).

Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel; Th. 1 u. 2, Leipzig 1851.

Knebels literariſcher Nachlaß. Hrsg. von K. A. Varnhagen, von Enſe und Th. Mundt. Leipzig 1835—36 (3 Bände).

Briefe des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach an Knebel und Herder. Hrsg. von H. Düntzer, Leipzig 1883.

Briefe an Fritz von Stein. Hrsg. u. eingel. von L. Rohmann, Leipzig, Inſelverlag, 1907.

Goethe: Das Tagebuch. Vier unterdrückte römiſche Elegien. Nicolai auf Werthers Grab. Hrsg. von Dr. Max Mendheim; Leipzig, A. Weigel, 1904.

Dr. W. Vulpius: Die Familie Vulpius. Stunden mit Goethe. Hrsg. von Prof. W. Bode.

Ich ſpreche an dieſer Stelle auch noch den Herren vom Goethe- und Schiller-Archiv und vom Goethe-National-Muſeum, und zwar beſonders Herrn Geheimrat Wolfgang v. Ottingen, Herrn Profeſſor Wahle und Herrn Dr. Kröber, ferner dem Herrn Geheimen Kirchenrat Spinner zu Weimar und ganz beſonders noch Herrn Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius meinen beſten Dank aus für ihre freundliche Unterſtützung zum Zuſtandekommen meiner Arbeit. Herrn Dr. Vulpius habe ich auch noch für Mitteilungen über die Vorgeſchichte der Familie Vulpius und über die Bertuchſche Blumenfabrik zu danken; ferners für eine ganze Reihe der Illuſtrationen, zu denen die Originale ſich in ſeinem Beſitz befanden, oder die mir durch ſeine gütige Vermittlung zugänglich wurden.

Namen- und Sach-Register

(In dieſem Regiſter ſind nur die wichtigſten Perſonen- und nur ganz wenige Ortsnamen aufgenommen, da eine ausführliche Behandlung des Regiſters dieſes viel zu umfangreich für den Rahmen des Buches gemacht hätte. Beſonderer Wert wurde aber auf die Aufnahme aller jener Dichtungen und ſonſtigen Werke Goethes gelegt, die er in Briefen an Chriſtiane erwähnt, oder über die dieſe ſpricht. Da die meiſten Namen allen mit Goethe und ſeiner Zeit nur einigermaßen Vertrauten bekannt ſind, ſo erſchien es überflüſſig, umfangreichere Erklärungen zu geben. Namen, die nur belanglos einmal erwähnt wurden, ſind übergangen, ſo wie ſich auch die meiſten Schauſpielernamen, die häufiger in der Korreſpondenz zwiſchen Goethe und Chriſtiane vorkamen, unter der allgemeinen Zuſammenfaſſung: Theater- und Schauſpielerangelegenheiten finden.)

Alexander, Kaiſer von Rußland, Seite 71, 72.

Anna Amalia, Herzogin von Weimar, Seite 91, 120, 121, 132, 226.

Arnim, Herr von, Seite 57, 133.

Bernhard, Prinz von Sachſen-Weimar, Sohn von Karl Auguſt, Seite 67, 74, 83.

Bertuch, Rat, Seite 11, 12, 43, 229.

Boiſſerée, Sulpice, Seite 195, 196, 249.

Braut von Meſſina, von Schiller, Seite 144.

Buchholtz, Frau Doktorin, Freundin Chriſtianens, Seite 55, 57.

Campagne in Frankreich, Seite 17, 97—102, 171, 228.

Caroline, Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, Seite 110, 132, 133.

Cotta, Verlagsbuchhändler in Tübingen, Seite 25, 51, 152, 153, 196.

Egloffſtein, verſchiedene Mitglieder der freiherrlichen und der gräflichen Familie, Seite 13, 37, 75, 134, 139, 144, 163, 166.

Eybenberg, Marianne von, Seite 130, 131, 192.

Frankfurt, Seite 17, 20—22, 24, 25, 33, 77, 81, 85, 93, 102, 127, 129, 130, 136, 137, 139, 143, 145, 151, 154, 162, 168, 172, 197, 249.
Geiſt, Goethes Sekretär, Seite 27, 119.
Goethe, Auguſt von, Seite 16, 18—21, 25—32, 34, 35, 37, 38, 45, 51—53, 55—59, 68, 73—76, 79—85, 93, 97—104, 106 bis 111, 113—115, 117, 119, 125, 126, 129, 131, 133, 135 bis 142, 145—147, 156, 157, 161—171, 175, 177, 178, 182, 186, 190, 191, 194, 204, 249, 252.
Goethe, Frau Rat, 17—21, 23—25, 27—32, 37, 50—53, 55, 56, 93—101, 103, 104, 113, 129, 137, 139, 142, 161, 199, 200, 208, 249.
Günther, Oberkonſiſtorialrat, Seite 45, 47.
Hamlet, von Shakeſpeare, Seite 151, 181.
Herder, Caroline (geb. Flachsland), Seite 92—96, 121, 221.
Herder, Gottfried, Seite 91—96, 121, 210, 220.
Herzlieb, Minna, Seite 188, 191.
Heygendorff, Frau von (Schauſpielerin Caroline Jagemann), Seite 83, 125, 139, 144, 150, 163, 186.
Humboldt, Wilhelm von, Seite 12, 133, 163, 166, 196.
Huſchke, Doktor, Seite 84, 147.
Indiſche Dichtungen, Seite 84, 85.
Italien und die beiden italieniſchen Reiſen, Seite 13, 20, 22, 23, 90, 91, 93, 95, 96, 101, 138, 199, 210, 211—216, 220—225.
Jena, Seite 11, 26, 31, 47, 53, 56, 59, 60, 63, 68, 79, 80, 82, 95, 103, 106—109, 113, 114, 118, 119, 126—128, 134, 135, 138, 140, 148, 151, 163, 170—172, 174, 176, 181, 184, 187—190, 195, 196, 229.
Jena, Schlacht bei, Seite 38, 40, 45, 46, 48, 51.
John, Goethes Sekretär, Seite 155—157, 159, 161, 187.
Kapp oder Kappe, Arzt in Leipzig, Seite 60, 179, 180.
Karl Auguſt, Großherzog von Weimar, Seite 16, 17, 28, 55, 80, 82, 95, 96, 102, 119, 125, 134, 158, 159, 163, 177, 180, 210, 220, 222, 227, 228.

Karlsbad, Seite 53, 56, 57, 60—62, 72—74, 80, 81, 105, 126, 127, 130—132, 148—150, 154—156, 160, 161, 167, 170, 172, 176, 177, 180, 183—186, 189, 192, 228.
Knebel, Carl, Major von, Seite 12, 50, 56, 82, 84, 93, 119 bis 123, 166, 173, 174, 181, 188.
Knebel, Frau Luiſe von (geb. Rudorff), Seite 120—124, 181, 209.
Knebel, Henriette von, Seite 120, 121.
Körner, Gottfried, Seite 67, 114, 117.
Kräuter, Sekretär Goethes, Seite 82, 83, 193, 194.
Kügelgen, Gerhard von, Seite 71, 133, 163.
Lauchſtädt, Seite 28, 31, 34, 35, 57, 59—61, 116, 127, 129, 145, 148—150, 152—154, 165, 171, 174, 179, 185, 191.
Leipzig, Seite 15, 60, 63, 65, 113, 142, 143, 154, 172.
Luiſe, Herzogin von Sachſen-Weimar, 119.
Mainz, Belagerung von, Seite 102—104.
Maria Ludovika, Kaiſerin von Öſterreich, Seite 159, 177, 184—186.
Maria Paulowna, Erbprinzeſſin von Weimar, Seite 72, 106.
Meyer, Hofrat Profeſſor Heinrich, Seite 21, 25, 26, 64, 75, 77, 79, 80, 82—84, 97—101, 104, 108, 127, 136, 147, 172, 195, 200.
Meyer, Doktor Nikolaus, aus Bremen, Seite 9, 26, 27, 32, 33, 36, 37, 49, 133, 143—147, 163.
Müller, Kanzler von, Seite 51, 83, 166.
Napoleon I., Seite 47, 54, 130.
Rehbein, Arzt, Seite 83, 84.
Riemer, Wilhelm, Seite 38—40, 48, 54, 57, 63, 70, 73, 77, 79, 80, 83, 84, 128, 131, 134, 146, 156, 162, 178, 182, 193, 195, 197—202, 251, 252.
Roßla (von Goethe gekauftes, ſpäter verpachtetes Gut), Seite 28, 63, 114, 118, 119, 153.
Schiller, Charlotte von, Seite 105, 110—113, 117, 132—135, 163.
Schiller, Friedrich von, Seite 19, 26, 29, 34, 83, 96, 105, 109—114, 121, 122, 136, 144, 150, 209, 236.

an dir bedienen zu senden doch dachte
daß mir im Kopf fiel das Wetter
schiedt es ab den das beschlossen.
den 22 habe ich noch [illegible] der Schneider
mir sehr bedt ich will dir. von
dir auch schreiben. lebe wohl alle guten
freunde grüßen dich besonders dein
schwester [illegible] von dem 18 nach dir
als dann eine ersten [illegible] brief
erhalten habe lebe wohl und sei [illegible]

Dein dich herzlich liebende
Mutter [illegible]

Quellenangaben

Die Hauptquelle zu dieſem Buch, Chriſtianens Briefe an Goethe, die, ſo weit ſie noch vorhanden ſind, in den Urſchriften im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrt werden, waren mir nur ſoweit zugänglich, daß ich Einſicht in ſie nehmen, aber keine Abſchriften oder Notizen machen durfte, ohne ſie der Kontrolle der Herren vom Archiv vorzulegen. Ich beſchränkte mich deshalb auf die Einſichtnahme und auf den allgemeinen Eindruck, den mein Gedächtnis bewahren konnte; was an Briefſtellen im Wortlaut aufgenommen iſt, verdanke ich den Anmerkungen zu der Abteilung Briefe der Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Werken.

Von dieſer Ausgabe aus der Abteilung „Briefe" verwendete ich als Quellen Band IX bis XXX; von der Abteilung „Tagebücher" Band I bis VI; von der erſten Abteilung „Werke" Band I bis IV.

Von der Cottaſchen Jubiläumsausgabe Stuttgart und Berlin 1902—1912 verwendete ich auch Band I bis IV; Band XXXIX.

Von der Großherzog-Wilhelm-Ernſt-Ausgabe (Inſel-Verlag) Band III der Dramatiſchen Dichtungen.

Ferners verwendete ich aus den Schriften der Goethe-Geſellſchaft die „Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Chriſtiane und Auguſt von Goethe" 1889. Und: „Aus dem Goethe-National-Muſeum" Th. 1 und 2; 1895 und 1896.

Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer, Straßburg 1887.

Chriſtiane von Goethe. Goethes Chriſtiane Gedichten, voorafgaan door en Inleiding van Fr. A. Beuke. Apeldoorn: Dixon 1913.

Friedrich W. Riemer: Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841 (2 Bände).

Goethes Geſpräche. Hrsg. W. Frhr. v. Biedermann; Leipzig 1889—1896 (10 Bände).

Goethes Briefwechſel mit Marianne von Willemer. Hrsg. von Ph. Stein; Inſelverlag 1908.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Hrsg. von H. G. Gräf und A. Leitzmann, Leipzig, Inſelverlag, 1912 (3 Bde.).

Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel; Th. 1 u. 2, Leipzig 1851.

Knebels literariſcher Nachlaß. Hrsg. von K. A. Varnhagen, von Enſe und Th. Mundt. Leipzig 1835—36 (3 Bände).

Briefe des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach an Knebel und Herder. Hrsg. von H. Düntzer, Leipzig 1883.

Briefe an Fritz von Stein. Hrsg. u. eingel. von L. Rohmann, Leipzig, Inſelverlag, 1907.

Goethe: Das Tagebuch. Vier unterdrückte römiſche Elegien. Nicolai auf Werthers Grab. Hrsg. von Dr. Max Mendheim; Leipzig, A. Weigel, 1904.

Dr. W. Vulpius: Die Familie Vulpius. Stunden mit Goethe. Hrsg. von Prof. W. Bode.

Ich ſpreche an dieſer Stelle auch noch den Herren vom Goethe- und Schiller-Archiv und vom Goethe-National-Muſeum, und zwar beſonders Herrn Geheimrat Wolfgang v. Ottingen, Herrn Profeſſor Wahle und Herrn Dr. Kröber, ferner dem Herrn Geheimen Kirchenrat Spinner zu Weimar und ganz beſonders noch Herrn Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius meinen beſten Dank aus für ihre freundliche Unterſtützung zum Zuſtandekommen meiner Arbeit. Herrn Dr. Vulpius habe ich auch noch für Mitteilungen über die Vorgeſchichte der Familie Vulpius und über die Bertuchſche Blumenfabrik zu danken; ferners für eine ganze Reihe der Illuſtrationen, zu denen die Originale ſich in ſeinem Beſitz befanden, oder die mir durch ſeine gütige Vermittlung zugänglich wurden.

Namen- und Sach-Regiſter

(In dieſem Regiſter ſind nur die wichtigſten Perſonen- und nur ganz wenige Ortsnamen aufgenommen, da eine ausführliche Behandlung des Regiſters dieſes viel zu umfangreich für den Rahmen des Buches gemacht hätte. Beſonderer Wert wurde aber auf die Aufnahme aller jener Dichtungen und ſonſtigen Werke Goethes gelegt, die er in Briefen an Chriſtiane erwähnt, oder über die dieſe ſpricht. Da die meiſten Namen allen mit Goethe und ſeiner Zeit nur einigermaßen Vertrauten bekannt ſind, ſo erſchien es überflüſſig, umfangreichere Erklärungen zu geben. Namen, die nur belanglos einmal erwähnt wurden, ſind übergangen, ſo wie ſich auch die meiſten Schauſpielernamen, die häufiger in der Korreſpondenz zwiſchen Goethe und Chriſtiane vorkamen, unter der allgemeinen Zuſammenfaſſung: Theater- und Schauſpielerangelegenheiten finden.)

Alexander, Kaiſer von Rußland, Seite 71, 72.

Anna Amalia, Herzogin von Weimar, Seite 91, 120, 121, 132, 226.

Arnim, Herr von, Seite 57, 133.

Bernhard, Prinz von Sachſen-Weimar, Sohn von Karl Auguſt, Seite 67, 74, 83.

Bertuch, Rat, Seite 11, 12, 43, 229.

Boiſſerée, Sulpice, Seite 195, 196, 249.

Braut von Meſſina, von Schiller, Seite 144.

Buchholtz, Frau Doktorin, Freundin Chriſtianens, Seite 33, 57.

Campagne in Frankreich, Seite 17, 97—102, 171, 223.

Caroline, Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, Seite 110, 132, 133.

Cotta, Verlagsbuchhändler in Tübingen, Seite 25, 51, 152, 153, 196.

Egloffſtein, verſchiedene Mitglieder der freiherrlichen und der gräflichen Familie, Seite 13, 37, 75, 134, 139, 144, 163, 166.

Eybenberg, Marianne von, Seite 130, 131, 192.

Frankfurt, Seite 17, 20—22, 24, 25, 33, 77, 81, 83, 98, 102, 127, 129, 130, 136, 137, 139, 143, 145, 151, 154, 162, 168, 172, 197, 249.
Geiſt, Goethes Sekretär, Seite 27, 119.
Goethe, Auguſt von, Seite 16, 18—21, 25—32, 34, 35, 37, 38, 45, 51—53, 55—59, 68, 73—76, 79—85, 93, 97—104, 106 bis 111, 113—115, 117, 119, 125, 126, 129, 131, 133, 135 bis 142, 145—147, 156, 157, 161—171, 175, 177, 178, 182, 186, 190, 191, 194, 204, 249, 252.
Goethe, Frau Rat, 17—21, 23—25, 27—32, 37, 50—53, 55, 56, 93—101, 103, 104, 113, 129, 137, 139, 142, 161, 199, 200, 208, 249.
Günther, Oberkonſiſtorialrat, Seite 45, 47.
Hamlet, von Shakeſpeare, Seite 151, 181.
Herder, Caroline (geb. Flachsland), Seite 92—96, 121, 221.
Herder, Gottfried, Seite 91—96, 121, 210, 220.
Herzlieb, Minna, Seite 188, 191.
Heygendorff, Frau von (Schauſpielerin Caroline Jagemann), Seite 83, 125, 139, 144, 150, 163, 186.
Humboldt, Wilhelm von, Seite 12, 133, 163, 166, 196.
Huſchke, Doktor, Seite 84, 147.
Indiſche Dichtungen, Seite 84, 85.
Italien und die beiden italieniſchen Reiſen, Seite 13, 20, 22, 23, 90, 91, 93, 95, 96, 101, 133, 199, 210, 211—216, 220—225.
Jena, Seite 11, 26, 31, 47, 53, 56, 59, 60, 63, 68, 79, 80, 82, 95, 103, 106—109, 113, 114, 118, 119, 126—128, 134, 135, 138, 140, 148, 151, 163, 170—172, 174, 176, 181, 184, 187—190, 195, 196, 229.
Jena, Schlacht bei, Seite 38, 40, 45, 46, 48, 51.
John, Goethes Sekretär, Seite 155—157, 159, 161, 187.
Kapp oder Kappe, Arzt in Leipzig, Seite 60, 179, 180.
Karl Auguſt, Großherzog von Weimar, Seite 16, 17, 28, 55, 80, 82, 95, 96, 102, 119, 125, 134, 158, 159, 163, 177, 180, 210, 220, 222, 227, 228.

Karlsbad, Seite 53, 56, 57, 60—62, 72—74, 80, 81, 105, 126, 127, 130—132, 148—150, 154—156, 160, 161, 167, 170, 172, 176, 177, 180, 183—186, 189, 192, 228.
Knebel, Carl, Major von, Seite 12, 50, 56, 82, 84, 93, 119 bis 123, 166, 173, 174, 181, 188.
Knebel, Frau Luiſe von (geb. Rudorff), Seite 120—124, 181, 209.
Knebel, Henriette von, Seite 120, 121.
Körner, Gottfried, Seite 67, 114, 117.
Kräuter, Sekretär Goethes, Seite 82, 83, 193, 194.
Kügelgen, Gerhard von, Seite 71, 133, 163.
Lauchſtädt, Seite 28, 31, 34, 35, 57, 59—61, 116, 127, 129, 145, 148—150, 152—154, 165, 171, 174, 179, 185, 191.
Leipzig, Seite 15, 60, 63, 65, 113, 142, 143, 154, 172.
Luiſe, Herzogin von Sachſen-Weimar, 119.
Mainz, Belagerung von, Seite 102—104.
Maria Ludovika, Kaiſerin von Öſterreich, Seite 159, 177, 184—186.
Maria Paulowna, Erbprinzeſſin von Weimar, Seite 72, 106.
Meyer, Hofrat Profeſſor Heinrich, Seite 21, 25, 26, 64, 73, 77, 79, 80, 82—84, 97—101, 104, 108, 127, 136, 147, 172, 195, 200.
Meyer, Doktor Nikolaus, aus Bremen, Seite 9, 26, 27, 32, 33, 36, 37, 49, 133, 143—147, 163.
Müller, Kanzler von, Seite 51, 83, 166.
Napoleon I., Seite 47, 54, 130.
Rehbein, Arzt, Seite 83, 84.
Riemer, Wilhelm, Seite 38—40, 42, 54, 57, 63, 70, 73, 77, 79, 80, 83, 84, 122, 131, 134, 140, 156, 162, 178, 182, 193, 195, 197—202, 251, 252.
Roßla (von Goethe gekauftes, ſpäter verpachtetes Gut), Seite 28, 63, 114, 118, 119, 153.
Schiller, Charlotte von, Seite 105, 110—113, 117, 132—135, 163.
Schiller, Friedrich von, Seite 19, 26, 29, 34, 85, 96, 105, 109—114, 121, 122, 136, 144, 150, 209, 236.

Schloſſer, verſchiedene Mitglieder der Familie, Seite 53, 55, 56, 77—80, 154, 194, 195, 197.
Schopenhauer, Johanna, Mutter des Philoſophen, Seite 48, 134, 163, 166, 178.
Schubarth, K. E., Verf. v.: „Z. Beurteilung Goethes", Seite 154, 155, 157.
Schweizer Reiſe 1797, Seite 20—30, 127, 206.
Solbrig, Dichter und Rezitator, Seite 65, 243.
Stael, Frau von, Seite 126, 128.
Stark, Hofrat, Arzt, Seite 33, 60, 61, 79, 182.
Stein, Charlotte von, Seite 35, 36, 73, 81, 90—94, 96, 105, 117, 124—126, 130—133, 135, 181, 215, 218, 242.
Stein, Fritz von, Seite 35, 81, 92, 93, 125, 126, 130, 179.
Teplitz, Seite 53, 62, 72—75, 157—161, 170, 180, 186, 243.
Theater- und Schauſpieler-Angelegenheiten, Seite 51, 56, 58, 64, 73, 83, 110—118, 134, 138, 139, 141—144, 147—153, 163—165, 177, 179—183, 185, 186, 189, 190, 194, 243.
Thibaut, Rechtslehrer in Heidelberg, Seite 134, 164, 167, 170.
Ulrich, Caroline (Frau Profeſſor Riemer), Seite 54, 55, 59 bis 62, 73, 75, 77, 84, 133, 134, 150, 158, 162—164, 166, 177, 178, 183, 184, 186, 187, 193, 208, 209, 252.
Voigt, Geheimrat C. G., Seite 18—20, 23, 25, 26, 84, 103, 136, 137, 145, 169, 189.
Voß, Heinrich, Sohn des Homer-Überſetzers, Seite 47, 57, 141, 162, 164, 167.
Vulpius, Chriſtian Auguſt, Seite 9—10, 23, 24, 26, 27, 33, 36, 48, 49, 51, 53, 54, 84, 144—140, 152, 183.
Vulpius, Erneſtine, Seite 10, 10, 32, 35, 36, 37, 108, 118, 120, 137, 147, 171, 199.
Vulpius, Juliane (Tante Chriſtianens), Seite 10, 32, 35, 36, 37, 137, 199.
Vulpius, Rinaldo (Sohn von Chriſtian Auguſt Vulpius), Seite 51, 176.
Willemer, Marianne von, Seite 75, 81, 162, 192, 195, 249.

Willemer, Rat von, Seite 78, 80, 81, 162.
Wolff, Fr. A. (Philologe), Seite 54, 162.
Wolzogen, Mitglieder der Familie von, Seite 54, 79, 133, 134, 163.
Zelter, Karl Friedr., Seite 26, 62, 78, 149, 151, 195, 244.

Verzeichnis der in dieſem Buch erwähnten Werke Goethes.

Alexis und Dora, Seite 229.
Dichtung und Wahrheit, Seite 73, 156, 157, 175, 207.
Divan, Weſtöſtlicher, Seite 75, 76, 207, 215, 245.
Eckart, der getreue, Seite 63.
Elegien, Römiſche, Seite 10, 30, 207, 210—221, 223, 226, 227.
Farbenlehre, Seite 84, 151, 195, 196, 211.
Fauſt, Seite 114, 207, 210.
Gedichte (verſchiedene, nicht immer genau bezeichnet), Seite 71, 134, 135, 210—250.
„Gewohnt, getan" (Gedicht), Seite 65, 243.
Gott und die Bajadere, Der, Seite 151, 249, 250.
Götz von Berlichingen, Seite 148, 178.
Hermann und Dorothea, Seite 106, 140, 175, 207, 208, 229.
Löwenſtuhl, Der (Plan zur Oper), Seite 77.
Metamorphoſe der Pflanzen, Seite 173, 199.
Metamorphoſe der Pflanzen (Gedicht), Seite 199, 236—240.
Natürliche Tochter, Die, Seite 144, 207, 229.
Pandora, Seite 207, 229.
Pauſias und ſein Blumenmädchen, Der neue, Seite 13, 229 bis 236, 249.
Reinecke Fuchs, Seite 107, 207.
Totentanz, Der (Ballade), Seite 74.
Venezianiſche Epigramme, Seite 16, 116, 207, 211, 215, 220 bis 227.
Wahlverwandtſchaften, Die, Seite 134, 135, 151, 169, 207 bis 209.
Wilhelm Meiſter, Seite 181, 207.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus
M. Müller & Sohn

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Spitzweg

Der Altmeister Münchener Kunst

Von Professor H. Uhde-Bernays

Billige Ausgabe mit 155 Bildern

In Pappband M. 4.—, in Geschenkband M. 5.50

Die Vossische Zeitung schreibt über die Ausgabe: „Es war ein guter Einfall, das große Spitzwegwerk in einer wohlfeilen Ausgabe breiteren Massen zugänglich zu machen. Es gibt kein reizvolleres Bilderbuch für erwachsene Deutsche als diese Sammlung Spitzwegscher Idyllen. In über 150 Abbildungen erhält der Leser hier eine Vorstellung des Poeten Spitzweg, der mit Pinsel und Blei dichtete. Auch der Zeichner Spitzweg ist repräsentativ vertreten. Dies alles gibt, mit Uhde-Bernays' bescheiden zurücktretendem Text, das liebenswürdigste Buch dieses Jahres. Es ist ein Buch voll tiefem, ungestörtem Frieden — eben deshalb ist es uns jetzt besonders wert."

Hermann Bahr

Expressionismus

Mit 19 Tafeln

Geh. M. 3.—, in Halbperg. M. 4.50, Vorzugsausg. M. 16.—

Mit Variationen entstand aus dem bunten, üppigen Gerank des Bahr'schen Temperaments diese Kunstbetrachtung über den Expressionismus, die einmal die jüngste Kunst, ihre Problematik und ihr Wesen anspruchslos und populär darstellt, ohne ihre Eigenart dadurch zu schädigen. Was dem Buche aber eine besondere Note gibt, das ist, daß es erfüllt ist von einer glühenden weimaranischen Pietät. Goethes klarer Geist hilft mit, das, was uns in dieser Kunst verworren und rätselhaft erschien, aufzuhellen und zu verdeutlichen. So hat nun auch eine breitere Öffentlichkeit Gelegenheit, sich mit der Entwicklung der neuesten und jüngsten Kunst auseinanderzusetzen. Hier ist ein Weg zu diesem Ziel.

Delphin-Verlag München

Im gleichen Verlag iſt erſchienen:

Solneman der Unſichtbare

Satiriſcher Roman von A. M. Frey

Pappband M. 6.—, Halbleder M. 9.—, Vorzugsausg. M. 25.—

„Ein komiſcher Kleinſtadtroman. Ich habe lange kein modernes Buch geleſen, das ſo leicht und frei wie dieſes auf Dichterſchwingen über Dichterslande trägt. Hier tritt ein Satiriker von ungewöhnlichen Graden auf den Plan ... Trotz Krieg und Kriegsgeſchrei dürfen wir wohl für eine kleine Weile uns an dieſer närriſchen Welt ergötzen, wie ſie Frey erfaßt. Denn die Torheit ſtirbt nicht aus, wenn die Geſchütze donnern, und es iſt erlöſend gerade in ernſten Tagen, ſich an der heiteren Erkenntnis unſterblicher Torheiten und Schwächen beherzt wieder aufzurichten.“ Eugen Kalkſchmidt in der Frankfurter Zeitung.

Gerhard Ouckama-Knoop

Das A und das O

Geheftet M. 4.50, in Halbleder gebunden M. 6.—

„Auch dieſer Roman beginnt ſo als eine Art kulturkritiſchen Geſellſchaftsromans mit Geſprächen, die ohne allzu ſtrenge Bindung reich ſind an aphoriſmenhaft zugeſpitzten Sätzen. Aber es iſt, als ob unter dem Schreiben, möchte man nicht ſagen, angeſichts des Todes, der nur noch die letzte Strenge gelten läßt, ſich im Schreibenden die Idee des Werkes und des Werkzeugs, der Form, vertieft. Es entſteht ein Werk wahrhaft neuartigen und in Teilen wahrhaft bedeutenden Charakters... Was hier noch vor einigen Monaten gefordert wurde, ein Kunſtwerk, in dem nicht nur der kleinſtädtiſche Menſch unſerer Zeit, ſondern auch der durch alle Himmel und Höllen der Großſtadt Gegangene zur Harmonie des Lebensgefühls geführt wird, die Legende, der Mythos des heutigen Menſchen, hier iſt er.“ Joachim Benn in der Frankfurter Zeitung.

Delphin-Verlag München